

BAND 14 75 | VERÖFFENTLICHUNGEN
des Zentralinstituts für Alte Geschichte
und Archäologie
der Akademie der Wissenschaften
der DDR . 14 |

HERAUSGEGEBEN VON
JOACHIM HERRMANN

1
416 | DIE SLAWEN
2
IN DEUTSCHLAND |

2 | Geschichte und Kultur der slawischen Stämme
westlich von Oder und Neiße vom 6. bis 12. Jahrhundert . |

3 | Ein Handbuch . 6
| Neubearbeitung . |

4 | Herausgegeben von
JOACHIM HERRMANN |

Autorenkollektiv: Hans Holm Bielfeldt, Jan Brankačk,
Werner Coblenz, Peter Donat, Ernst Eichler, Evamaria Engel,
Siegfried Epperlein, Eike Gringmuth-Dallmer, Joachim Herrmann,
Martin Kasper, Bruno Krüger, Friedo Mětsk,
Hanns-Hermann Müller, Klaus Jürgen Schiller, Gerhard Schlimpert,
Jan Šolta, Herbert Ullrich, Hans Walther, Teodolius Witkowski

5 | Mit 16 Farbtafeln, 80 Tafeln,
172 Abbildungen und 1 Falttafel . |



60
| AKADEMIE-VERLAG | BERLIN |
| 1985 |



Redaktion: Uta Donat, Hiltrud Heinrich, Evelin Maaß
Register: Evelin Maaß

Redaktionsschluß 1983; einzelne Nachträge von Literatur während der Korrektur

Erschienen im Akademie-Verlag Berlin, DDR - 1086 Berlin, Leipziger Straße 3-4

© Akademie-Verlag Berlin 1970

Lizenznummer: 202 · 100/106/85 · P 100/84

Printed in the German Democratic Republic

Gesamtherstellung: VEB Druckhaus „Maxim Gorki“, 7400 Altenburg

Lektor: Ursula Diecke

Einband- und Schutzumschlagentwurf: Per Leonhardt

LSV 0225

Bestellnummer: 754 380 3 (2153/14)

04800

Inhalt

Vorbemerkungen	1
<i>I. Einwanderung und Wohnsitze der slawischen Stämme in Mitteleuropa</i>	7
1. Wohnsitze der slawischen Stämme und Stammesgruppen. Von Joachim Herrmann	7
2. Namen der Stämme und Landschaften. Von Ernst Eichler und Teodolius Witkowski	10
3. Siedlungsgefülle, Siedlungsgebiete und Stammesgebiete. Von Joachim Herrmann	14
4. Einwanderung und Herkunft der Stammesgruppen. Von Joachim Herrmann	21
5. Das Verhältnis zwischen slawischen Einwanderern und germanischer Restbevölkerung. Von Ernst Eichler, Gerhard Schlimpert, Teodolius Witkowski und Bruno Krüger	33
6. Die Ausbreitung der slawischen Besiedlung westlich von Elbe/Saale und Böhmerwald. Von Hans Walther	36
a) Die Herausbildung der politischen Grenze bis 800	36
b) Die Herausbildung der westlichen slawischen Siedlungsgrenze in den einzelnen Landschaften	38
c) Germanen, Slawen und Deutsche westlich von Elbe und Saale	43
7. Slawen und Baiern im Donaugebiet. Von Joachim Herrmann	44
8. Sprachen und Dialekte. Von Ernst Eichler und Teodolius Witkowski	47
a) Gliederung und Stellung innerhalb der slawischen Sprachfamilie	47
b) Das altsorbische Sprachgebiet	48
c) Das donauländisch-ostbayerische Sprachgebiet	50
d) Das altpolabische Sprachgebiet unter Einschluß des Drawehnopolabischen	51
9. Der Mensch. Von Herbert Ullich	54
a) Altersstruktur und Geschlechterverteilung	55
b) Bevölkerungsstruktur	56
c) Krankheitsbelastung, Verletzungen, Unfallfolgen	59
d) Anthropologische Aspekte zur Ethnogenese der Slawen	65
<i>II. Wirtschaft und Wirtschaftsentwicklung</i>	66
1. Ackerbau. Von Joachim Herrmann	68
a) Naturbedingungen und Rodung	68
b) Bodenbearbeitung und Wirtschaftsgröße	71
c) Ernte und Verarbeitung des Getreides	76
2. Viehwirtschaft. Von Joachim Herrmann und Hanns-Hermann Müller	81
a) Umfang und Bedeutung* der Viehhaltung	81
b) Die Haustierarten	83
c) Nutzung der Haustiere	87
3. Jagd. Von Joachim Herrmann und Hanns-Hermann Müller	92

b) Die Herausbildung und Festigung der feudalen Grundherrschaft und die soziale Lage der unterworfenen Bevölkerung	369
c) Die rechtlichen und kulturellen Verhältnisse der einheimischen Bevölkerung	373
d) Einige zusammenfassende Bemerkungen	375
VII. <i>Die feudale deutsche Ostexpansion im 12. und 13. Jahrhundert und die Herausbildung der vollentwickelten Feudalgesellschaft zwischen Elbe und Oder</i>	377
1. Voraussetzungen, Ursachen und Charakter der Ostexpansion. Von Evamaria Engel	377
2. Die militärisch-politische Eroberung. Von Evamaria Engel	379
a) Der Untergang des Obodritenreiches (1093 bis 1143)	379
b) Die Kämpfe des polnischen und deutschen Feudalstaates gegen das pommersche Herzogtum (Anfang des 12. Jahrhunderts bis 1137/38)	384
c) Die Eroberungen der Askanier um Brandenburg und Havelberg (1127 bis 1147)	388
d) Der Wendenkreuzzug von 1147	388
e) Die Eroberungspolitik Heinrichs des Löwen und die Entstehung der mecklenburgischen Fürstentümer (1147 bis 1181)	390
f) Die Eroberungszüge der Dänen an der südlichen Ostseeküste (Mitte des 12. Jahrhunderts bis 1227)	394
g) Die Begründung der Mark Brandenburg und der Kampf gegen Pommern (1147 bis Mitte des 13. Jahrhunderts)	397
h) Der Widerstand der slawischen Bevölkerung und die Haltung des slawischen Adels	400
i) Die Rolle der christlichen Kirche	402
3. Die bäuerliche Siedlung im 12. und 13. Jahrhundert. Von Siegfried Epperlein unter Mitwirkung von Eike Gringmuth-Dallmer	404
a) Die Gründe für die bäuerliche Abwanderung nach Osten	404
b) Die Ansiedlung niederländischer und deutscher Bauern in den Gebieten zwischen Saale/Elbe und Oder	408
c) Die Ansiedlung niederländischer und deutscher Bauern im Gebiet zwischen Saale/Elbe und Oder und die Entstehung einer hochfeudalen Klassenstruktur	419
4. Die Entwicklung zur kommunalen Stadt im Gebiet zwischen Elbe und Oder. Von Evamaria Engel	425
5. Die Folgen der feudalen deutschen Ostexpansion und die Herausbildung der entwickelten Feudalgesellschaft. Von Evamaria Engel	439
VIII. <i>Schichten und Klassen der slawischen Stammesgesellschaft im deutschen Feudalstaat und bei der Ethnogenese des deutschen Volkes – Ein Ausblick</i>	443
1. Der Prozeß der Assimilation und des deutsch-slawischen Zusammenlebens. Von Joachim Herrmann	443
2. Die Sorben in den Lausitzen	452
a) Vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Von Jan Brankač	452
b) Vom 16. Jahrhundert bis 1789. Von Friso Mětšk	464
c) Von 1789 bis 1917. Von Jan Šolta	470
d) Von 1917 bis 1945. Von Martin Kasper	475
e) Von 1945 bis zur Gegenwart. Von Klaus J. Schiller	479
IX. <i>Anhang</i>	484
1. Genealogische Reihen slawischer und deutscher Fürsten im 12. und 13. Jahrhundert. Zusammengestellt von Evamaria Engel	484

2. Die slawischen Reliktwörter in den deutschen Mundarten im ehemaligen slawischen Siedlungsgebiet westlich der Oder. Von Hans Holm Bielfeldt	487
X. <i>Anmerkungen</i>	494
XI. <i>Nachweise</i>	574
1. Abkürzungsverzeichnis	575
2. Sigelverzeichnis	576
3. Quellen- und Literaturverzeichnis	586
4. Abbildungsnachweis	595
XII. <i>Register</i>	595
1. Orts- und Stammesnamen	615
2. Personennamen	620
3. Autoren	629
4. Anschriften der Autoren	629

Beilage: Faltafel

b) Die Herausbildung und Festigung der feudalen Grundherrschaft und die soziale Lage der unterworfenen Bevölkerung	369
c) Die rechtlichen und kulturellen Verhältnisse der einheimischen Bevölkerung	373
d) Einige zusammenfassende Bemerkungen	375
VII. <i>Die feudale deutsche Ostexpansion im 12. und 13. Jahrhundert und die Herausbildung der vollentwickelten Feudalgesellschaft zwischen Elbe und Oder</i>	377
1. Voraussetzungen, Ursachen und Charakter der Ostexpansion. Von Evamaria Engel	377
2. Die militärisch-politische Eroberung. Von Evamaria Engel	379
a) Der Untergang des Obodritenreiches (1093 bis 1143)	379
b) Die Kämpfe des polnischen und deutschen Feudalstaates gegen das pommersche Herzogtum (Anfang des 12. Jahrhunderts bis 1137/38)	384
c) Die Eroberungen der Askanier um Brandenburg und Havelberg (1127 bis 1147)	386
d) Der Wendenkreuzzug von 1147	388
e) Die Eroberungspolitik Heinrichs des Löwen und die Entstehung der mecklenburgischen Fürstentümer (1147 bis 1181)	390
f) Die Eroberungszüge der Dänen an der südlichen Ostseeküste (Mitte des 12. Jahrhunderts bis 1227)	394
g) Die Begründung der Mark Brandenburg und der Kampf gegen Pommern (1147 bis Mitte des 13. Jahrhunderts)	397
h) Der Widerstand der slawischen Bevölkerung und die Haltung des slawischen Adels	400
i) Die Rolle der christlichen Kirche	402
3. Die bäuerliche Siedlung im 12. und 13. Jahrhundert. Von Siegfried Epperlein unter Mitwirkung von Eike Gringmuth-Dallmer	404
a) Die Gründe für die bäuerliche Abwanderung nach Osten	404
b) Die Ansiedlung niederländischer und deutscher Bauern in den Gebieten zwischen Saale/Elbe und Oder	408
c) Die Ansiedlung niederländischer und deutscher Bauern im Gebiet zwischen Saale/Elbe und Oder und die Entstehung einer hochfeudalen Klassenstruktur	419
4. Die Entwicklung zur kommunalen Stadt im Gebiet zwischen Elbe und Oder. Von Evamaria Engel	425
5. Die Folgen der feudalen deutschen Ostexpansion und die Herausbildung der entwickelten Feudalgesellschaft. Von Evamaria Engel	439
VIII. <i>Schichten und Klassen der slawischen Stammesgesellschaft im deutschen Feudalstaat und bei der Ethnogenese des deutschen Volkes – Ein Ausblick</i>	443
1. Der Prozeß der Assimilation und des deutsch-slawischen Zusammenlebens. Von Joachim Herrmann	443
2. Die Sorben in den Lausitzen	452
a) Vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Von Jan Brankač	452
b) Vom 16. Jahrhundert bis 1789. Von Frido Mětšk	464
c) Von 1789 bis 1917. Von Jan Šořta	470
d) Von 1917 bis 1945. Von Martin Kasper	475
e) Von 1945 bis zur Gegenwart. Von Klaus J. Schiller	479
IX. <i>Anhang</i>	484
1. Genealogische Reihen slawischer und deutscher Fürsten im 12. und 13. Jahrhundert. Zusammengestellt von Evamaria Engel	484

2. Die slawischen Reliktwörter in den deutschen Mundarten im ehemaligen slawischen Siedlungsgebiet westlich der Oder. Von Hans Holm Bielfeldt	487
X. <i>Anmerkungen</i>	494
XI. <i>Nachweise</i>	574
1. Abkürzungsverzeichnis	574
2. Sigelverzeichnis	575
3. Quellen- und Literaturverzeichnis	576
4. Abbildungsnachweis	586
XII. <i>Register</i>	595
1. Orts- und Stammesnamen	595
2. Personennamen	615
3. Autoren	620
4. Anschriften der Autoren	629

Beilage: Faltafel

Vorbemerkungen

Über siebenhundert Jahre lang erklangen in weiten Gebieten der heutigen beiden deutschen Staaten und Österreichs slawische Sprachen und Dialekte. Slawische Stämme und Völkerschaften gelangten in einer Zeit, als das Erbe des zusammengebrochenen Römischen Imperiums immer neue Völker anzog, nicht nur bis zum Olymp der Griechen, nach Jugoslawien und Kärnten, sondern auch weit nach Westen, bis zur Elbe und Saale, teilweise darüber hinaus bis an den Main und in das Tal der Regnitz.

Trafen die slawischen Wanderzüge im Süden allerorts auf provinzialrömische Tradition und Reste der antiken Bevölkerung, Kultur und Zivilisation, so hatten sie im Norden und Westen unwegsame Sümpfe, breite Ströme und undurchdringliche Wälder zu bezwingen. Das Land zwischen Oder und Elbe war in dieser Zeit nur schwach besiedelt. Die germanischen Stämme, ein halbes Jahrtausend und länger hier ansässig, waren in das untergehende Römerreich eingedrungen oder hatten sich an dessen einstigen Grenzen niedergelassen.

Die erste Tat der slawischen Einwanderer war eine Kulturtat: Sie rodeten weite Teile des Landes und bestellten den Acker, sie legten Dörfer an, bald auch Burgen, und gründeten schließlich die ersten frühen Städte. Neue Wege begannen das unwegsame Land zu überziehen, Brücken und Dämme die Flüsse und Sümpfe zu überspannen und passierbar zu machen. Die Landschaften erhielten Namen, desgleichen die Siedlungen. Lausitz und Lommatzsch, Barnim und Balsamerland, Teltow, Lebus, Rügen und Pommern führen ihre Bezeichnungen auf diese Zeit zurück, ebenso wie etwa fünfzig von hundert unserer heutigen Ortsnamen – in der einen Landschaft mehr, in der anderen weniger. Eine kulturelle Entwicklung wurde in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends eingeleitet, deren Traditionslinien sich, durch vielfältige gesellschaftliche Umbrüche, politische und kulturelle Umwälzungen zwar verändert, bis auf unsere Zeit verfolgen lassen.

Die slawischen Stämme und Völkerschaften, über die hier berichtet werden soll, hatten eine bewegte Geschichte. Der Prozeß des Überganges von den Verhältnissen der späten Urgesellschaft zur feudalen Klassengesellschaft bestimmte das historische Geschehen. Erbitterte Kämpfe zwischen den sich herausbildenden Schichten und Klassen zur Bewältigung dieses Weges und unerbittliche Niederlagen im Krieg untereinander und mit den Nachbarn berührten alle Zeitgenossen. Helden und Heroen, wie sie sich bei allen Völkern in solchen Kämpfen bewährten, wurden auch von diesen Stämmen hervorgebracht und besungen. Eine große Rolle in der Geschichte dieser Stämme spielten von Anfang an die Auseinandersetzungen mit dem Frankenreich.

In den Gebieten westlich des Rheins hatten die Franken am Ende des 5. Jh. die

gen, und es entstanden teilweise wichtige Einzeluntersuchungen, die zum ersten Male nicht nur die politische Geschichte, sondern auch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse berücksichtigten.

Ein erneuter Wandel trat mit der Gründung und Festigung der Bundesrepublik Deutschland und im Zusammenhang mit der Vorbereitung und Herausbildung einer neuen Ostpolitik ein. Zur historischen Begründung dieser Politik wurde auch der hier behandelte Geschichtsabschnitt herangezogen, vor allem für die Schaffung des neuen Abendlandbegriffes. Die westslawischen Völker der Tschechen, Slowaken und Polen einschließlich der Stämme und Völkerschaften zwischen Oder und Elbe/Saale wurden in dieses Abendlandbild integriert. Die Eroberungen und die Vorherrschaft des deutschen Feudalstaates über diese Gebiete werden als bedeutende Kulturleistung mit Modellcharakter dargestellt.

Dieses neue Abendlandbild billigt den westslawischen Völkern kulturelle Leistungen zu, hebt sie jedoch gleichzeitig als Leistungen des deutschen oder westeuropäischen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Einflusses hervor. Die eigene, aus den gesellschaftlichen Verhältnissen erfolgte Entwicklung dieser Völker wird gering geschätzt, abgewertet oder übergangen.

Um so dringlicher erschien es, gestützt auf alle verfügbaren Quellen, sowohl auf Urkunden als auch auf Chroniken, archäologische Funde und Ausgrabungsergebnisse und Erkenntnisse der Namenkunde, das tatsächliche historische Geschehen und dessen Ursachen darzustellen. Es wurde der Versuch unternommen, die wirtschaftlichen und sozialökonomischen Bedingungen und die treibenden Kräfte herauszuarbeiten, die Geschichte und Schicksal jener Stämme und Völker bestimmten. Die Autoren konnten sich dabei auf eine größere Anzahl neuer marxistischer Forschungen und Darstellungen deutscher, polnischer, tschechischer, slowakischer und sowjetischer Wissenschaftler und nicht zuletzt auf ihre eigenen, teilweise umfangreichen Arbeiten stützen.

Das Buch schließt mit einem Ausblick auf die bis zur Gegenwart geführte Geschichte der sorbischen Minderheiten in der Ober- und Niederlausitz. Im vollen Licht der neueren und neuesten Geschichte wird an dem Schicksal dieser nationalen Minderheit besonders deutlich, wie die Entwicklung von Sprache und Kultur, nationaler Tradition und Pflege dieser Tradition auf das engste von den sozialen Auseinandersetzungen, vom Kampf der Klassen abhängig ist. Erst die Beseitigung der Ausbeuterklassen führte auch zur Aufhebung der über tausendjährigen nationalen Gegensätze, die letztlich Gegensätze zwischen einer im wesentlichen deutschsprechenden Ausbeuterklasse und der sorbischsprechenden arbeitenden Klasse der Bauern und unteren Schichten der Städte waren. Damit ist der Weg geebnet für eine gemeinsame sozialistische Entwicklung. Sorbische sprachliche und kulturelle Besonderheiten haben ihre Funktion, Schild im Klassenkampf der Unterdrückten und Angriffsziel der Ausbeuterklassen zu sein, verloren. Sie haben vielmehr den Rang von kulturpolitisch bedeutsamen Erscheinungen und Besonderheiten angenommen, zu deren Pflege und Entfaltung die sozialistische Gesellschaft Möglichkeiten und Mittel aufbringt. Artikel 40 der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik legt daher fest: „Bürger der Deutschen Demokratischen Republik sorbischer Nationalität haben das Recht zur Pflege ihrer Muttersprache und Kultur. Die Ausübung dieses Rechts wird vom Staat gefördert.“

Möge das Handbuch all denen Nutzen sein, deren Interesse sich der Geschichte und Kultur dieser Stämme und Völker zuwendet, die wissen wollen, wie sich die Entstehung des deutschen Volkes im Mittelalter vollzog oder die einfach zu erfahren

wünschen, wer die Menschen waren, denen die Namen unserer Dörfer und Städte, manche kulturelle Gewohnheit und selbst Spuren in der Landschaft ihren Ursprung verdanken.

Mit diesen Vorbemerkungen wurde vor mehr als einem Jahrzehnt das Handbuch „Die Slawen in Deutschland. Geschichte und Kultur der slawischen Stämme westlich von Oder und Neiße vom 6. bis 12. Jahrhundert“ eingeleitet. Nachdem das Werk in wenigen Jahren drei Auflagen erfuhr, hatten sich Autoren und Herausgeber trotz der anhaltenden Nachfrage entschieden, keine weiteren unveränderten Auflagen mehr drucken zu lassen. Die siebenziger Jahre brachten wesentliche Forschungsergebnisse, die nicht bloß eingefügt oder zugesetzt werden konnten. Zahlreiche Rezensionen und die Neubearbeitung von Fragestellungen und Quellen zeigten, daß das Buch dazu angeregt hatte, in größerem Umfang verschiedene Aspekte der Geschichte der slawischen Stämme in Deutschland und der deutsch-slawischen Beziehungen zu untersuchen.

Aber auch an politisch motivierten Unterstellungen gegenüber den Autoren hat es nicht gefehlt. Angesichts der Bürde nationalistischer deutscher Geschichtsschreibung, mit der die Autoren sich auseinandersetzen hatten, überrascht das nicht. Die Mehrzahl der Kritiker hat jedoch dem Grundanliegen des Werkes zugestimmt.

Bei der Neubearbeitung des „Handbuchs“ ließen sich Herausgeber und Autoren vor allem von folgenden Gesichtspunkten⁴ leiten:

Erstens ging es um eine gründliche Überarbeitung aller Kapitel, zu denen die Forschung im letzten Jahrzehnt wesentlich vorangekommen war. Das betrifft die Kapitel zur Einwanderung der slawischen Stämme, zur Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte, zur materiellen und geistigen Kultur, insbesondere zum Kult und zum frühen Städtewesen.

Ausgedehnte Ausgrabungen, verbunden mit der Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden, haben eine Vielzahl von neuen Erkenntnissen erbracht, insbesondere auch zu Regionen, die bisher nur unzureichend einzuordnen waren. Siedlungsgeschichtliche Untersuchungen führten an die Frage des Landesausbaues und dessen verschiedene Stufen heran. Neu aufgenommen wurden Aussagen über das bairisch-slawische Verhältnis im Donaugebiet.

Zweitens galt es, die vielfachen Meinungen und Diskussionen um den Aufbau des Werkes und um Einzelaussagen zu prüfen. Die Autoren haben sich entschieden, die Gliederung des Werkes beizubehalten. Ein Handbuch kann auf eine überschaubare Systematik nicht verzichten. Bei allem Bemühen, die Grundlinien der Geschichte zu erfassen, war es nicht möglich, die Kapitel über Siedlung, Wirtschaft, Burgenbau, materielle und geistige Kultur aufzulösen und den Stoff einigen generell dargestellten Grundlinien zuzuordnen – zumal doch diese erst aus der systematischen Behandlung der Grundlagen des historischen Daseins gewonnen worden sind.

Drittens wurde mehrfach gemeint, der Gegenstand sei nicht titelgerecht behandelt, da das mittelalterliche Deutschland noch weitere Gebiete umfaßt habe, in denen zugleich eine slawische Bevölkerung gelebt habe. Das hier vorgelegte Handbuch untersucht jedoch das frühe Mittelalter und den Beginn des hohen Mittelalters, d. h. die Zeit vom 6. bis 12. Jh. In dieser Zeit griff das Territorium des deutschen Feudalstaates nicht über die Oder und nur wenig über die Neiße hinaus. Es umfaßte in erster Linie slawische Stämme, die in der Epoche der Auflösung der Gentilgesellschaft in den deutschen Feudalstaat einbezogen worden waren, so wie andere slawische und

nichtslawische Stämme dieser Entwicklungsstufe vom dänischen oder polnischen Feudalstaat integriert wurden. Die Expansion des deutschen Feudalstaates auf Kosten anderer feudaler Staaten und deren Nationalitäten gehört späteren Jahrhunderten an. Diese Expansion stellte eine andere Art feudalstaatlicher Eroberungspolitik dar, mit anderen historischen Voraussetzungen und Bewertungen. Sie sollte und konnte nicht Gegenstand der im Untertitel klar abgegrenzten Zielstellung sein.

Viertens galt es, die Kritiken zu beachten, die auf noch strengere Verwirklichung des Handbuch-Charakters drängten. Die Autoren erweiterten daher u. a. die Belege zu Fakten und Aussagen über wesentliche Zusammenhänge durch Quellen- und Literaturnachweise erheblich.

Fünftens schließlich wurden die Illustrationen überarbeitet, ausgetauscht und ergänzt.

In der ersten Auflage des „Handbuchs“ wurde besonderes Gewicht sowohl auf die Darstellung der Eigenentwicklung der slawischen Stämme und deren innere Gesetzmäßigkeit als auch auf die Auseinandersetzung der slawischen Stämme mit dem deutschen Feudalstaat gelegt. Die Triebkräfte der feudalen deutschen Ostexpansion und die Auswirkungen dieser Expansion sind aufgezeigt worden. Diese Darstellung enthält viele Wahrheiten, die nicht allen Lesern willkommen waren. Krieg, Eroberung, Vertreibung slawischer Bauern von Grund und Boden, Ausrottung der Menschen ganzer Siedlungen, äußerste Brutalität der Kriegsführung – alles das charakterisiert die Geschichte jener Jahrhunderte, die von uns behandelt werden.

Aber die Mißdeutung der Geschichte beginnt dort, wo die historische Realität beschönigt und verschwiegen wird. Diese historische Realität war einerseits geprägt von Klassengegensätzen und Klassenkämpfen, von Klassenscheiden, die unabhängig von der ethnischen Zugehörigkeit verliefen. Die feudaldadlige Oberschicht deutscher und slawischer Herkunft verständigte sich sehr rasch auf ihre Interessenübereinstimmung und handelte gemeinsam gegen die unteren Schichten der Bauern und Kossäten, der Smurden und Kmeten. Wie aber reagierten die Menschen der unteren Schichten? Wie wurden sie ausgenutzt und wie sehr waren ihre Aktionen durch Bildungsniveau und Vorurteil begrenzt, wie weit ließen sich flämische, holländische, sächsische, sorbische und lutizische Bauern gegeneinander gebrauchen? Wie weit waren sprachliche und kulturelle Andersartigkeit die subjektive, kaum zu bezwingende Scheide zwischen Menschen mit objektiv vergleichbaren sozialen Grundinteressen gegenüber der Ausbeutung des Feudaladels?

Diese Fragen sind bisher nirgendwo durchgängig untersucht worden, die uns bekannten Quellen geben wenig Auskunft dazu. Nur sehr sporadisch lassen sich die Tragödien des Alltagslebens erkennen, die aus solchen sich einander überschichtenden Beziehungen entstanden. Vereinzelt und unter dem Blickwinkel von Landpfarrern, wie Helmold von Bosau, werden sie von Zeitgenossen andeutungsweise dargestellt.

Die Geschichte der ersten Klassengesellschaft auf ostelbischem Boden war – wie die zwischen Rhein und Elbe, an Dnepr und Don, zwischen Oder und Weichsel oder im germanischen Norden – eine Geschichte der harten sozialen Kämpfe und Widersprüche. Die entstehende Adelsklasse brachte durch Eroberung, Raub und Zwang den Grund und Boden an sich; auf diese Weise entstanden neue Eigentumsverhältnisse, auf die Fürsten und Adel über siebenhundert Jahre ihre ökonomische, soziale, militärische und politische Macht begründeten. Das brachte zunächst historisch progressive Entwicklungslinien hervor, es brachte aber Ausbeutung und Knechtschaft zugleich.

Die Quellen für diese Zusammenhänge sind vorgelegt.

I. Einwanderung und Wohnsitze der slawischen Stämme in Mitteleuropa

1. Wohnsitze der slawischen Stämme und Stammesgruppen

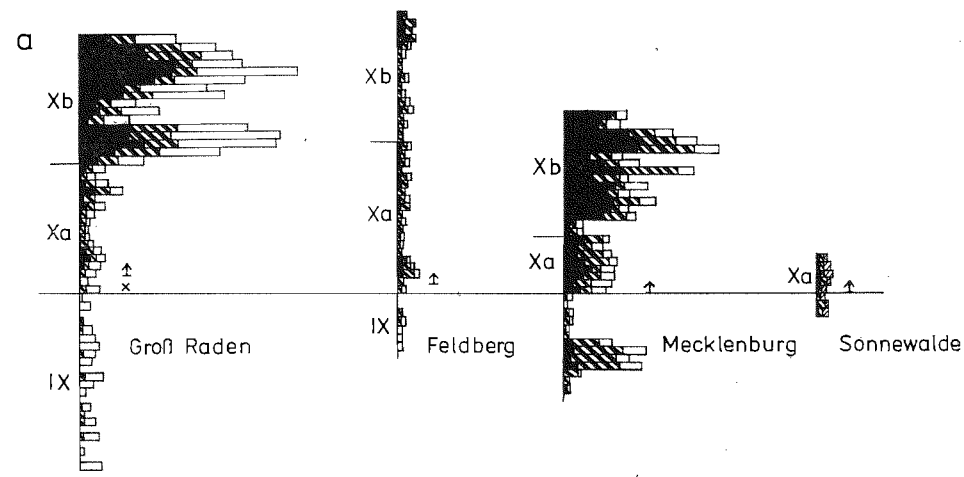
Zum Jahre 631 berichtet der fränkische Chronist Fredegar (IV/68) über ein bedeutendes Ereignis an der Ostgrenze des fränkischen Reiches: In Böhmen, Mähren und im mittleren Donaugebiet war im Kampf gegen die Awaren das slawische Großreich des Samo entstanden. Diesem Großreich schlossen sich auch Sorben – „die seit alters zum fränkischen Reich gehört hatten“ – unter ihrem Fürsten (dux) Dervan an. Das ist der erste Bericht über einen slawischen Stamm in den später deutschen Gebieten. Er wirft Licht auf die großen Veränderungen, die die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung des östlichen Mitteleuropa im Verlauf der Völkerwanderungszeit erfahren hatte.

Ausführlicher werden die Nachrichten erst im 9. Jh. Der sogenannte Bayerische Geograph¹, dessen „Beschreibung“ um 850 entstand, kannte folgende Stämme: Obodriten mit mehreren Teilstämmen; Wilzen mit vier Teilstämmen; Linonen, Bethenici, Smeldinger, Morizani (Marzanen oder Müritzer); Heveller; Sorben mit mehreren Teilstämmen; Daleminzer; Lusizer; Milzener; Besunzanen. Ohne Zweifel sind damit die wichtigsten Stammesverbände und Einzelstämme erwähnt. Diese systematische Aufzählung von Stämmen unter Angabe der civitates, d. h. der Burgen und Gefilde, über die diese Stämme verfügten, erfährt für einige Gebiete wesentliche Ergänzungen durch die Überlieferung der fränkischen Annalistik seit dem letzten Viertel des 8. Jh.² Die größeren Stämme werden teilweise auch in der um 890 verfaßten Chorographie des angelsächsischen Königs Alfred des Großen erwähnt; zusätzlich führt diese die Siusler und die Osti auf.³

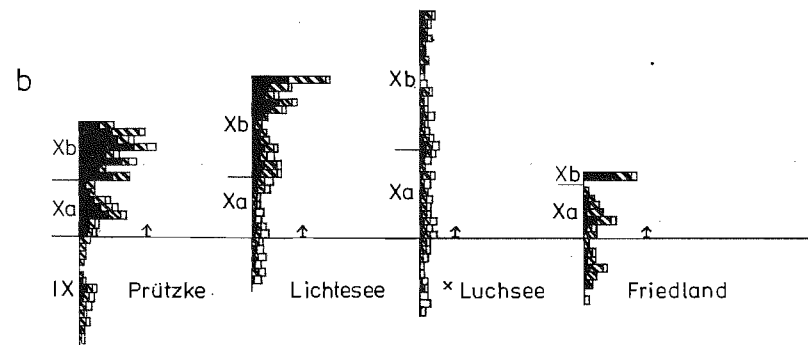
Mit dem Beginn direkter chronikalischer und urkundlicher Überlieferungen werden seit dem 10. Jh. neben diesen im allgemeinen größeren und bedeutenderen Stämmen sehr viele kleinere genannt, so daß sich die Aufteilung des Landes an die einzelnen Stämme im wesentlichen rekonstruieren läßt (Taf. 1).

An der südlichen Ostseeküste, zwischen Kieler Förde und mittlerer Warnow, saßen die Obodriten. Sie werden zum ersten Male von fränkischen Chronisten im Zusammenhang mit den Sachsenkriegen Karls des Großen zum Jahre 781 erwähnt. Damals kämpften sie an der Seite der Franken gegen die Sachsen. Seit alters gehörten zu den Obodriten vier Teilstämme: Wagrier in Ostholstein, Polaben zwischen Trave und Elbe, Warnower an der oberen Warnow und Mildnitz sowie die für den Stammesverband namengebenden Obodriten von der Wismarer Bucht bis südlich des Schweriner Sees.⁴ Der Name Obodriten wurde vor der Einwanderung wahrscheinlich von einem Stamm geführt, der sich im Verlauf der Wanderung teilte. Ein Stammesteil zog in das Donaugebiet. Die fränkische Chronistik bezeichnete sie als „Ostobodriten“ („Oster-

Unterbrechung der Kurven siedlungszeitiger Pollen



Kontinuierlicher Verlauf der Kurven weidezeigender Pollen



Birken, bedeckt. In den feuchten Niederungen dominierte die Erle, auf den noch vom Grundwasser beeinflussten Böden herrschte die Stieleiche vor, während die trockenen Sanderflächen von der Kiefer bestockt wurden, der Birken bzw. Traubeneichen mehr oder weniger häufig beigezelt waren. Der Nährstoffgehalt der Grundmoränenböden nimmt von Norden nach Süden mit dem zunehmenden geologischen Alter und der dadurch längeren Auswaschungsdauer ab. Dadurch waren die Böden der südlichen Grundmoränen wenig buchenfreundlich. Auf den besseren Böden im Norden des Gebietes, wie im Bereich des Pommerschen Stadiums oder der Rügener Staffeln, war die Buche zur Zeit der slawischen Landnahme noch nicht zur vollen Ausbreitung gelangt, so daß anzunehmen ist, daß die Buche – und auch die Hainbuche – im gesamten Diluvialgebiet zu Beginn der Besiedlung nur eine untergeordnete Rolle spielte (vgl. auch Taf. 1).

Die Einwanderer folgten den oben beschriebenen Leitlinien der Landschaften und wählten aus ihnen die ihren wirtschaftlichen Interessen und Möglichkeiten entsprechen-

Kontinuierlicher Verlauf der Getreidekurven

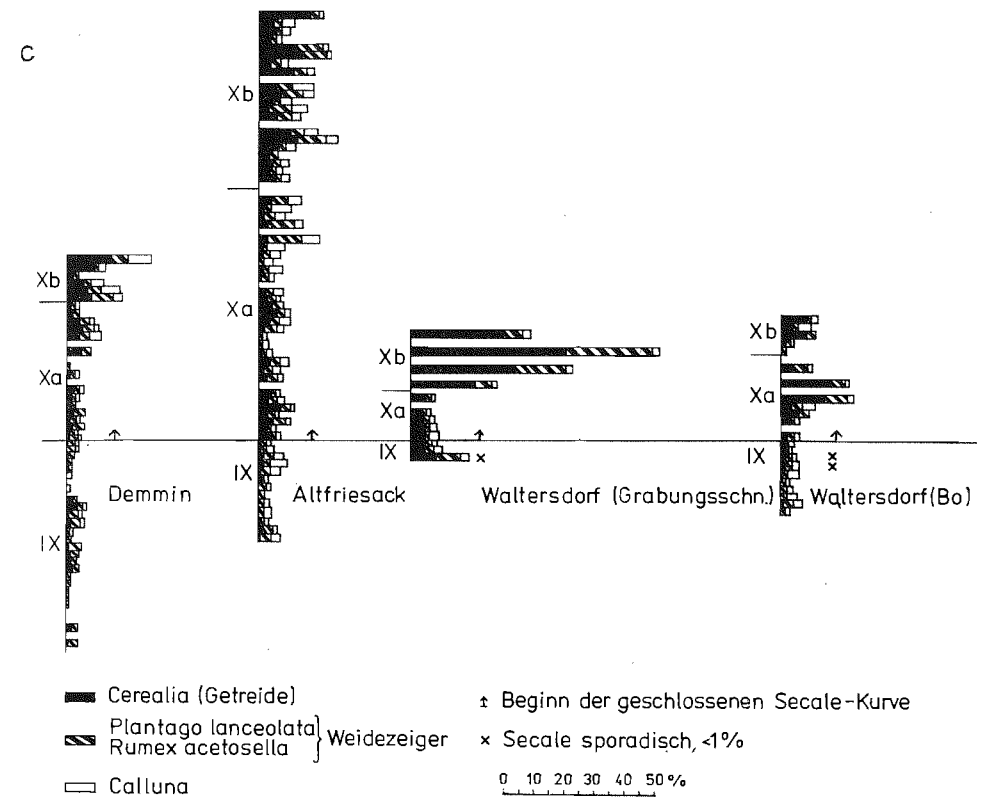


Abb. 1 Beispiele für Diskontinuität (a) bzw. Kontinuität (b, c) der Besiedlung im nordwestslawischen Gebiet.

den günstigen Gebiete zur Ansiedlung aus. Flüsse, Bäche und Seen zogen die Einwanderer an, an ihren Ufern schlugen sie Lichtungen in den Wald – nach den bisher vorliegenden pollenanalytischen Untersuchungsergebnissen vorwiegend in eichenreichen Mischwäldern – und bauten ihre Häuser. Mehrere Siedlergruppen ließen sich in der Regel in engerer Nachbarschaft nieder. Die Wälder zwischen ihren Ansiedlungen wurden durch Anlage von Feldern, Vieheintrieb und Holznutzung allmählich lichter, und es bildete sich bald eine kleine Kulturlandschaft. Auf diese Weise entstanden Siedlungsgefülle oder Siedlungskammern (Taf. 1).

Bereits seit dem 7. Jh. wurde vereinzelt mit der Anlage von Burgen begonnen. Nach und nach entstand nahezu in jedem Siedlungsgefülle eine Burg. Die Siedlungsgefülle wurden damit zu Burgbezirken; diese bildeten die eigentlichen Grundeinheiten der Stammesgliederung. In den lateinischen Quellen werden sie als „civitates“ bezeichnet; bei den Sorben hießen sie vielleicht „župa“, die Polen nannten sie „opole“, die Ostslawen „mir“ oder „verv“ (S. 252 f.). In der Gründungsurkunde von Kremsmünster in

Österreich wird u. a. eine solche Siedlergruppe erwähnt. Sie bestand aus dreißig Familien, geführt von einem Župan namens Physso. Sie hatte sich an der Dietach, einem Nebenflüßchen der Donau, niedergelassen und das Land gerodet.⁴³ In Nordostbayern wurden derartige kleine Siedlergruppen, die eine Siedlungskammer urbar machten, wohl als Knese bezeichnet.⁴⁴ In einigen Landschaften, in denen es möglicherweise zur Konfrontation mit bereits ansässigen älteren germanischen oder slawischen Siedlern kam, ließen sich die Neankömmlinge konzentriert in großen Siedlungen nieder, die teilweise befestigt waren oder neben denen Fluchtburgen errichtet wurden.⁴⁵

Mehrere benachbarte Siedlungsgefilde oder Siedlungskammern, zwischen denen die isolierenden Grenzwälder nach und nach zurückgedrängt oder aufgelichtet wurden, bildeten größere Siedlungsgebiete. Ein Fluß-, Seen- oder Talsystem konnte die landschaftliche Grundlage für ein altes Siedlungsgebiet abgeben (Abb. 2; 3).

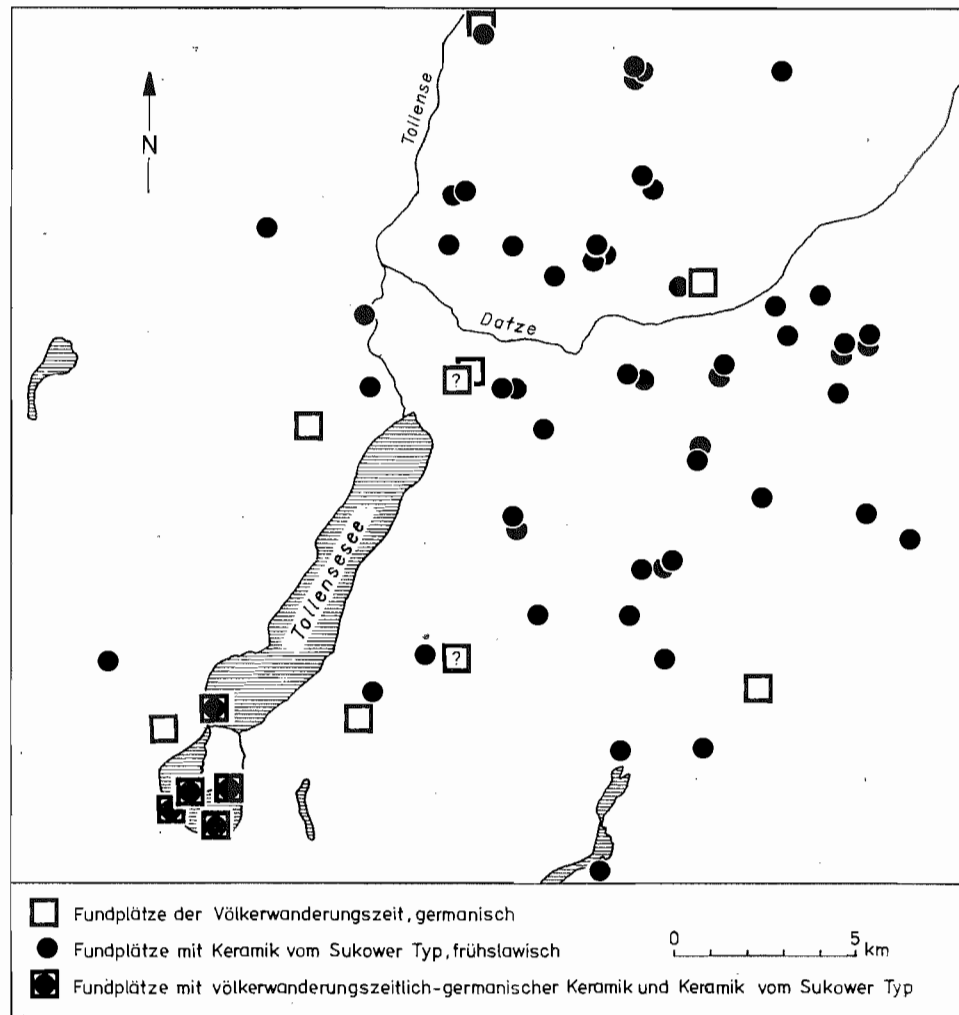


Abb. 2 Germanische und frühslawische Besiedlung am Tollensesee bei Neubrandenburg.

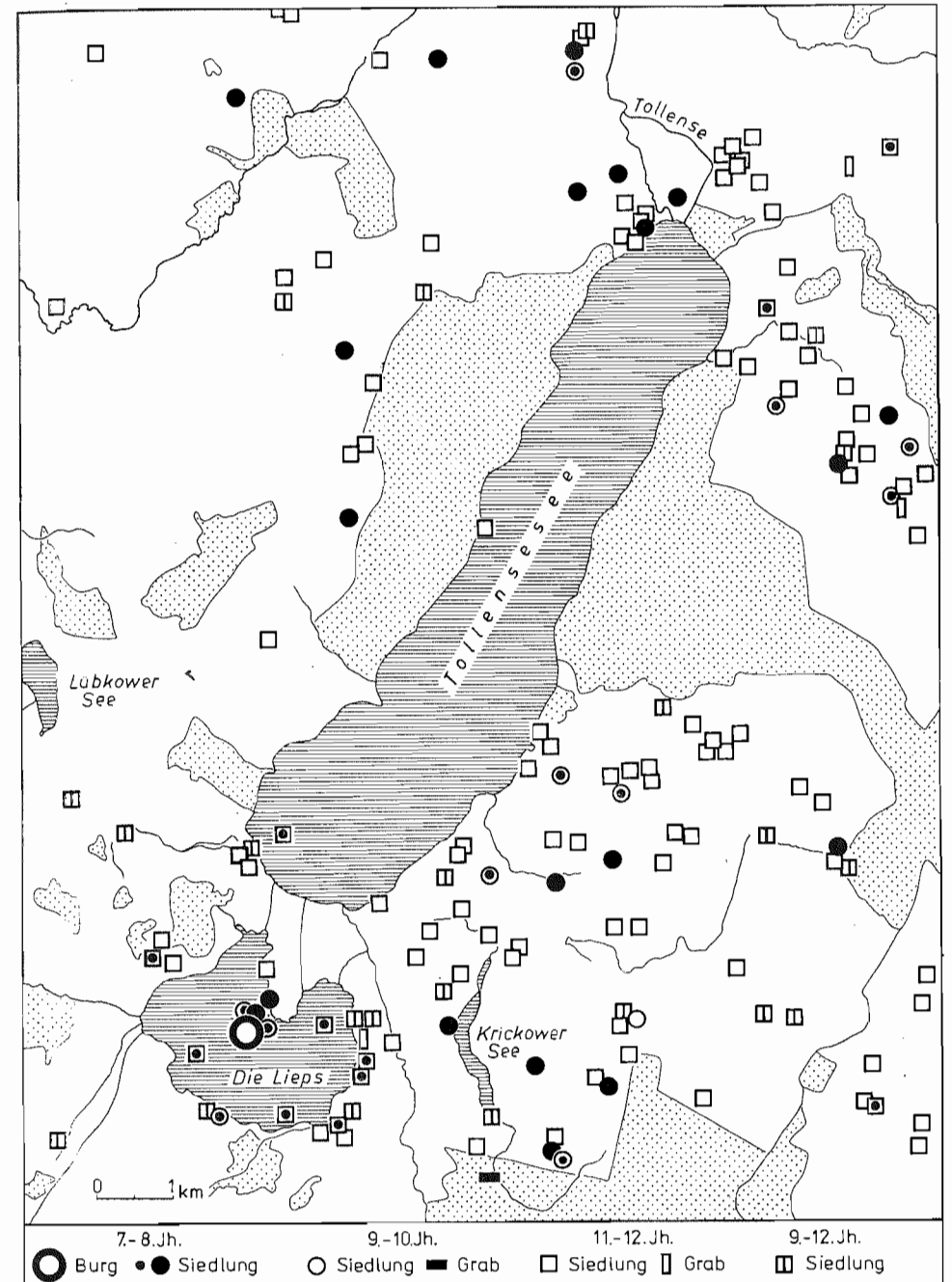


Abb. 3 Slawische Siedlungsgefilde am Tollensesee bei Neubrandenburg (Punktierte Flächen sind heutige Waldgebiete.).

In einem solchen Siedlungsgebiet wohnte jeweils ein Stamm oder Teilstamm. In manchen Fällen erstreckte sich ein Stammesgebiet jedoch über mehrere Siedlungsgebiete; die Wagrier bewohnten drei, die Obodriten wenigstens zwei Siedlungsgebiete. Über drei bis vier Siedlungsgebiete verteilten sich auch die Zirzipanen (Taf. 1; Beilage).

Große Wälder oder andere Naturhindernisse schieden diese Siedlungsgebiete voneinander. Zwischen Dossanen und Müritzern erstreckte sich der sogenannte Besut, nach einem Chronisten ein Urwald von 15 bis 25 km Breite; nach Südosten fand er seine Fortsetzung in der Lietze, diese wiederum im Ukerschewolt. Zwischen Obodriten/Wilzen im Norden und den Stämmen im Havelgebiet verlief also ein breiter Waldgürtel von der Elbe bis zur Oder. Er folgte vorwiegend den breiten Sanderzonen der äußeren baltischen Eisrandlage oder den eiszeitlichen wasserarmen Hochflächen. Ein anderer breiter Waldgürtel reichte von der Lüneburger Heide über Letzlinger Heide, Fläming, Lausitzer Grenzwald bis zur Neiße. Dieser Grenzwald trennte die Stämme des Havelgebietes von denen des Elbe-Saale-Gebietes und schuf eine teilweise 50 km breite Grenze zwischen Lusizern und Milzenern. Die Mittelgebirge bildeten Siedlungsscheiden zwischen mitteldeutschem Elbe-Saale-Gebiet und Böhmen bzw. Nordostbayern sowie zwischen Nordostbayern und den Stämmen des böhmischen Kessels.

Durch Rodungen war die große mitteleuropäische Waldlandschaft während der slawischen Einwanderung und den folgenden Jahrhunderten aufgelichtet worden. Insgesamt jedoch bestimmten große Wälder und breite Waldzonen nach wie vor das Landschaftsbild. Beträchtliche Veränderungen setzten seit dem Ende des 1. Jahrtausends und vor allem seit dem 11./12. Jh. ein. Durch rasch fortschreitende Rodungen und erweiterten Landesausbau wurde die ursprüngliche Gliederung in Siedlungsgefülle und Siedlungsgebiete oft verwischt. Die Grenzwälder wurden dort, wo ackerbaugünstiger Boden lag, teilweise gerodet (Taf. 1). Das geschah besonders augenfällig im Grenzgebiet zwischen Polaben, Obodriten und Wagriern. In der alten Grenzzone zwischen diesen drei Stämmen legten die Obodritenfürsten den Vorort des entstehenden Obodritenstaates, Lübeck (Alt Lübeck), an. Gerodet wurde auch im Peenegebiet, das seit etwa 1125 zum pommerschen Staat gehörte. Auf der Lebuser Hochfläche ließen sich Ansiedler nieder. Auch im Lausitzer Grenzwald und im Lausitzer Bergland entstanden in dieser Zeit kleine Siedlungsgefülle, z. B. um Muskau oder Sagost. Im Vogtland bildete sich wahrscheinlich im 12. Jh. der slawisch benannte Gau Dobna. Trotz vieler Bemühungen ist es bisher nicht gelungen, dort eine ältere slawische Besiedlung nachzuweisen.⁴⁶ In Thüringen, Nordostbayern und Österreich wuchsen in dieser Zeit die z. T. dicht beieinander liegenden Gefilde slawischer und deutscher Bauern zusammen und bildeten landwirtschaftlich genutzte Großräume feudaler Grundherrschaften.

Der Landesausbau setzte sich in noch größerem Umfang seit dem 12. Jh., nach Einbeziehung der Gebiete östlich der Elbe in den deutschen Feudalstaat, fort. Neben deutschen nahmen slawische Bauern an der Rodung alter Waldlandschaften teil, vor allem im Fläming, in der mittleren Lausitz, im Lausitzer Bergland, selbst im Harz und in Thüringen, in der äußeren und inneren Baltischen Endmoräne und auf Rügen. Sie legten in den Rodungsgebieten ihre Dörfer an und gaben ihnen oft slawische Namen. Als Vorläufer sind die bereits im 10. Jh. unmittelbar östlich der Saale auf Rodungsboden eingerichteten Marken zu betrachten. Diese Vorgänge sind noch verhältnismäßig wenig erforscht; sie verliefen von Landschaft zu Landschaft recht unterschiedlich.⁴⁷

Die während der Einwanderungszeit von kleineren Siedlungsgruppen geschaffenen Siedlungsgefülle und Siedlungsgebiete wiesen über die Jahrhunderte eine beachtliche Dynamik auf. Bisher lassen sich drei Hauptphasen unterscheiden:

1. Entstehung von Siedlungsgefüllen und Siedlungsgebieten während der Einwanderungszeit vom Ende des 6. Jh. bis zum Ende des 7. Jh. und allmählicher Ausbau in altslawischer Zeit.
2. In den einzelnen Landschaften verschiedene intensive Erweiterung bzw. Neuanlage von Siedlungsgefüllen und Siedlungsgebieten durch Neuordnung in den Grenzgebieten im 11. und 12. Jh.
3. Teilnahme der slawischen Bauern am Landesausbau im 12./13. Jh., in dessen Verlauf vielfach eine beachtliche Veränderung der Siedlungsverhältnisse erfolgte. Teltow, Barnim, Fläming, Greifswald-Stralsunder Gebiet, Gebiet um Karl-Marx-Stadt usw., d. h. alte Grenzräume, wurden nun wichtige Siedlungsgebiete, während benachbarte Altsiedelgebiete mitunter beträchtlich an Bedeutung einbüßten.

4. Einwanderung und Herkunft der Stammesgruppen

Aus der spärlichen schriftlichen Überlieferung lassen sich zwar die Namen der Stämme und zumeist die ungefähre Lage ihrer Wohnsitze entnehmen, in manchen Fällen werden aber auch einige Orte genannt, die in diesen Stammesgebieten lagen. Wo es gelingt, diese Orte wieder aufzufinden, bilden sie sichere Anhaltspunkte bei der Bestimmung der ehemaligen Stammsitze. Ein annähernd vollständiges Bild von der Ausdehnung dieser Stammesgebiete und ihrer Umgrenzung ergibt sich daraus jedoch nur für wenige Stämme an der mittleren Elbe und Saale.*

Eingehendere Kenntnisse über die Wohnsitze der Stämme sind den archäologischen Quellen, den Bodenfunden und Bodendenkmälern zu verdanken. Aus dem ehemals slawischen Siedlungsgebiet sind bisher ungefähr 8 000 Fundstellen bekannt. Unter Berücksichtigung der Morphologie, der Bodenbeschaffenheit und der Vegetation des Landes läßt sich daher das oben beschriebene Siedlungsbild, die Gliederung der Stammesgebiete in Siedlungsgebiete und Siedlungskammern, darstellen (Taf. 1; Vorsatzkarte).

Die in den einzelnen Siedlungsgebieten ansässigen Stämme, Teilstämme oder Stammesgruppen entwickelten in ihrer Lebenstätigkeit verschiedene Eigenheiten; das enge Zusammenleben einerseits und die relative Abgeschlossenheit nach außen andererseits führten auf der Grundlage von z. T. althergebrachten Traditionen zur Ausbildung spezifischer Formen der materiellen und geistigen Kultur. Diese haben ihren Ausdruck in den vielfältigen archäologischen Quellen, in der Art der Siedlungsanlage, des Burgenbaus, des Bestattungsritus, der Produktion materieller Güter, der Kleidung und des Schmuckes gefunden. Auf dieser Grundlage ist es möglich, diejenigen Siedlungsgebiete zu ermitteln, die durch Gemeinsamkeiten in der materiellen Kultur gekennzeichnet waren, deren Bewohner in enger Verbindung zueinander standen und die folglich dadurch eben diese Gemeinsamkeiten in der materiellen Kultur hervorbrachten. Für die Frühzeit des 6./7. bis zum 8. Jh. lassen sich auf diese Weise mehrere große archäologisch-kulturelle Gebiete unterscheiden, in denen größere Stammesgruppen ansässig waren (Abb. 4; 5).

Im Elbe-Saale-Gebiet, vor allem zwischen unterer Saale und Elbe, aber auch elbe-

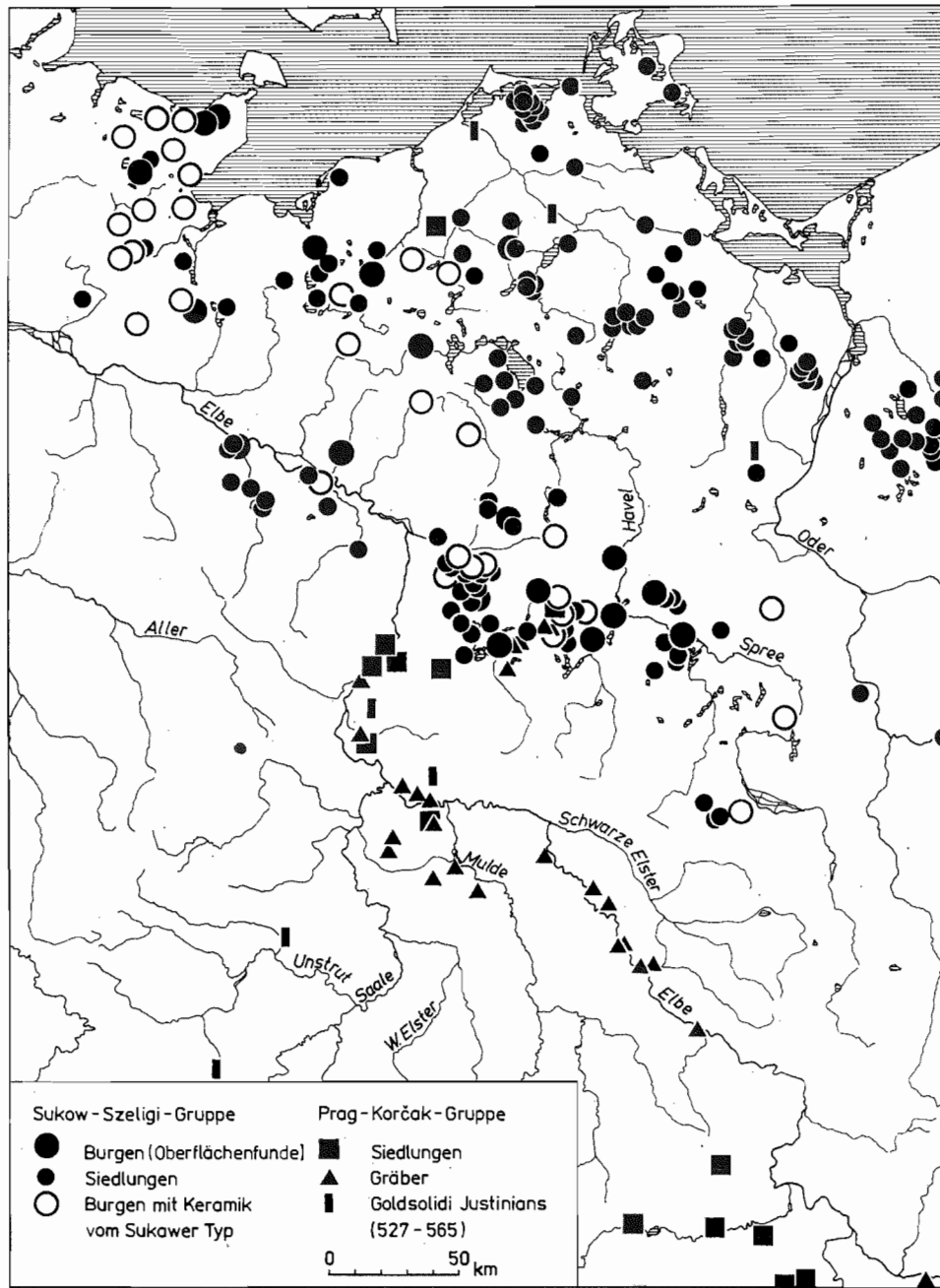


Abb. 4 Fundstellen mit Keramik vom Prager und Sukower Typ.

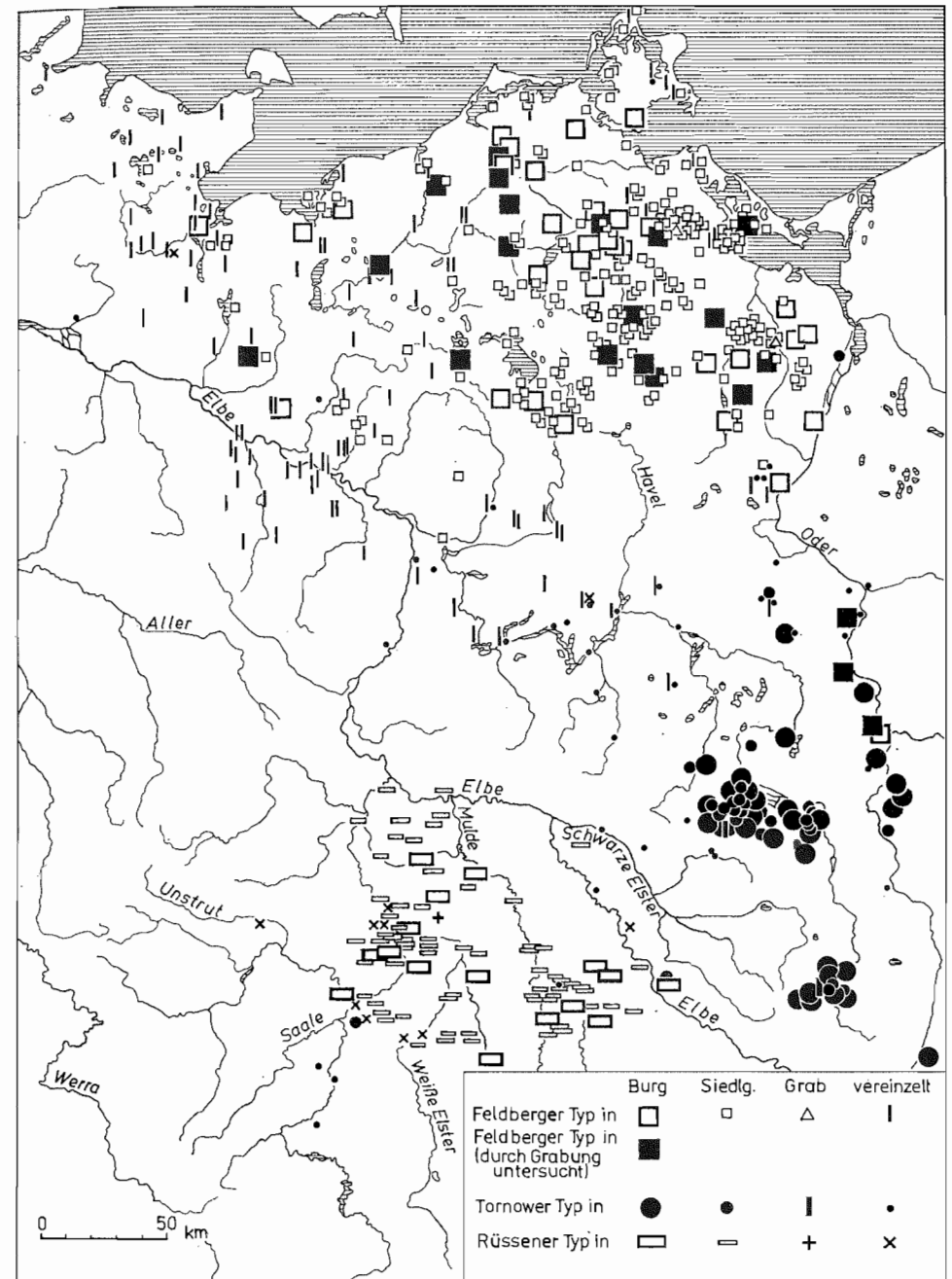


Abb. 5 Fundstellen mit Keramik vom Rüssener, Tornower und Feldberger Typ.

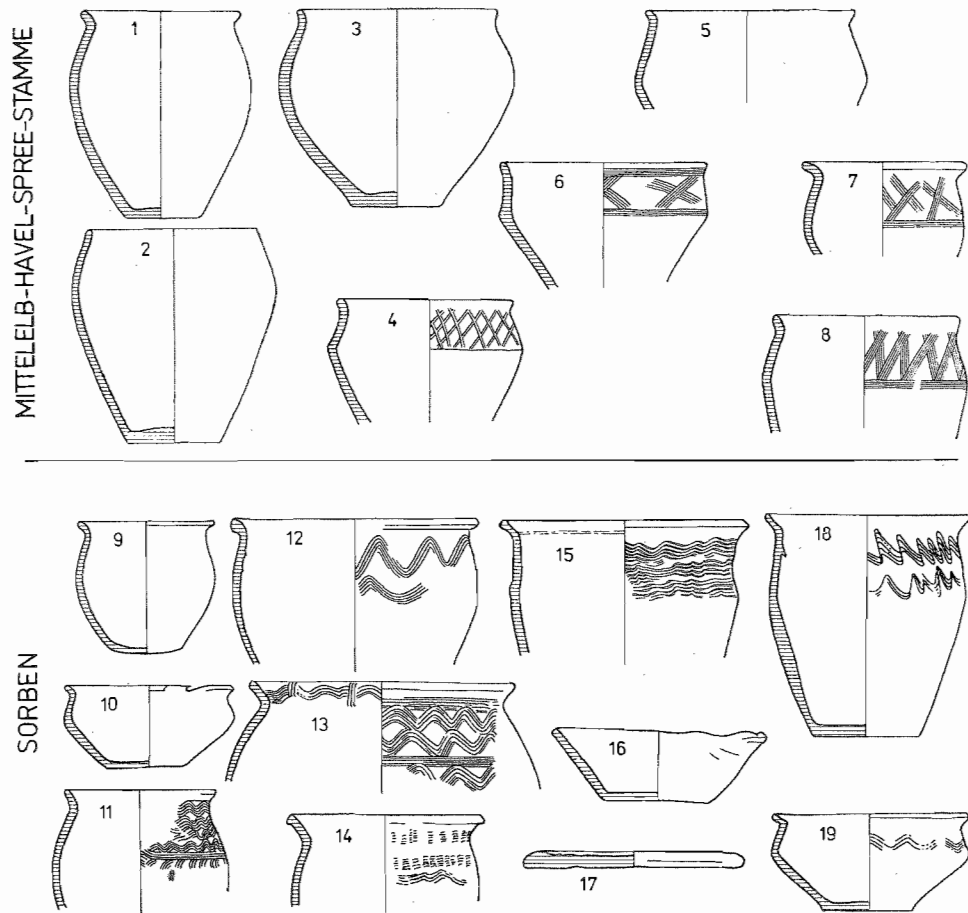


Abb. 6 Typische Keramikformen aus verschiedenen slawischen Stammesgebieten vom 6. bis 10. Jh.: 1-3, 5, 9 Prager Typ; 4, 6-8 Ützer Gruppe; 11-13 Rüssener Typ; 14-19 Leipziger Gruppe.

aufwärts bis Dresden, siedelten sich am Ende des 6. und zu Anfang des 7. Jh. Stämme an, die ihre Toten verbrannten und den Leichenbrand in flachen, häufig mit Steinen ausgekleideten Erdgruben beisetzen. Als Urnen verwendeten sie eine besondere Gefäßform, den sogenannten Prager Typ (Abb. 6, 1-3, 5). Soweit bisher Siedlungsstellen ausgegraben wurden, waren die Häuser verhältnismäßig klein – etwa 16 m² Fläche – und in die Erde eingetieft (vgl. Kap. III. 2).

Bis auf einige Fundstellen im Havelland (Prützke, Götz, Zachow) finden sich diese Eigenarten in keiner anderen Gegend westlich der Oder und Neiße und auch kaum darüber hinaus im polnischen Gebiet. Dagegen sind es wohlbekannte Eigenheiten von Stämmen in Böhmen, Mähren, der Slowakei, dem unteren Donaugebiet sowie östlich der Karpaten bis nach Wolhynien und zum Dnestr (Abb. 4).⁴⁸

Das Elbe-Saale-Gebiet ist das einzige Land, in das diese slawische Gruppe in nennenswertem Umfang über die große Gebirgsschwelle nach Norden vorstieß. Es

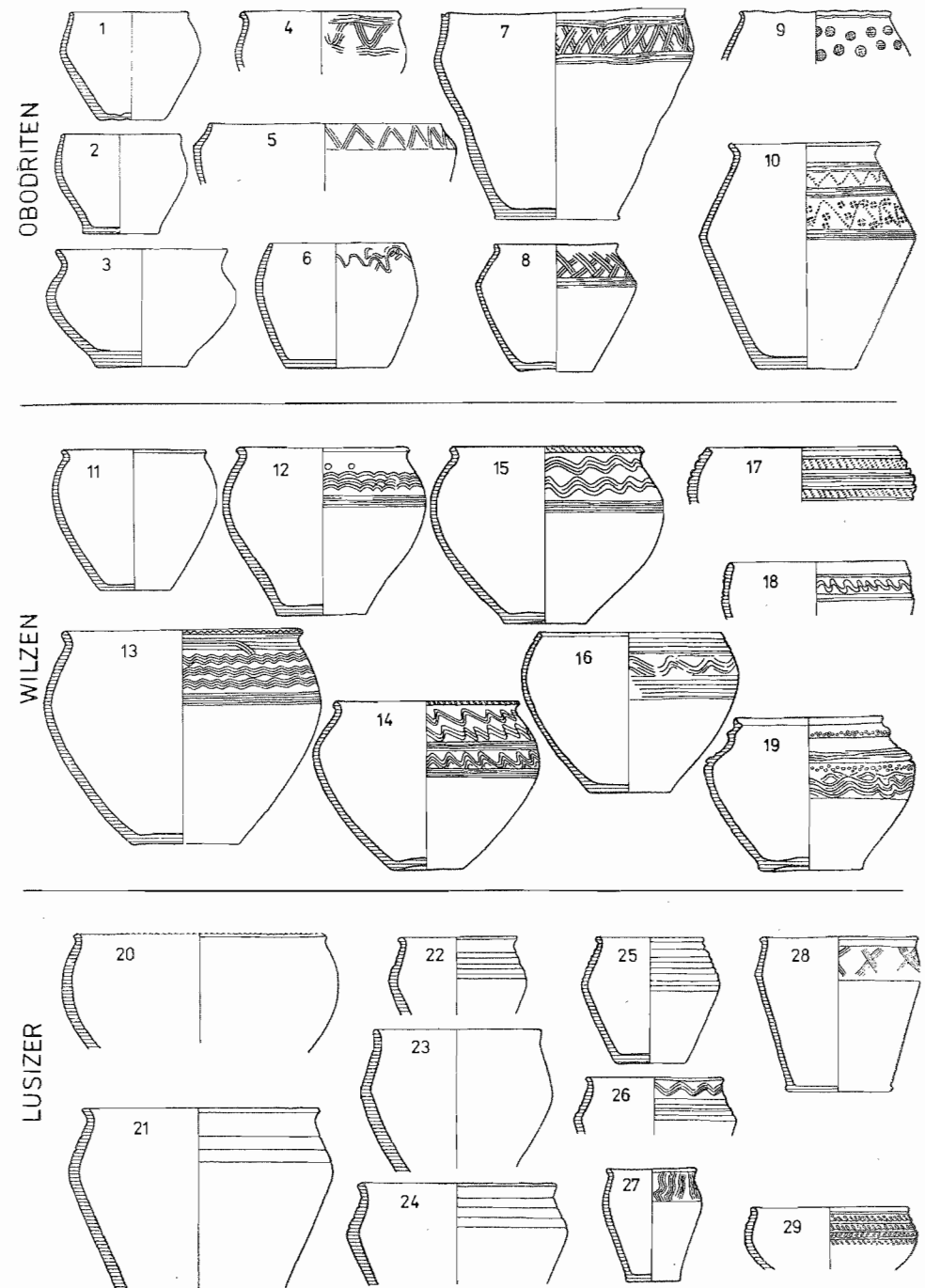


Abb. 7 Typische Keramikformen aus verschiedenen slawischen Stammesgebieten vom 6. bis 10. Jh.: 1-3, 11, 20 Sukower Typ; 4-10 Menkendorfer Gruppe; 12-15, 29 Feldberger Typ; 16-18 Fresendorfer Typ; 19 Woldegker Typ; 21-26 Tornower Typ.

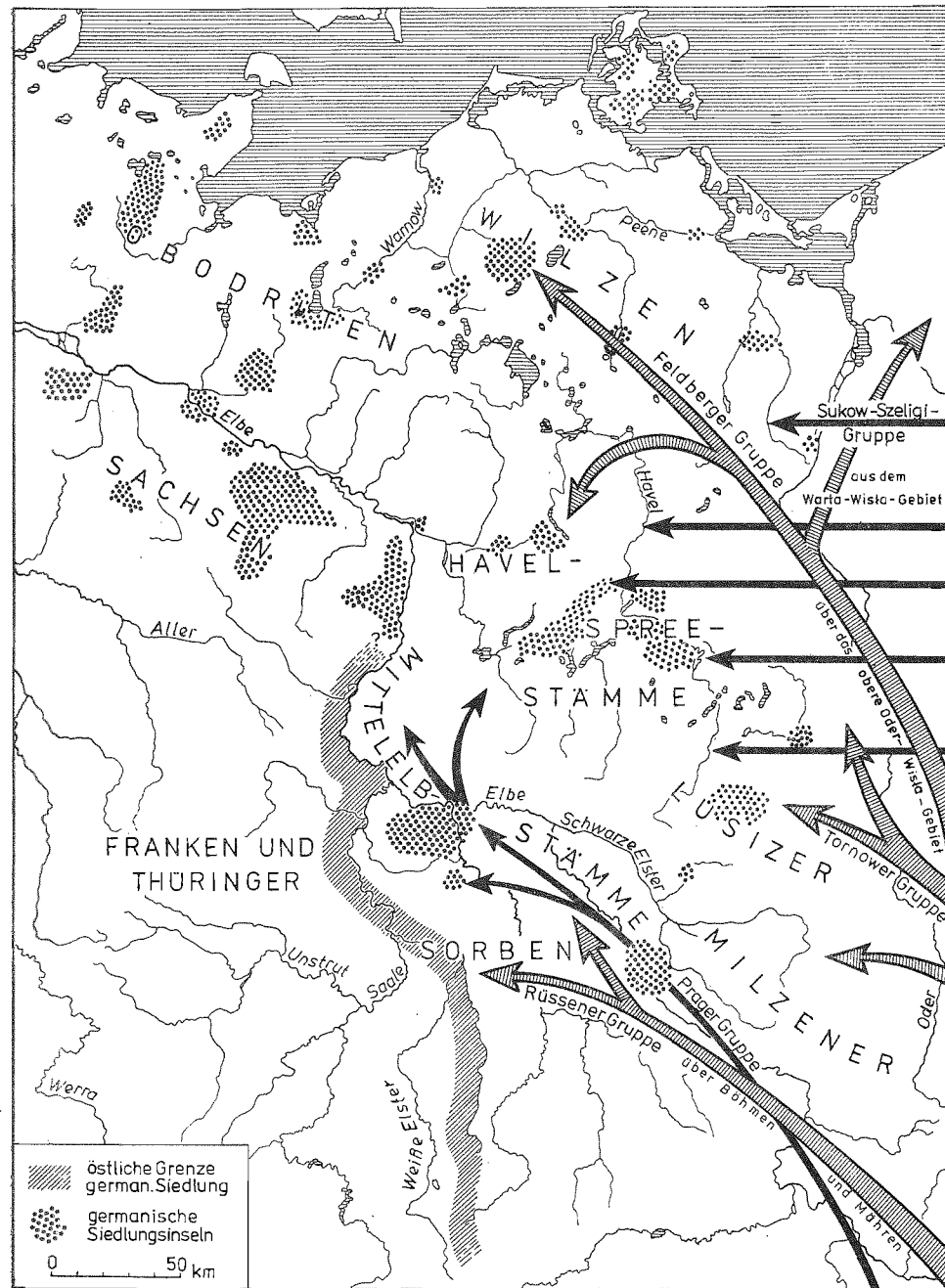


Abb. 8 Einwanderung der slawischen Stämme im 6. und zu Beginn des 7. Jh.

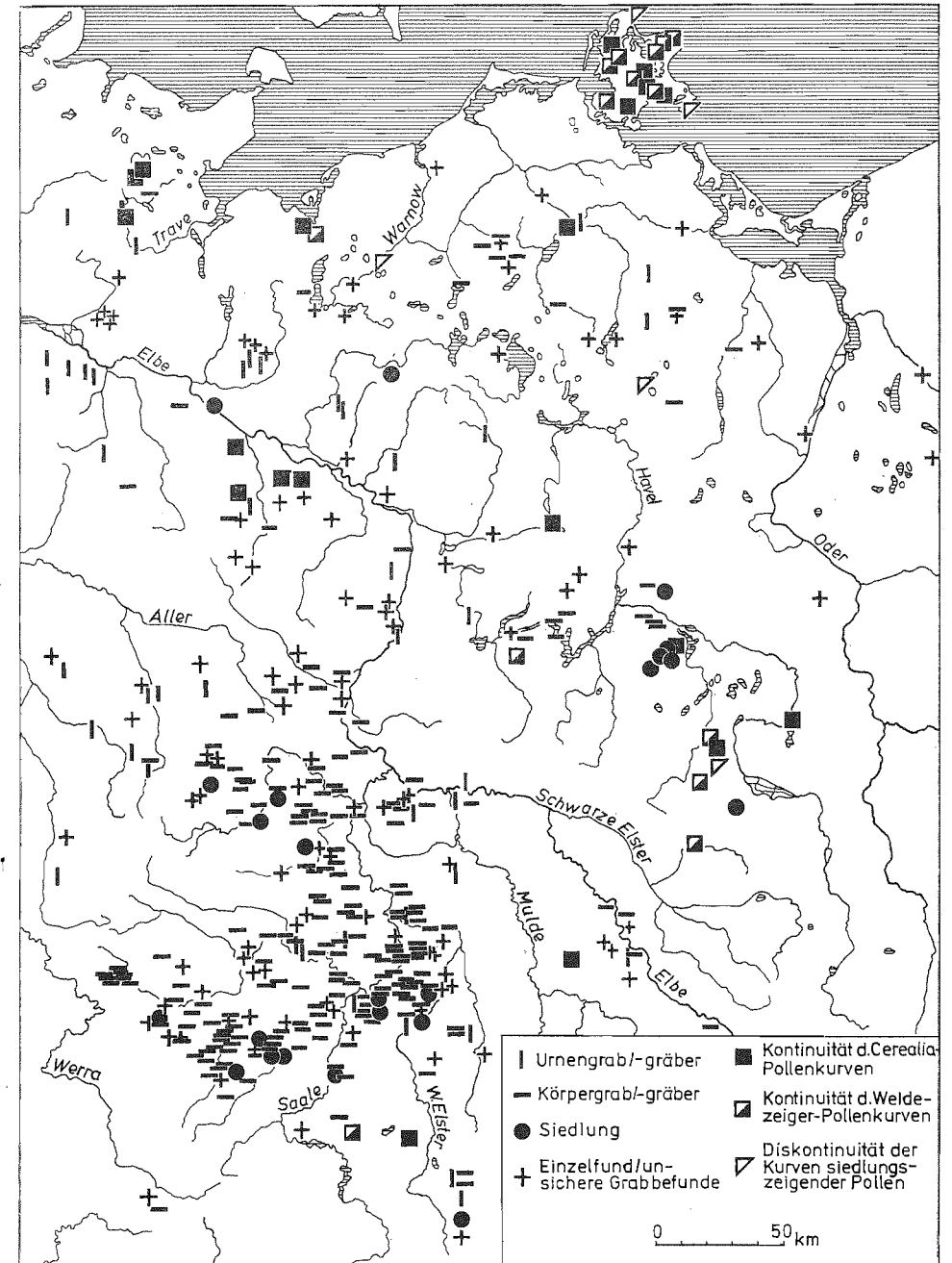


Abb. 9 Germanische Besiedlung am Ende der Völkerwanderungszeit und zu Beginn der slawischen Einwanderung aufgrund archäologischer Funde und pollenanalytischer Untersuchungen.

im Verlauf des 7. Jh. bedeutende militärisch-politische Konstituierungen, die in den späteren Stammeszentren u. a. zur Gründung von teilweise sehr großen Burganlagen führten. Die erste slawische Burg auf der Dominsel in Brandenburg entstand nach Zerstörung einer älteren Siedlung; die Mecklenburg wurde aus wilder Wurzel gegründet, jedoch muß nach den Ergebnissen der Pollenanalysen unweit der Burgstelle gleichfalls eine ältere Siedlung vorhanden gewesen sein. Die bisher bekannten Quellen erlauben keine klare Aussage darüber, ob die Initiative zum Burgenbau aus der inneren Entwicklung der Sukow-Szeligi-Gruppe resultierte oder ob neue Führungskräfte, Stammesfürsten mit ihren Gefolgschaften u. ä. von außen eindringen und sich ältere Siedler unterordneten. Es wurde mit solchen Gruppen gerechnet, die sich unter Umständen im Verlauf der Auseinandersetzungen mit den Awaren im Donaugebiet der awarischen Herrschaft durch Nordwanderung entzogen. Für die solchermaßen veranlaßte Einwanderung der Sorben liegen Indizien vor. Bei Obodriten und Stodoranen und einigen benachbarten Stämmen handelt es sich um sehr unklare Hinweise in der Namenüberlieferung und im archäologischen Material, die mehrere Deutungen zulassen.⁶³ Immerhin gab es am Ende des 6. Jh. Beziehungen zwischen Küstenstämmen und Awaren. Bereits um 595 kamen nach fünfzehnmonatiger Reise im Vorfeld von Byzanz Gesandte eines Stammes an, der „am äußersten Ende des westlichen Ozeans“, d. h. an der südwestlichen Ostseeküste, seine Wohnsitze hatte.⁶⁴

Im 7. Jh. wanderten neue Stammesteile oder Stämme in Gebiete zwischen Oberlausitz und Ostseeküste ein. Es handelte sich um Gruppen, die als Tornower Gruppe (oder Tornow-Gostyń-Gruppe)⁶⁵ und Feldberger Gruppe (oder Feldberg-Gołańcz-Gruppe)⁶⁶ bezeichnet werden (Abb. 5; 7). Die materielle Kultur der Tornow-Gostyń-Gruppe verbreitete sich vor allem in der Ober- und Niederlausitz, wo im 9. Jh. die Milzener und Lusizer erwähnt werden, ferner im Gebiet der Selpoli an der Oder und der Dadosanen um Głogów in Niederschlesien. In Tornow, Kr. Calau, gab sich die Neuartigkeit gegenüber der vorhergehenden Siedlung der Sukow-Szeligi-Gruppe eindeutig zu erkennen. Während oder bald nach der Einwanderung entstanden in der Ober- und Niederlausitz verhältnismäßig kleine Burgen von nur 30–40 m Durchmesser, die zunächst als dörfliche Fluchtburgen dienten, später jedoch ihre Funktion änderten (vgl. Kap. III.3b). Die Wehrmauern wurden in Rostbauweise errichtet. Die bisher bekannten Häuser waren relativ groß (bis zu 128 m² Wohnfläche). Die Keramik ist vorwiegend auf der Drehscheibe, teilweise bereits in Werkstätten, hergestellt worden und zeichnete sich durch hohe Qualität aus. Sie wird als Keramik vom Tornower Typus bezeichnet (Abb. 7, 21–26). Die Töpfer knüpften an Vorbilder aus dem Karpaten- und Sudetenvorland an, d. h. an Formen, die in der völkerwanderungszeitlichen Keramik Kleinpolens und Schlesiens verwurzelt waren und die ihrerseits wiederum auf provinzialrömische Traditionen zurückgingen.

Auch in der Agrarwirtschaft weisen einige Merkmale auf derartige Beziehungen hin (vgl. Kap. II.1).

Schließlich konnten vereinzelt Spuren der Bestattungssitte ermittelt werden. Die Toten wurden verbrannt, die Reste des Leichenbrandes in Gefäßen, darunter vom Tornower Typ, verwahrt und die Gefäße auf künstlichen Erdhügeln abgestellt (Abb. 10).⁶⁷ Hin und wieder sind die Hügel an der Stelle des Scheiterhaufens aufgeschüttet worden, so daß sich auch im Hügel Reste von Leichenbrand, Totenbekleidung und der Bestattungszeremonien finden lassen.⁶⁸

Aufgrund der vielfältigen Besonderheiten ist es wahrscheinlich, daß die in dem ge-

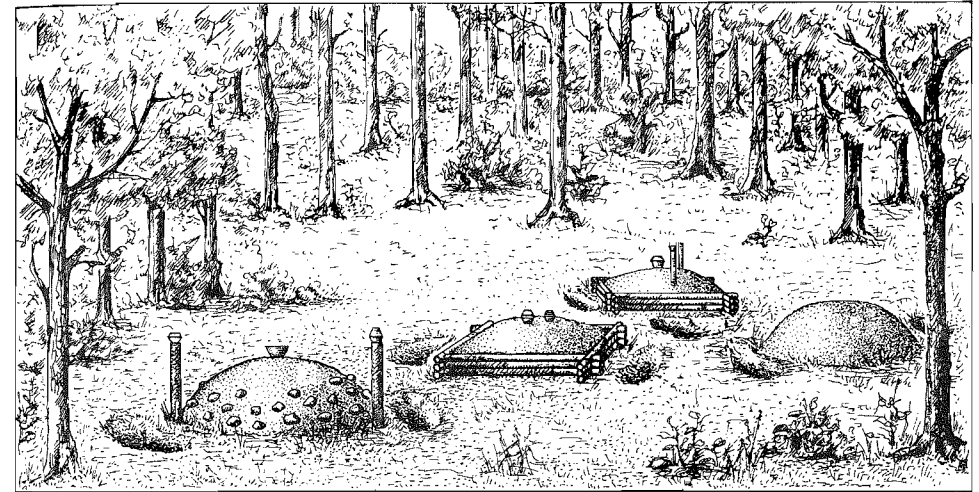


Abb. 10 Rekonstruktionszeichnung der Hügelgräber 1–4 (von links nach rechts) von Gahro, Kr. Finsterwalde. 7. bis 9. Jh.

nannten Gebiet ansässigen Stämme der Selpoli, Lusizer, Milzener, zusammen mit den Dadosanen aus dem Karpaten-Sudetenvorland oder über dieses Gebiet eingewandert sind. Der Zeitpunkt der Einwanderung ist nicht ganz sicher bestimmbar, spätestens in der Mitte des 7. Jh. war diese wohl abgeschlossen.⁶⁹

Gewisse Ähnlichkeiten zu dieser Tornow-Gostyń-Gruppe weist in der materiellen Kultur, in der Anlage von Grabhügeln und möglicherweise auch von Großhäusern sowie in der Herstellung von formvollendeter Keramik, eine archäologisch-kulturelle Gruppe zwischen Warnow und Oder auf. Die Keramik wird nach dem Fundort Feldberg, Kr. Neustrelitz, als Feldberger Keramik bezeichnet. Sie ist ebenfalls auf der Töpferscheibe hergestellt, reich und eindrucksvoll verziert sowie gut und sauber gebrannt. Die Herstellung solcher Gefäße erforderte ohne Zweifel handwerkliche Fertigkeiten (Abb. 7, 12–15, 29). Eine andere Eigenheit bestand darin, sehr konzentriert in großen Gemeinschaften zu siedeln und diese Siedlung häufig zu befestigen. Oft wurden die Siedlungen auf Höhen angelegt. Auf diese Weise entstanden schon im 7. bis 8. Jh. die sogenannten Feldberger Höhenburgen. Neuere Ausgrabungen in Feldberg, Kr. Neustrelitz, haben ergeben, daß in einer solchen Burg 60 bis 80 Großhäuser stehen konnten, d. h. etwa 600 bis 1000 Menschen darin lebten. Die Stämme mit Feldberger Keramik und Großburgen siedelten in dem Gebiet, das aufgrund schriftlicher Nachrichten vor allem den Wilzen mit den vier Kernstämmen Kessiner, Zirzipanen, Tollenser und Redarier sowie den Ukranen und Müritzern zuzuordnen ist.

Die materielle Kultur und die Art und Weise Häuser zu bauen belegt, daß diese Gruppe enge Beziehungen zu Schlesien und zum Karpatenvorland hatte. Eine ähnliche Gruppe findet sich im Osten nur noch um Kołobrzeg. Daher wird prinzipiell derselbe Wanderweg zu erschließen sein wie für die Lausitzer Stämme, oderabwärts bis zur mittleren Oder, von dort, der äußeren baltischen Endmoräne folgend, bis zur unteren Warnow bzw. nach Mittelpommern (Abb. 8).⁷⁰

Die Feldberger Keramik war offenbar auch bei anderen Stämmen außerhalb des

Produktions- und Hauptverbreitungsgebietes begehrt. Daher finden sich mehr oder weniger große Mengen dieser Keramik in Siedlungen und Burgen Ostholsteins, Westmecklenburgs, der Altmark und des hannoverschen Wendlands, aber auch Dänemarks und in den schwedischen Seehandelsplätzen Helgö und Birka (Abb. 5). In der großen Obodritenburg Mecklenburg bei Wismar trat Feldberger Keramik vereinzelt in der ältesten Siedlungsschicht hinter der Burgmauer zutage, datiert in die erste Hälfte des 7. Jh.⁷¹ Gleichfalls kam Feldberger Keramik in der ältesten Oldenburg im 7. Jh. in größerer Menge vor.⁷² In Alt Lübeck wurde sie noch nach 817 benutzt.⁷³ Vereinzelt fand sich diese Keramik auch in der ältesten Brandenburg des 7. Jh. sowie in weiteren Burgen des Havellandes.⁷⁴ Im 9. Jh. wurde dieser keramische Typ von anderen Formen abgelöst.

Die Kenntnisse über den Ablauf der Einwanderung sind – trotz aller Fortschritte der letzten Jahre – noch zu gering, um ein endgültiges Bild zu zeichnen. Streckenweise sehr hypothetisch läßt es sich gegenwärtig folgendermaßen skizzieren:

In der Mitte und zweiten Hälfte des 6. Jh. kamen aus den Wohnsitzen im östlichen Mitteleuropa oder in Osteuropa größere Stammesgruppen mit Keramik vom Sukow-Szeligi-Typ nach Westen, überquerten die Oder und besiedelten – mehr oder weniger dicht – das Land bis zum Limes Saxoniae, bis zur Elbe und zum Höhenzug von Fläming und Lausitzer Grenzwall (Abb. 4).

Zur gleichen Zeit wanderten über das Elbtal slawische Stämme oder Stammesteile mit der archäologischen Kultur vom Prager Typ ein. Sie gelangten etwa bis in die Gegend von Magdeburg, kleinere Gruppen wohl bis in das Havelland. Die auf gleichem Wege heranziehenden sorbischen Kernstämme, charakterisiert durch die Rüssener Gruppe, besetzten die fruchtbaren Lößböden zwischen Elbe und Saale. Teile davon drangen in Thüringen ein und kamen bis nach Nordostbayern.

Schließlich wanderten am Ende des 6. oder in der ersten Hälfte des 7. Jh. die Lausitzer Stämme und die Wilzen ein. Sie stießen auf schon vordem hier sesshaft gewordene Stämme, in Mecklenburg in erster Linie auf die Obodriten. Eine der frühesten schriftlichen Nachrichten über Wilzen und Obodriten stellt fest, daß beide seit alters in erbitterter Feindschaft miteinander lebten. Diese Feindschaft führte in der durch schriftliche Überlieferung beleuchteten Zeit des späten 8. und frühen 9. Jh. zu häufigen Kriegen (vgl. Kap. IV.3, 4). Im Havelgebiet trafen die Neuankömmlinge gleichfalls auf bereits früher eingewanderte slawische Ansiedler. Im Verlauf von Auseinandersetzungen beider Gruppen errichteten sowohl die Neuankömmlinge als auch die ansässigen Stämme Burganlagen verschiedener Typen (vgl. Kap. III.3).

Die slawische Einwanderung, das darf heute als sicher gelten, erfolgte in verschiedenen größeren Gruppen und aus mehreren Richtungen. Diese einwandernden Stammesgruppen trafen hin und wieder auf kleinere Bevölkerungsteile, die sich den germanischen Wanderzügen nach Süden und Westen nicht angeschlossen hatten. Seit dem 7. Jh. entstanden aus den Einwanderungsgruppen verschiedener Herkunft die großen Stammesgruppen der Obodriten, Wilzen, Sorben sowie die Havel-Spree-Stämme (Abb. 8).

5. Das Verhältnis zwischen slawischen Einwanderern und germanischer Restbevölkerung

Historische Ereignisse wie die Abwanderung alter und die Zuwanderung neuer Völkerschaften spiegeln sich in den geographischen Namen eines Gebietes wider. Die von den alten (abgewanderten oder unterworfenen) Bewohnern stammenden Namen werden von den neuen Siedlern gehört, teilweise akzeptiert und ihrer eigenen Sprache angeglichen, so daß diese Namen als Substrat- oder Reliktnamen in der „neuen“ Sprache weiterleben und wie bisher der Identifizierung des entsprechenden geographischen Objektes dienen. Über das slawische (altsorbische bzw. altpolabische) Namengut sind auf diese Weise auch vorlawische Namen überliefert, darunter eine Anzahl germanischer und noch älterer indoeuropäischer Namen. Der Sprachwissenschaftler Hans Krahe hat ein System von Gewässernamen herausgestellt, das er alteuropäisch nannte⁷⁵ und das nach neueren Erkenntnissen keine besondere chronologische Schicht darstellt, sondern vielmehr durchweg von indoeuropäischen Wurzeln abgeleitet ist. Solche Namen – vor allem Gewässernamen – gehören zur ältesten Namensschicht unseres Raumes.⁷⁶

Dieses „vorlawische“ Namengut indoeuropäischer Herkunft kann nach den Erkenntnissen von Archäologie und Linguistik nur durch germanische Stämme an die slawischen Einwanderer weitergegeben worden sein. Östlich der Saale lebten bis ins ausgehende 6. Jh. die germanischen *Warnen*, nach denen das 805 überlieferte *Warnenfeld* (*Hwerenofelda*) genannt wurde. Auch der Name der slawischen *Warnower* in Mecklenburg kann an diesen germanischen Stammesnamen anknüpfen (vgl. Kap. I.2). Ähnliches gilt für den slawischen Stamm der *Ranen* (slaw. **Rujane*) auf Rügen, dessen Name mit dem der germanischen *Rugier* zusammenhängen dürfte. Der einst an der mittleren Havel um Brandenburg siedelnde Stamm der *Stodoranen* wird in den Quellen auch unter dem germanischen Namen *Heveller* erwähnt (vgl. Kap. I.2). Für das Erzgebirge wird zum Jahre 805 der Name *Ferguna*, die althochdeutsche Entsprechung zu got. *faīrguni* ‚Berg, Gebirge‘ (indoeurop. **perkyus* ‚Eiche‘), überliefert. Zu Beginn des 11. Jh., zu 1004, wird das Erzgebirge in der Chronik Thietmars von Merseburg (VI/10) als *Miriquidui*, etwa ‚Schwarzwald‘, bezeichnet; es handelt sich um eine altsächsische Gebirgsbezeichnung. Diese und eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Gewässernamen⁷⁷ (vgl. unten) zeugen davon, daß es Kontakte zwischen den einwandernden slawischen Stämmen und einer germanischen Restbevölkerung gegeben haben muß, und zwar auch noch eine Zeitlang nach der slawischen Landnahme.

Im Namenschatz östlich der Elbe und Saale gibt es nicht nur sicher erklärbare slawische, germanische und deutsche Namen, sondern auch solche, für die auch eine germanische Etymologie nicht beigebracht werden kann, obgleich wir annehmen müssen, daß diese Namen durch eine Restbevölkerung an die slawischen Einwanderer im Raum östlich von Saale und Elbe weitergegeben wurden. Durch germanische Vermittlung wurde auf diese Weise altes indoeuropäisches Gewässernamengut konserviert, das zum Teil innerhalb des von Krahe und seinen Schülern herausgearbeiteten „alteuropäischen“ Namengutes seinen Platz findet oder zumindest zu ihm bestimmte Beziehungen aufweist. Es bietet sich an, innerhalb des vorlawischen Namengutes germanische Namen von vorgermanischen, indoeuropäischen, zu scheiden, obgleich dies nicht immer sicher möglich sein dürfte. Als germanisch gelten: *Dahme*, *Finow*, *Flöha*,

direkte fränkisch-frühdeutsche kulturelle Einwirkung schon im 8./9. Jh., während sie auf ostelbisch-ostsaalisches Gebiet erst seit dem 10. Jh. mit der sächsisch-deutschen Ostexpansion einsetzte.

b) Die Herausbildung der westlichen slawischen Siedlungsgrenze in den einzelnen Landschaften

Als die Karolinger sich um die Mitte des 8. Jh. den Problemen der östlichen Reichsgrenze zuwenden konnten, fanden sie in dem Altsiedelgebiet am oberen Main, nordöstlich, östlich und südöstlich Hallstadt-Bamberg eine inzwischen stärker angewachsene slawische Gruppe vor, die Ende des 8. Jh. als ‚Main- und Rednitzwenden‘ (Moinwinida und Radanzwinida) bezeichnet werden. Ihre Niederlassung auf den Terrassen der Flußauen und im Vorland der Fränkischen Alb muß während des 7. Jh. erfolgt sein, wohl in enger Nachbarschaft zu resthaft verbliebener ‚thüringischer‘ Bevölkerung, wie einige erhaltene spätgermanische Siedlungsnamen (etwa Banz⁹³, Hallstadt und Gaustadt) erkennen lassen. Bemerkenswerterweise fehlen hier auch die weiter westlich häufig vorkommenden merowingischen Reihengräber. Karl der Große bemühte sich um die volle Integration dieser auch in den Quellen als ‚terra‘ bzw. ‚regio Sclavorum‘ bezeichneten Landschaft in das Frankenreich, indem er, wahrscheinlich 793/94, die Einrichtung von Slawenkirchen im Radenzgau anordnete, um diese Slawen, die schon 741 im Würzburger Bistum neben Franken ansässig waren, rascher zu christianisieren. 822 ist bereits von 14 Kirchen in diesem Gebiet die Rede. Im Diederhofener Kapitular von 805 wurden Hallstadt und Forchheim nördlich Erlangen als Zoll- und Kontrollstellen für den Handel mit den Slawen bestimmt (vgl. Kap. II.8h).

Im Siedlungsbild (Abb. 11) vereinigen sich Älteres und Jüngerer, autochthon Slawisches und Erscheinungen, die durch das deutsch-slawische Zusammenwirken beim gemeinsamen Landesausbau entstanden sind. Das älteste slawische Landnahmegebiet dürfte sich entlang der Terrassen des Maintales zwischen Hallstadt-Bamberg und Bayreuth und entlang der Rednitzfurche zwischen Hallstadt-Bamberg und Forchheim erstreckt haben. Da sich in der letzteren ein stärkerer fränkisch-karolingischer Landesausbau mit mancherlei Umgestaltungen des älteren Siedlungsbildes entwickelte, ist das slawische Namengut hier offensichtlich wesentlich stärker beseitigt und verändert worden als im Bereich des Mainbogens von Lichtenfels-Staffelstein bis Bayreuth, wohin der Landesausbau des fränkischen Staates – abgesehen von frühen Stützpunkten – erst im 9. und 10. Jh. stärker ausgriff. Ein hoher Prozentsatz der Rednitzwenden dürfte in die beiderseits der Rednitz in den Seitentälern angelegten Ausbausiedlungen mit deutsch-slawischen bzw. slawisch-deutschen ‚Mischnamen‘ (vom Typ Adelhardswinden und mit dem Zusatz Windisch –, wie Windisch[ensch]letten u. ä.) versetzt worden sein (südwärts bis in den Ansbacher Raum), während die Wenden am oberen Main mehr an den Rodungssiedlungen des Itz-Baunach-Gebietes, des Coburger Raumes, des Frankenwaldvorlandes und der höheren nördlichen Fränkischen Alb beteiligt wurden.

Eine ebenfalls relativ alte slawische Siedlungsinsel schließt sich südöstlich von Bamberg im Gebiet von Creußen-Kemnath an, von der aus vor allem die Rodungssiedlungen auf den Böhmerwaldausläufern, an den Zuflüssen zur Naab (südwärts bis Kallmünz dicht vor Regensburg) mit slawischen Siedlern besetzt wurden. Eine kleinere slawische Gruppe hat sich – offenbar auch schon im 7./8. Jh. – im Chamer Becken

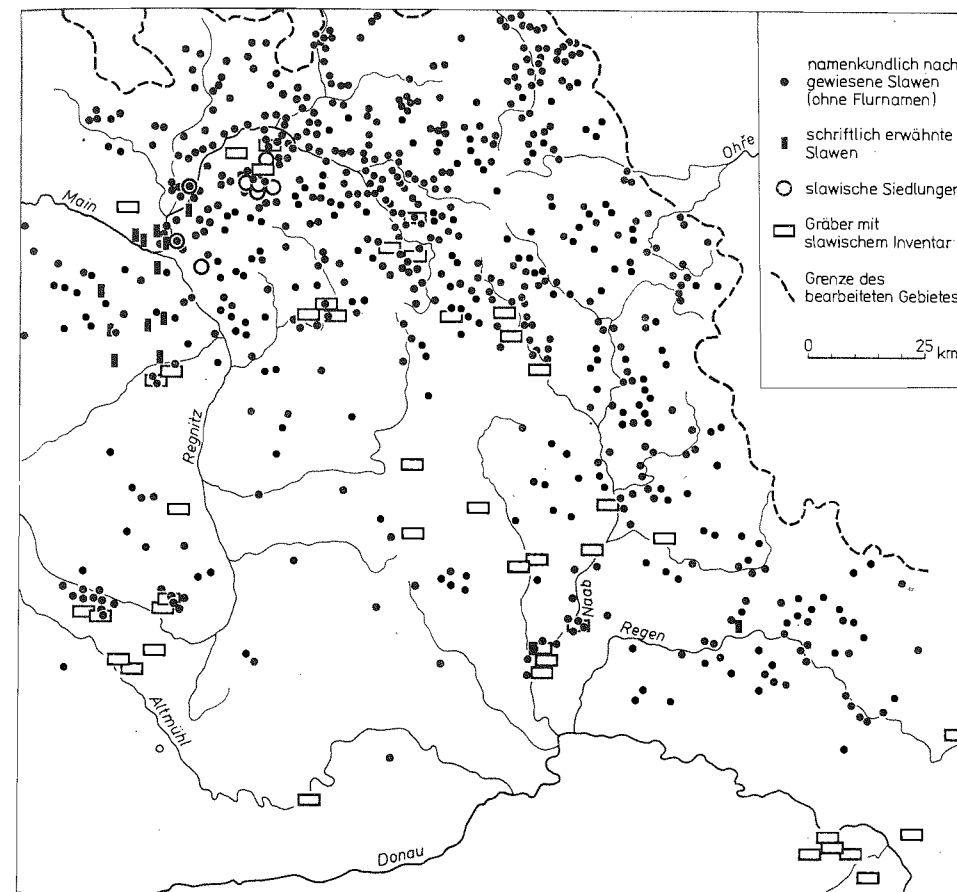


Abb. 11 Zeugnisse slawischer Besiedlung im Main-Regnitz-Gebiet.

nordöstlich von Regensburg niedergelassen und wirkte ebenfalls stärker am jüngeren Landesausbau mit.

Die slawische Volksgruppe an Main und Rednitz war – entgegen früheren Auffassungen deutscher Historiker – verhältnismäßig umfangreich; sie hatte einen hohen Anteil am Landesausbau in karolingischer und späterer Zeit. Landnahme und erste Niederlassung dürften unabhängig von fränkischer Staatsgewalt erfolgt sein, wie die selbständige Stellung dieser Bevölkerungsgruppe noch Ende des 9. Jh. sowie ihre Ungebrochenheit in Fragen des religiösen Kults noch im Jahre 1059 nach einer Angabe der Bamberger Synodalakten aus diesem Jahre bezeugen. Die slawischen Siedler an Main und Rednitz sind wohl teils aus Böhmen, teils aus dem sorbischen Gebiet eingewandert.⁹⁴

Aus dem heutigen Thüringen, südlich von Helme und Unstrut, berichten uns die Schenkungsverzeichnisse der Reichsklöster Fulda und Hersfeld von slawischen Bewohnern bereits im 8. und 9. Jh. Sie finden sich über ganz Thüringen und das anschließende Werra- und Fuldagebiet verstreut. Offenbar nahmen sie in nicht unbedeutendem Umfang am karolingischen Landesausbau teil.

So wird schon 795 in einer Schenkung an das Kloster Fulda von Slawen in Heid und Troststadt bei Hildburghausen an der oberen Werra gesprochen, und das um 800 entstandene Breviar (Güterverzeichnis) des Erzbischofs Lull von Mainz führt mehrere Orte mit Slawen im Raum Rudolstadt – Jena – Apolda – Buttstädt – untere Unstrut – Eckartsberga an. In diesem Raum sind in den letzten Jahren außer den schon bekannten, später meist wüstgewordenen slawischen Siedlungen mehr als ein Dutzend neue slawische Siedlungsstellen entdeckt worden, von denen Keramik des 9. Jh. geborgen wurde. Diese Slawen werden demnach etwa zur Zeit Karls des Großen hier – wie auch im Orlagau östlich der Saale – bereits ansässig gewesen oder im Zuge vieler anderer Bevölkerungsumsetzungen zum Landesausbau umgesiedelt worden sein.⁹⁵

Erst nach 750 setzte sich die fränkische Staatsgewalt auch im engeren Saalebereich wieder durch und bemühte sich, den Fluß zur politisch-militärischen Grenze auszubauen und durch den allmählichen Aufbau von Brückenköpfen, etwa im Orlagau, bei Camburg, bei Halle und Magdeburg, diese Position zu festigen (vgl. Kap. VI. 1; Abb. 102).

Im Gebiet südlich der Ilm sind die Slawen des engeren Saalebereiches dann in hohem Maße am spätkarolingischen Landesausbau beteiligt gewesen, wie unser Ortsnamen-Kartenbild und auch die bisher geborgenen Bodenfunde bestätigen (Abb. 12).⁹⁶ Das Eindringen slawischer Siedler von Norden, Süden und Osten (Regnitzland um Hof) in den Frankenwald dürfte allerdings erst nach der Jahrtausendwende, in erster Linie wohl seit dem 11./12. Jh., erfolgt sein, denn im Jahre 1039 wird das Waldgebiet südlich Saalfeld als ‚Waldgebirge der Slawen, in ihrer Sprache Lovia genannt‘, bezeichnet.⁹⁷

Von Bad Sulza bis zur Mündung der Saale in die Elbe sind alle linken Nebentäler des Flusses mit slawischen Siedlungen besetzt. Auch in diesem Abschnitt liegen germanisch-deutsche und slawische Siedlungen zuweilen dicht beieinander. An der unteren Saale und Mulde, zwischen Bernburg, Dessau und Bitterfeld, hatten sich Slawen schon um die Wende des 6. zum 7. Jh. niedergelassen. Etwa gleichzeitig besiedelten Sorben das Gebiet zwischen mittlerer Saale und Elbe, drangen dann in kleinen Gruppen auch weiter in das linkssaalische Hinterland ein. So wurden dichter besiedelt: das Unstruttal unterhalb Nebra, das Geiseltal südwestlich Merseburg, das Laucha-/Schwarzeichtal, das Würdebach- und untere Salzatal, das untere Laweke-, Schlenze- und Fleischbachtal, das Gebiet zwischen Aschersleben, Alsleben und Bernburg sowie der ganze Strich zwischen Staßfurt, Bodemündung, Barby und Schönebeck. Allein zwischen Aschersleben und Bernburg lassen sich 36 slawische Siedlungen nachweisen, von denen allerdings ein hoher Prozentsatz später wüst wurde.⁹⁸ Weiter im Hinterland wurden slawische Siedler wiederum zum Landesausbau angesetzt, so etwa südöstlich von Nordhausen und nördlich von Sangerhausen–Allstedt sowie an den östlichen Ausläufern des Harzes.⁹⁹ Auch zwischen Querfurt und Schraplau muß eine größere Gruppe ansässig gewesen sein.

Reste slawischer Siedlungen sind schließlich südwestlich und nordwestlich von Magdeburg nachzuweisen, vor allem entlang der Ohre. Wolmirstedt an der Ohremündung trug noch um 1000 den slawischen Namen Ustiure (= deutsch ‚Ohremünde‘).¹⁰⁰ Ursprünglich lag hier wohl eine slawische Burg (vgl. S. 212).

Die Altmark war während der Völkerwanderungszeit von der bis dahin ansässigen germanischen Bevölkerung weitgehend verlassen worden. Die Verbreitung der sla-

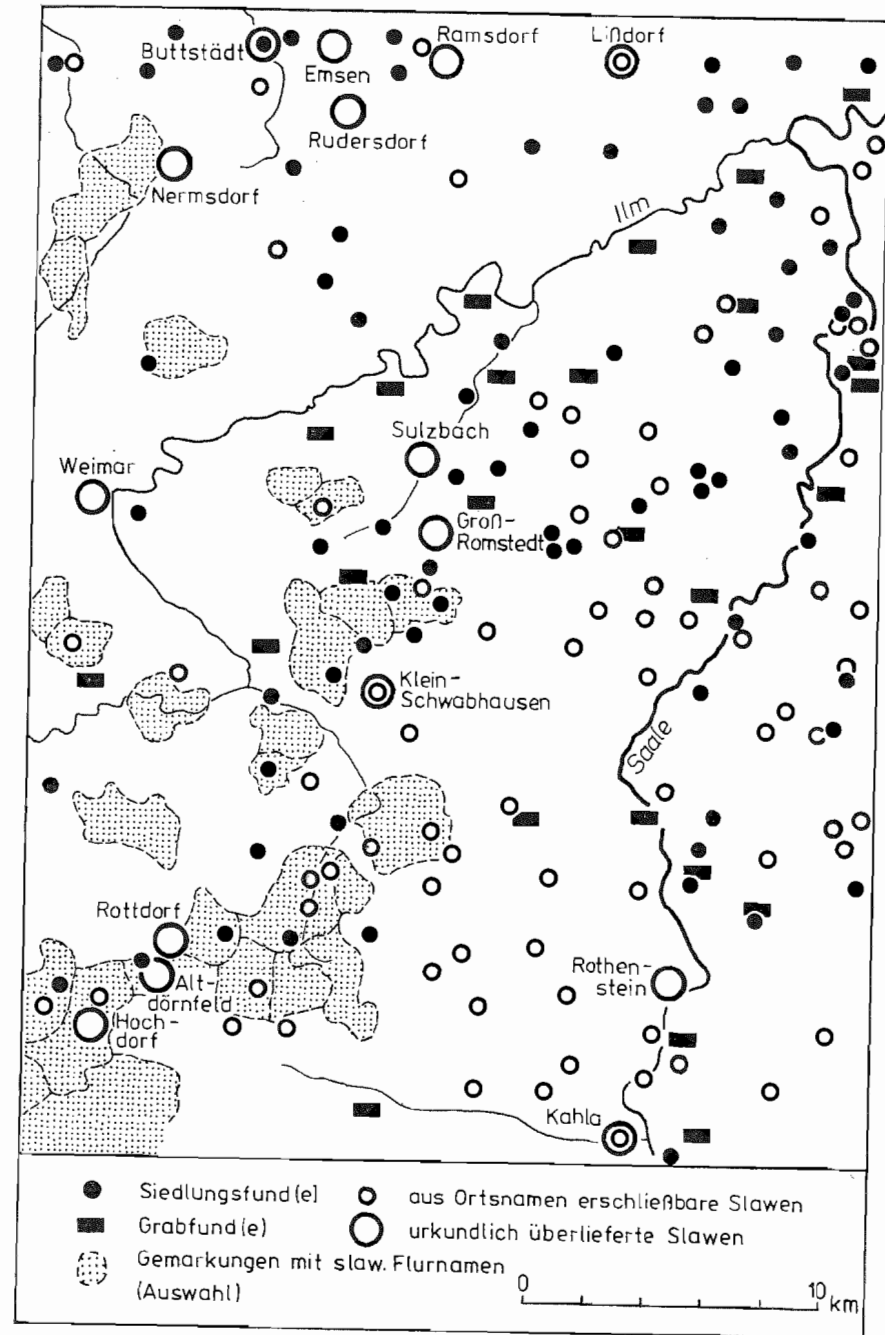


Abb. 12 Spuren slawischer Besiedlung auf der Saale-Ilm-Platte.

namen in ihrer Gemarkung, die die Anwesenheit von Slawen ebenfalls dokumentieren, so z. B. in Eichfeld, Teichel, Lichstedt, Kleinhettstedt, Königsee westlich Rudolstadt und in vielen Siedlungen der westlichen Aienmark und des hannoverschen Wendlandes. Manchmal fehlen auch diese slawischen Flurnamen, und doch haben in den anscheinend rein deutsch besiedelten Orten auch Slawen gewohnt, wie wir aus Traditionsurkunden z. B. der Klöster Fulda und Hersfeld entnehmen können (z. B. vor 796 in Ober-/Unterhaid westlich Bamberg: in Sciavis in Heidü; in Haina, Suhl und anderen Orten Südwestthüringens). Einschränkend ist aber zu bemerken, daß nicht jede slawisch benannte Siedlung auch mit Slawen besetzt gewesen sein muß, denn öfter haben kolonisierende deutsche Bauern slawische Bach- und Waldnamen von in der Nähe wohnenden Slawen übernommen und diese zum Namen ihrer Neusiedlung gewählt.

Wenn sich deutsche Bauernsiedler neben einem slawischen Dorf niederließen, wurde meist auch der slawische Siedlungsname beibehalten, die beiden Parallelsiedlungen dann auch durch den charakterisierenden Zusatz Deutsch- bzw. Wendisch- unterschieden, so etwa bei Deutsch- und Wendisch-Luppa, Deutsch- und Wendisch-Bork (später Alt Bork). Der Zusatz Deutsch- konnte wegen seiner allgemeinen Geltung auch wegleiben oder ein anderer an seine Stelle treten, wie etwa die beiden Holzhausen östlich Erfurt, heute Mönchen- und Windischholzhausen.

Zuweilen war aber die slawische Volkszugehörigkeit der Bewohner für die Benennung nicht so ausschlaggebend wie andere bemerkbare Unterschiede, z. B. die Größe der gleichnamigen Siedlungen, und hinter manchem Siedlungsnamepaar auf Groß- und Klein- (bzw. in älterer Zeit Wenigen-) steckt ein Gegensatz deutsch und slawisch besiedelter Orte, so z. B. bei den Doppelorten Taft, Fahner, Sömmerda, Ballhausen, Brembach, Schwabhausen, Eutersdorf in Thüringen. Wiederum muß einschränkend gesagt werden, daß nicht alle so benannten Zwillingsiedlungen diesen ethnischen Unterschied dokumentieren müssen. Zuweilen hat sich auch ein Feudalherr neben einer schon bestehenden bäuerlichen Altsiedlung niedergelassen, und der Gegensatz Groß-/Klein- bezieht sich wirklich nur auf diesen Größenunterschied bzw. die ständische Verschiedenheit der jeweiligen Siedlungsinsassen.

In den mittelalterlichen Städten wohnten slawische Bevölkerungsteile meist geschlossen in „Wendischen Vierteln“ oder in den Vorstädten. Bisweilen künden heute noch Namen wie „Windische Gasse“, „Windisches Tor“, „Wendische Kirche“ von den slawischen Mitbürgern.

7. Slawen und Baiern im Donaugebiet

Seit dem 5. Jh. entstand auf dem Gebiet der ehemaligen römischen Provinz Norikum der mittelalterliche Volksstamm der Baiern. Zuwanderer verschiedener germanischer Stammesherkunft, die zeitweise vor allem in Böhmen ansässig waren, kamen mit der eingessenen romanischen oder romanisierten Bevölkerung des Donaugebietes zwischen Lech und Enns bzw. Wienerwald in Verbindung und assimilierten einander nach und nach. Die Baiern werden erstmals von dem Geschichtsschreiber der Goten, Jordanes, in der Mitte des 6. Jh. genannt; wahrscheinlich wußte jedoch bereits Cassiodor, der um 519 schrieb¹¹⁰, von der Existenz der Baiern. Der Name der Baiern wäre dann am Ende des 5. Jh. entstanden. In einem keineswegs genau durchschaubaren Wechsel-

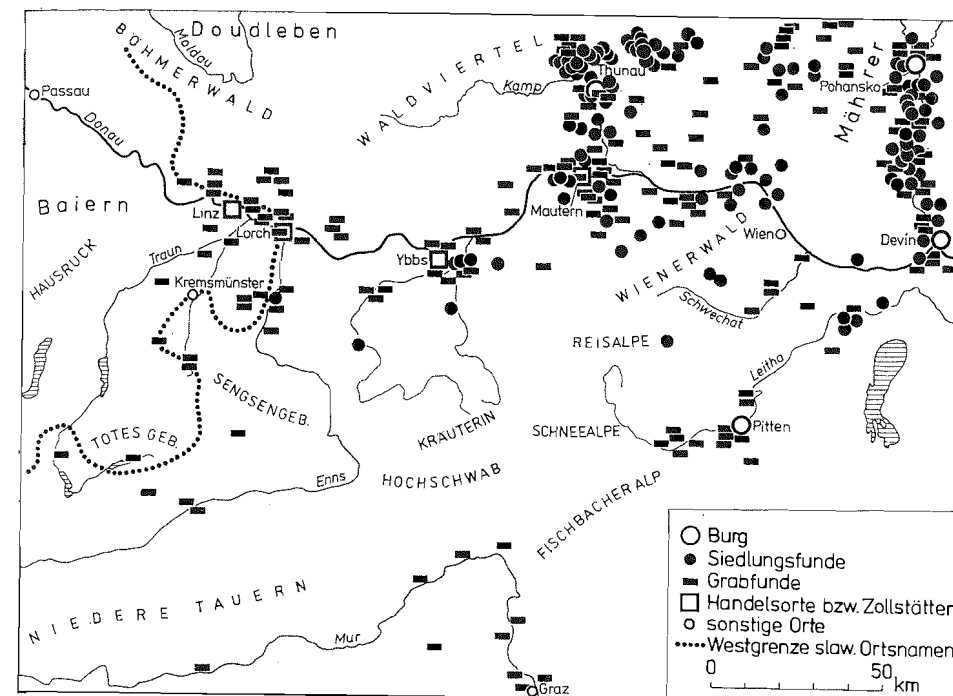


Abb. 13 Siedlungen und Siedlungsgefilde an der bayerischen Ostgrenze vom 8. bis 10. Jh.

verhältnis von politisch-staatlicher Konstituierung und ethnischer Neustrukturierung bildete sich schließlich der bayerische Volksstamm zwischen Lech und Enns aus. Östlich der Enns herrschten bis 796 die Awaren, nördlich der Baiern siedelten tschechische Stämme (Abb. 13).

Slawische Ortsnamen sind bis in das Mühlviertel zwischen Passau, Linz und Bayerischem Wald verbreitet. Südlich der Donau erreicht die Ortsnamenverbreitung Lorch a. d. Donau, das 805 Grenzhandelsplatz zu den Slawen war, folgte dem Ennstal und griff nach Westen bis in das Kremstal um Kremsmünster über.¹¹¹ Östlich der Enns lag ein großes Waldgebiet, das im Osten an den Wienerwald Anschluß fand. In der Raffelstettener Zollordnung wurde es zu Beginn des 10. Jh. als „Bohemica“ bezeichnet.¹¹² Dieser Wald gab eine natürliche Siedlungsscheide ab, und noch im 8. Jh. galt er offenbar als östliche Grenze zwischen Baiern und Awaren. Nur vereinzelt drang slawische Besiedlung darüber hinaus nach Westen bis in das Enns- und Kremstal vor. Gruppen slawischer Ansiedler, die diesen Weg gingen, werden im Jahre 777 in der Gründungs-urkunde, die der Baiernherzog Tassilo III. für Kremsmünster ausstellte, im Krem- und Dietachtal erwähnt.¹¹³ Der Grundherrschaft des Klosters Kremsmünster wurde ein von Slawen besiedeltes Gebiet zugeordnet. Es lag zwischen Ipfbach und Dietach. Vorsteher dieser Siedlergruppen waren Taliup und Sparuna.¹¹⁴

Ein weiteres slawisch besiedeltes Gefilde an der Dietach umfaßte 30 Leute mit ihren Familien. Vorsteher dieser Gruppe war der Iopan (Župan) Physso. Physso gab die Grenzen des Gefildes an, die im Verlaufe der Ansiedlung und Rodung entstanden und ausgeweitet worden waren. Kremsmünster erhielt grundherrschaftliche Rechte über

(*pait* ‚trinken‘ gegenüber poln. *pić*, tschech. *pít*, obersorb. *pić*, niedersorb. *pis* aus urslaw. **piti*; *ďāim* ‚Rauch‘ gegenüber tschech. *dým*, poln., obersorb., niedersorb. *dym* aus urslaw. **dymō*; *dausaldaisə* ‚Seele, Atem‘ gegenüber poln. *duśa*, tschech. *duše*, obersorb., niedersorb. *duša* aus urslaw. **duša*). d) Weitgehende Entwicklung von urslaw. **o* zu *ü, ö* (*vāknü* ‚Fenster‘ gegenüber poln., tschech. *okno*, obersorb. *wokno*, niedersorb. *hokno* aus urslaw. **okno*; *möst* ‚Brücke‘ gegenüber poln., tschech. *most*, obersorb., niedersorb. *möst* aus urslaw. **mosta*). 2. Weitgehende Entwicklung – auch in sogenannter schwacher Position – der urslawischen Halbvokale **b, *o* zu *a* oder *ā* (*dan* ‚Tag‘ gegenüber poln. *dzień*, tschech. *den*, obersorb. *džen*, niedersorb. *žen* aus urslaw. **dabnō*; *māgla* ‚Dampf, Nebel‘ gegenüber poln. *mgła*, tschech. *mlha*, obersorb. *m(b)ta*, niedersorb. *mla* aus urslaw. **mōgla*). 3. Übergang von *g, k* in bestimmten Positionen zu weichem *d* oder *t* (*d'ōra* ‚Berg‘ aus urslaw. **gora*; *t'ūn* ‚Pferd‘ aus urslaw. **konb*). 4. Entwicklung der urslawischen silbischen Liquiden **bl* und **ol* zu *āu* (*dāud'ē* ‚lang‘ aus urslaw. **dōlga*). 5. Bewahrung des Aorists und Imperfekts im Gegensatz zu den meisten anderen slawischen Sprachen.

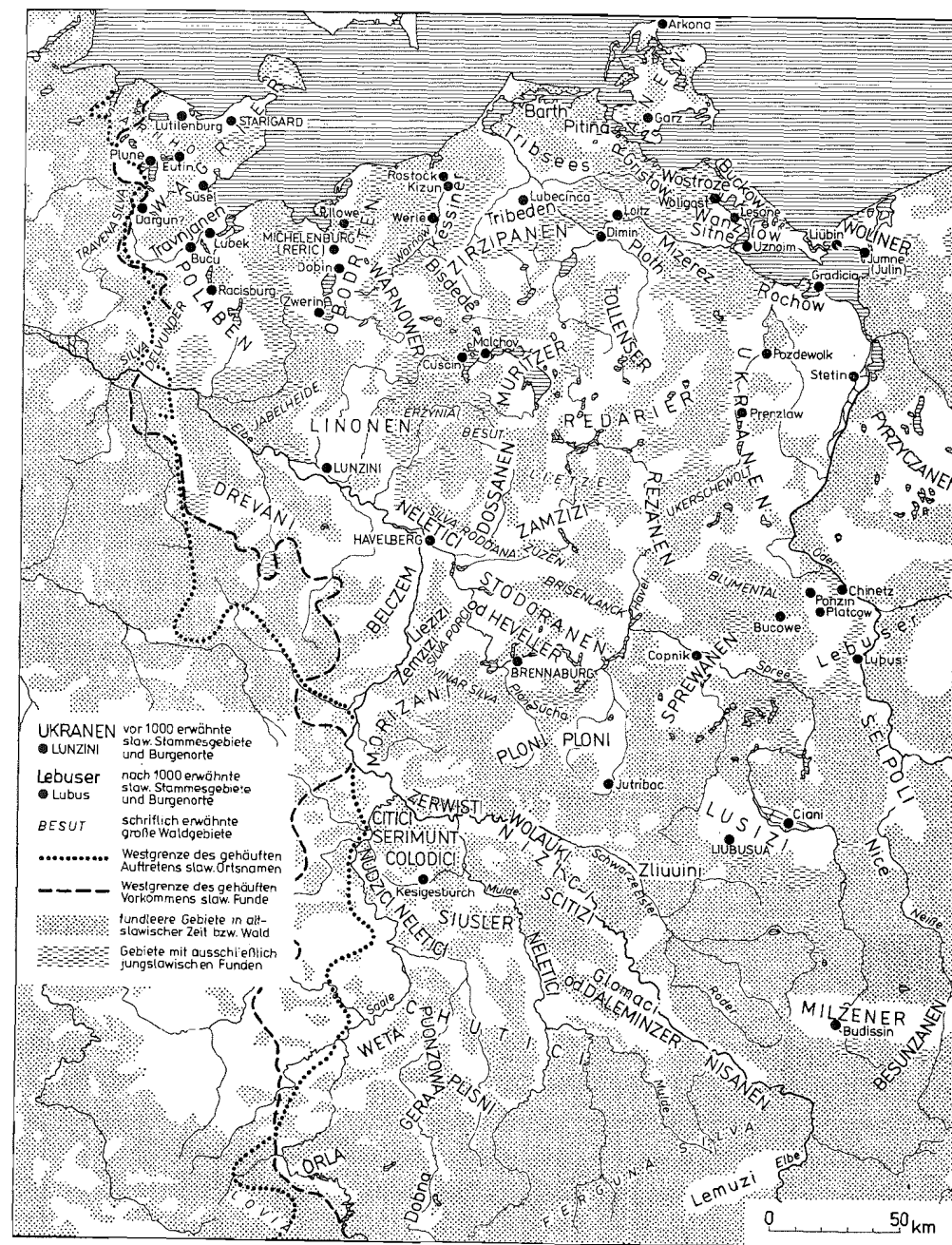
Die hier in Auswahl erwähnten Besonderheiten lassen deutlich erkennen, daß das Drawehnopolabische eine sehr eigenständige Entwicklung durchgemacht hatte. Für sie wird man den starken Einfluß des Deutschen¹³⁶, die geographisch abgeschlossene Lage abseits der wichtigsten Verkehrsstraßen¹³⁷ und vor allem die periphere, von jeder Verbindung mit den übrigen slawischen Sprachen abgeschnittene Lage des Drawehnopolabischen verantwortlich machen dürfen.

Im 17. Jh. setzte ein großes Interesse für diese Sprache ein. Christian Hennig von Jessen, Pfarrer von Wustrow und Verfasser der wichtigsten Quelle des Drawehnopolabischen, des „Vocabularium Venedicum“, schreibt 1710: „Jetziger Zeit reden hier herum nur noch einige von den Alten Wendisch, und dürfen es Kaum vor ihren Kindern und andern jungen Leütten thun, weil sie damit ausgelacht werden... Dahero unfehlbar zu vermuthen, daß innerhalb 20. zum Höchsten 30. Jahren ... die Sprache auch wird vergangen seyn ...“¹³⁸ Und der bereits erwähnte Johann Parum Schultze äußert sich im Jahre 1725 in seiner „Wendländischen Bauernchronik“ wie folgt: „Ich bin ein Mann von 47 Jahren. wenn mit mir und denn noch drey Personen es vorbey ist in unserm Dorf, alsdann wird wohl niemand recht wissen, wie ein Hund auf Wendisch genannt wirdt.“¹³⁹ So verzeichnet denn auch das Sterberegister der Gemeinde Wustrow zum Jahre 1756 den Tod der letzten drawehnopolabisch sprechenden Frau.¹⁴⁰

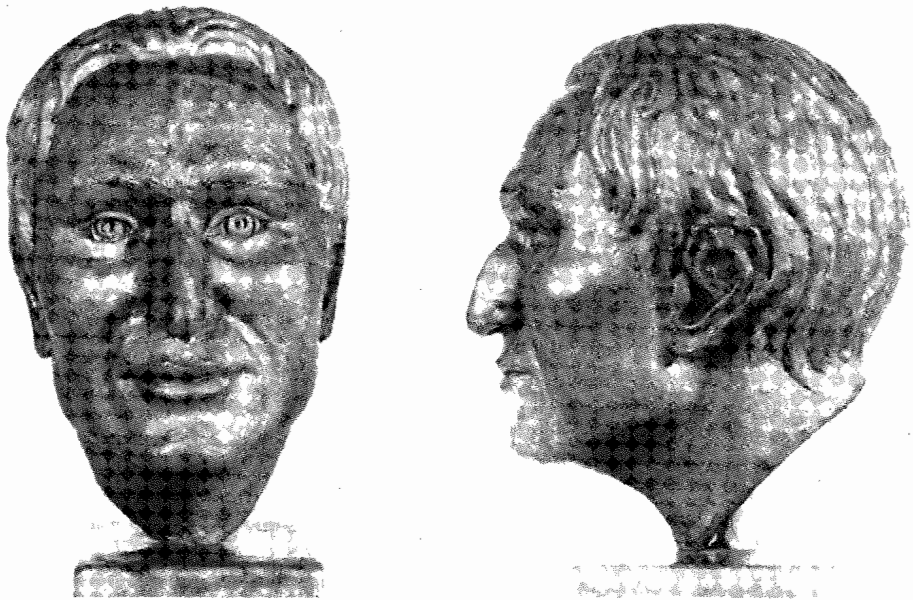
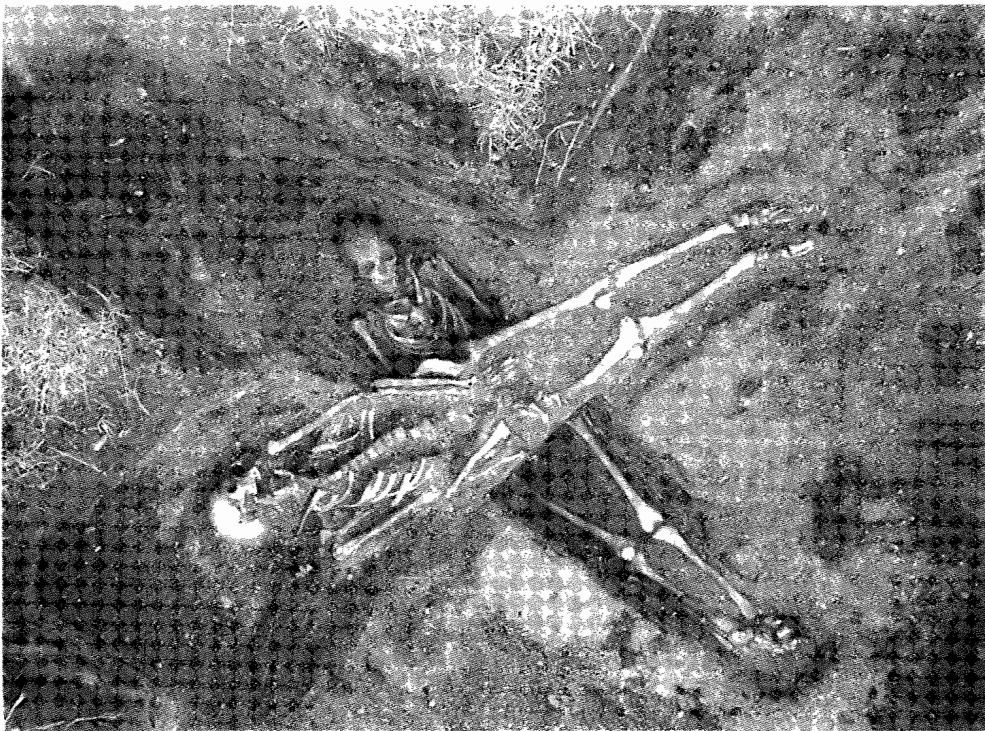
Obgleich über 200 Jahre seit dem Untergang des Drawehnopolabischen vergangen sind, weisen die deutsche Mundart¹⁴¹ ihrer Nachfahren ebenso wie das Brauchtum¹⁴² zahlreiche Besonderheiten auf, die sich nur aus dem Nachwirken des slawischen Elementes erklären lassen. Dieses Beispiel zeigt, wie nachhaltig der Einfluß des slawischen Elementes auch auf die innere Geschichte des deutschen Volkes gewesen ist.¹⁴³

9. Der Mensch

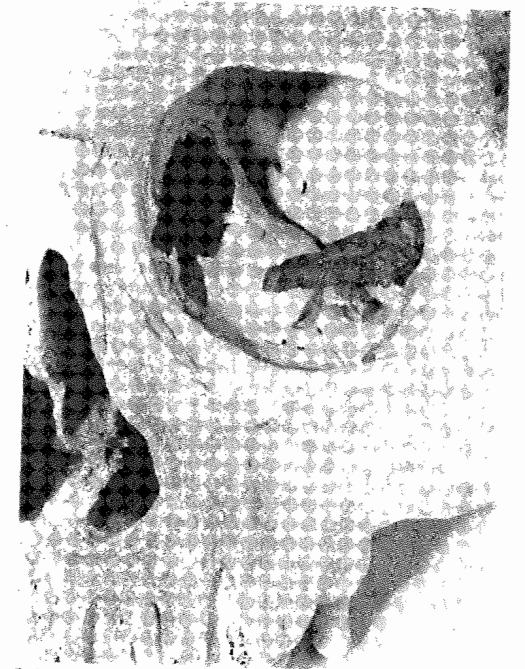
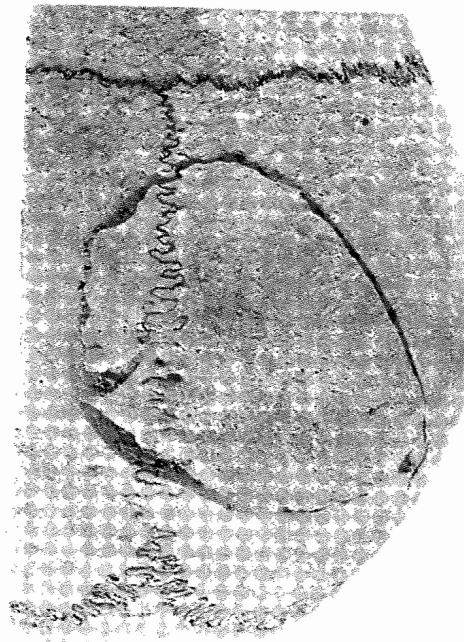
Unsere Kenntnisse über die anthropologische Struktur slawischer Bevölkerungen, über das Aussehen des Menschen, seine Lebenserwartung und seine Krankheiten beruhen auf Untersuchungen menschlicher Skelettreste. Bis zum 9./10. Jh. wurden die



TAFEL 1. Namen und Wohnsitze slawischer Stämme (vgl. die siedlungsgeschichtlichen Grundlagen auf der Kartenbeilage).

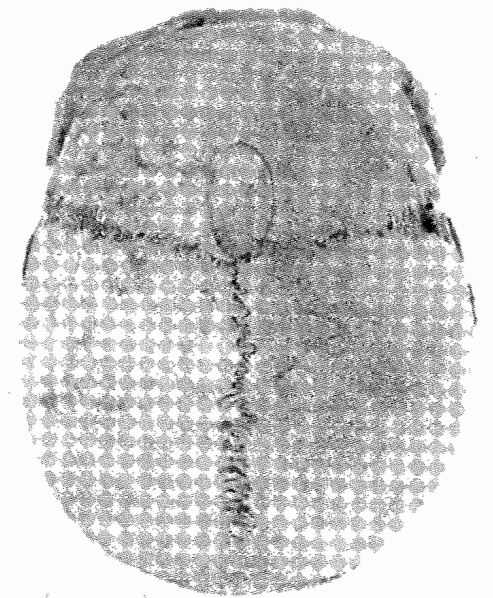


TAFEL 2. a) Grab 19 aus dem Gräberfeld von Sanzkow, Kr. Demmin, aus dem 12. Jh. und der ersten Hälfte des 13. Jh. Über einer etwa 25jährigen Frau war ein 20–25jähriger Mann bestattet; b, c) plastische Rekonstruktion der Gesichtswichteile auf dem Schädel eines Mannes aus dem jungslawischen Gräberfeld Gustävel, Kr. Sternberg.

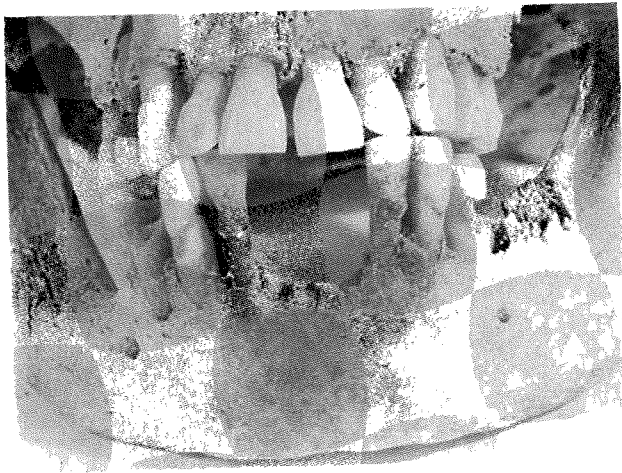


a/c

b/d



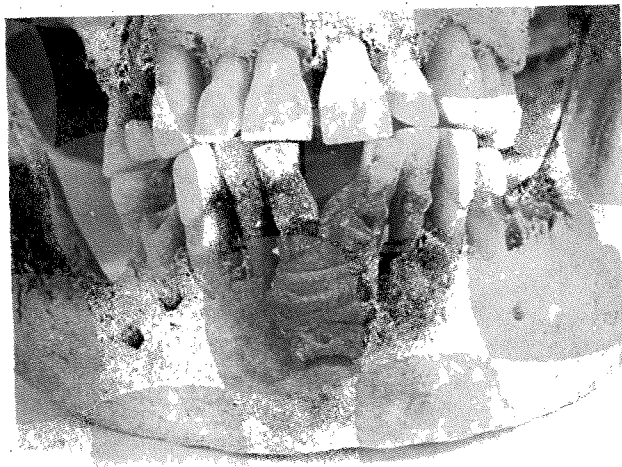
TAFEL 3. a, b) Männlicher Schädel mit großflächiger Schwertverletzung und Schädel eines etwa 55jährigen Mannes mit in der linken Augenhöhlenwand eingekelter eiserner Pfeilspitze aus dem jungslawischen Gräberfeld Sanzkow, Kr. Demmin; c) männlicher Schädel mit verheilter Trepanationsöffnung aus dem jungslawischen Gräberfeld Lancken-Granitz, Kr. Rügen; d) männlicher Schädel mit symbolischem Trepanationsdefekt aus dem jungslawischen Gräberfeld Sanzkow, Kr. Demmin.



a) Starker Abbau des knöchernen Zahnbetts im mittleren Schneidezahnbereich des Unterkiefers.

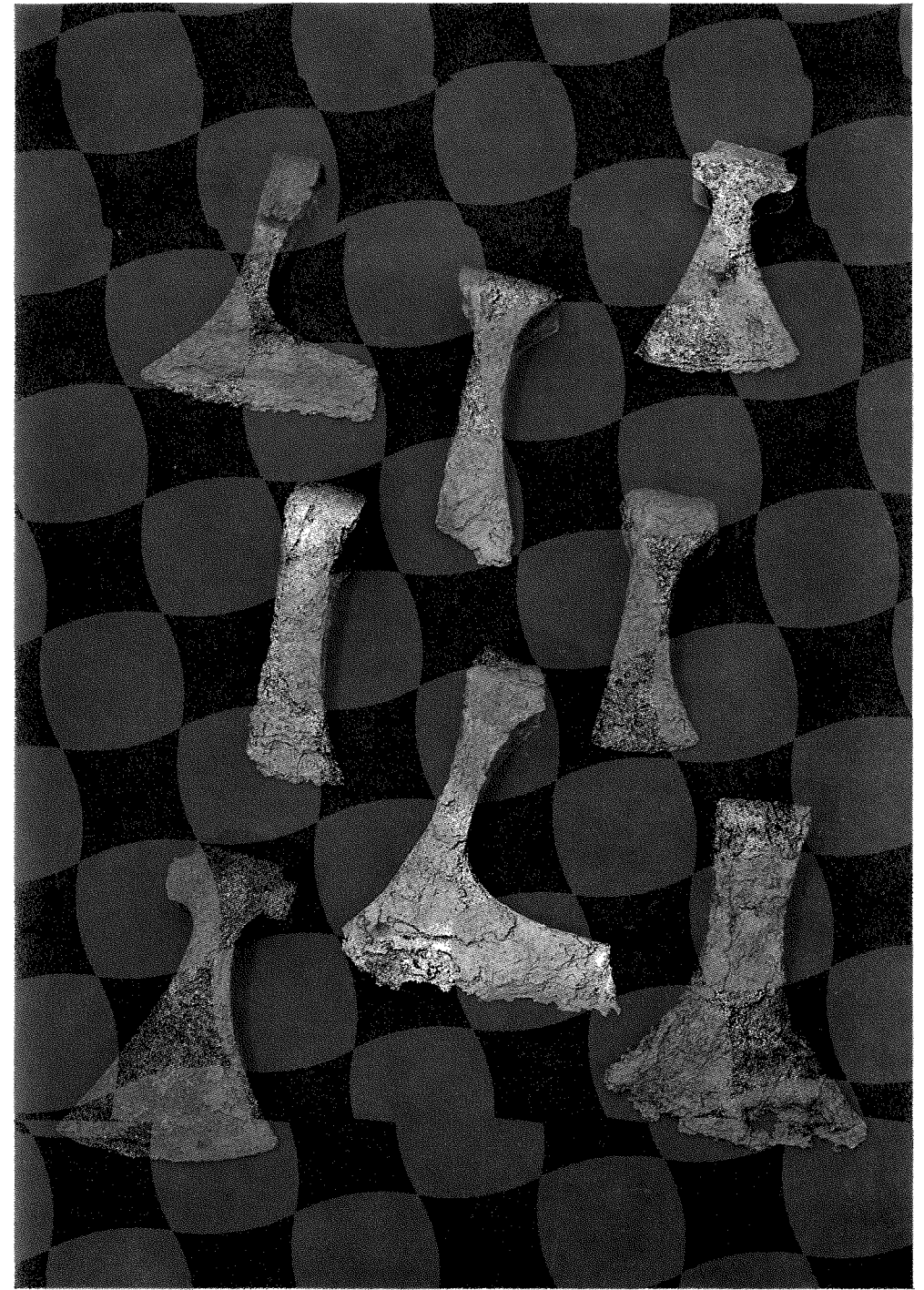


b) Wieder eingesetzte Schneidezähne mit Kittumkleidung.

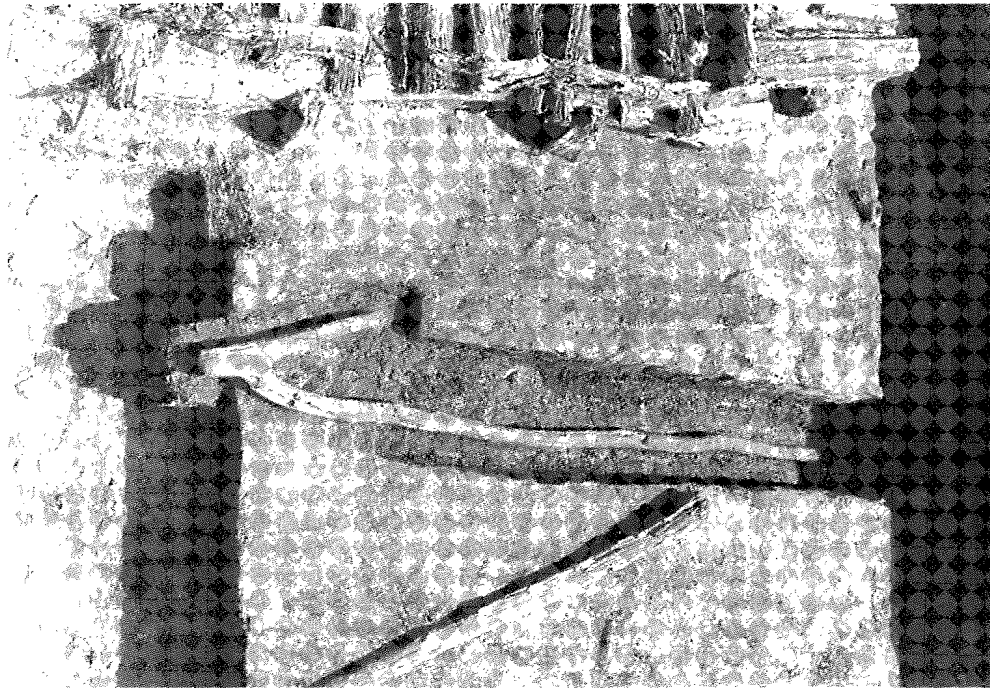


c) An der Kittmasse der mittleren Schneidezähne vorn befestigtes Metallplättchen.

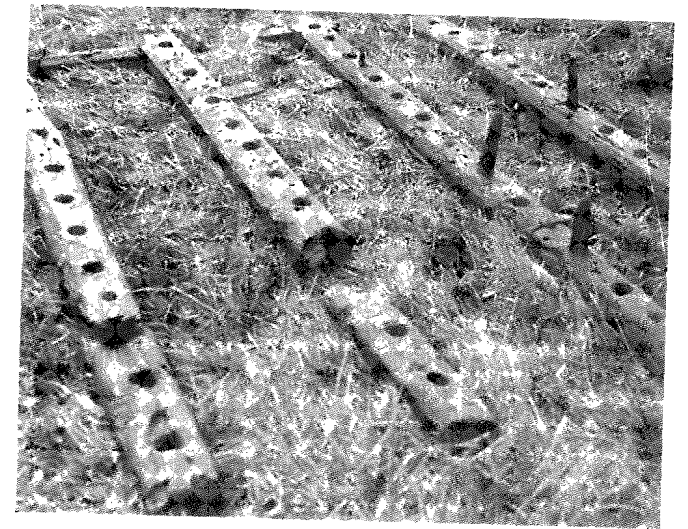
TAFEL 4. Künstliche Zahnbefestigung im Unterkiefer einer 43jährigen Frau aus dem jungslawischen Gräberfeld Sanzkow, Kr. Demmin.



TAFEL 5. Eiserne Äxte der slawischen Siedlungsperiode aus Anklam, als Schmal- und Breitaxt auch Bartaxt ausgebildet, die als Waffe oder zu verschiedenen Arbeiten, z. B. der Rodung, Verwendung fanden.



TAFEL 6. a) Ackerstück mit Spuren des Hakenpfluges unter dem Wall des 7. Jh. auf der Dominsel von Brandenburg; b) unfertiger hölzerner Haken vom Typ Dabergotz vor dem altslawischen Burgwall Wiesenau, Kr. Eisenhüttenstadt.

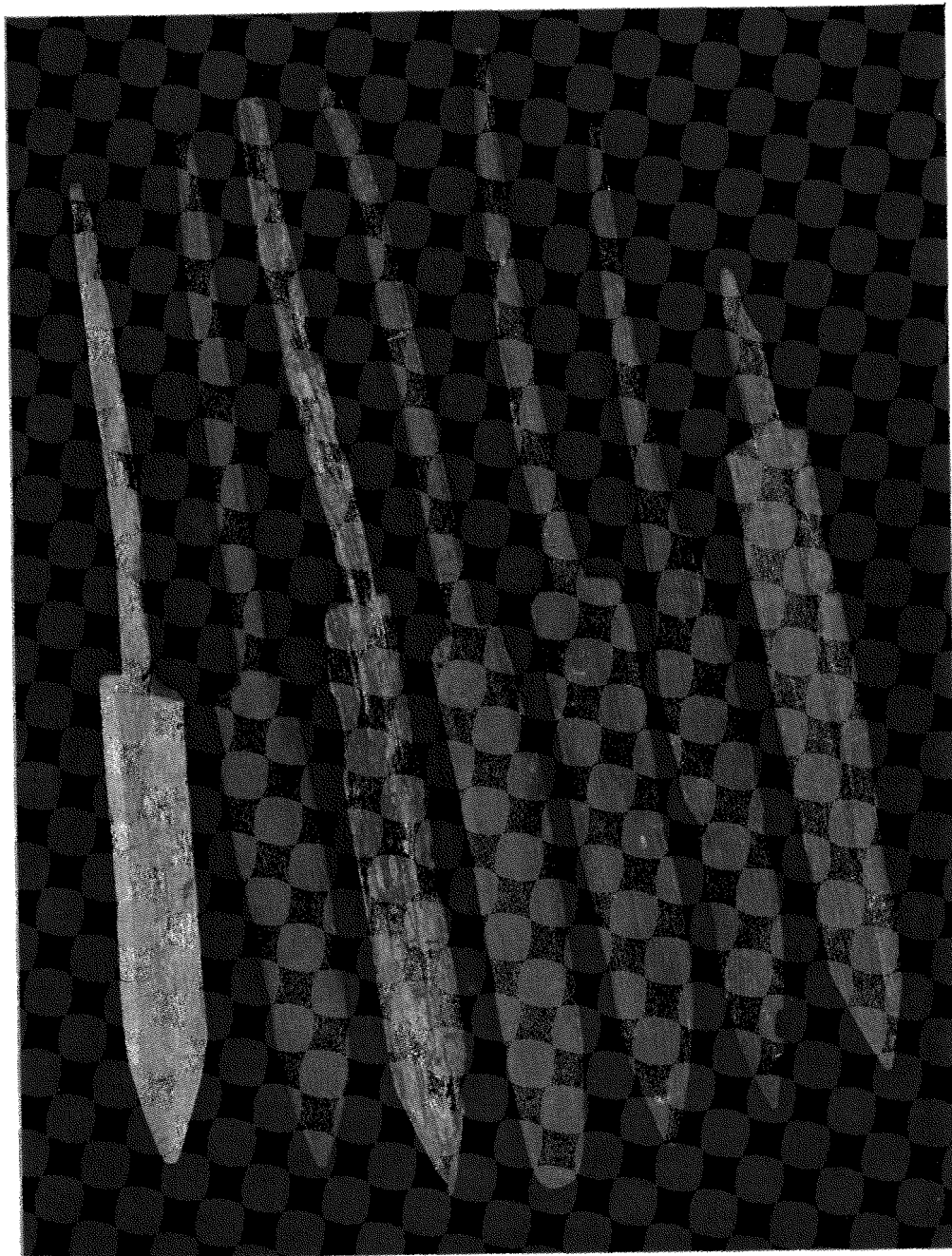


b) Reste der ersten bisher im slawischen Fundzusammenhang bekannt gewordenen hölzernen Egge aus der Vorburgsiedlung Groß Raden, Kr. Sternberg. Ende 10. Jh.



c) Eisernes Schar eines Hakenpfluges von Krampnitz, Kr. Potsdam.

TAFEL 7. a) Eisernes Stielschar aus der jungslawischen Siedlung Tornow, Kr. Calau.



TAFEL 8. Hölzerne Stielschare, die zum Haken vom Typ Dabergotz gehören, gefunden bei Taucharbeiten im Unterueckersee bei Röpersdorf, Kr. Prenzlau. 11./12. Jh.

Toten bei den meisten Stämmen verbrannt und die Reste in Urnen bestattet bzw. in Grabhügeln oder -gruben verstreut. Aus dieser Zeit stehen demnach vorwiegend nur Reste des Leichenbrandes zur Verfügung. Körperbestattungen waren seit dem 10./11. Jh. üblich. Untersuchungen an den Skelettresten aus Gräberfeldern liefern wichtige Aufschlüsse über die Altersstruktur, Sterblichkeitsverhältnisse, Krankheiten, Verletzungen und Unfallfolgen sowie über das körperliche Erscheinungsbild und die typologische Zugehörigkeit der einstigen Bewohner.

Anthropologische Untersuchungen wurden bisher – von zahlreichen Einzelfunden abgesehen – in der DDR an Skeletten aus 13 größtenteils oder vollständig ausgegrabenen Gräberfeldern durchgeführt.¹⁴⁴ Aus den Nachbarländern, der VR Polen und der ČSSR, liegen gleichfalls eine Vielzahl von Forschungsergebnissen anhand von slawischen Gräberfeldern vor.

a) Altersstruktur und Geschlechterverteilung

Das Durchschnittsalter der Bevölkerung lag zwischen 20 und 30 Jahren. Diese niedrige Lebenserwartung wurde vor allem durch die hohe Kindersterblichkeit verursacht. In Sanzkow bei Demmin sind 25,8% und in Espenfeld bei Arnstadt 35,6% der Bestatteten vor dem Erreichen des 6. Lebensjahres gestorben. Darüber hinaus ist mit sehr hoher Säuglingssterblichkeit – etwa 20% – zu rechnen.¹⁴⁵ Da jedoch Säuglinge offenbar vielfach nicht auf Friedhöfen beigesetzt wurden bzw. deren Skelettreste im Boden sehr schnell zerfallen können, sind zuverlässige Berechnungen nicht immer möglich. Die Sterberate der Kinder von 6 bis 12 Jahren lag zwischen 4,4% (Sanzkow) und 12,1% (Espenfeld) und damit deutlich niedriger als bei jüngeren Kindern. Dagegen übertraf sie in der Regel die Sterberate der Jugendlichen zwischen 12 und 18 Jahren (Espenfeld 4,3%, Sanzkow 5,1%).

Bisherige Gräberfelderanalysen zeigen, daß ein Drittel bis über die Hälfte der in einer Siedlung lebenden Menschen vor Erreichen des Erwachsenenalters gestorben ist.

Unterschiede im Durchschnittsalter einzelner Bevölkerungsgruppen sind in erster Linie wohl auf Unterschiede in den Lebensverhältnissen zurückzuführen. So schwankte die durchschnittliche Lebenserwartung im 8. bis 11. Jh. auf dem Gebiet der ČSSR bei fünf Bevölkerungsgruppen zwischen 20 und 25 Jahren und bei acht zwischen 28 und 33 Jahren. Erhebliche Differenzen bestanden in dieser Hinsicht auch zwischen Sanzkow (offenbar bäuerliche Dorfbevölkerung) mit 27,6 Jahren und Espenfeld (Dorfbevölkerung an einer Handelsstraße; wesentlich reichere Grabausstattungen) mit nur 19,6 Jahren. Beide Populationen unterscheiden sich auch im mittleren Sterbealter für die Erwachsenen. In Sanzkow lag es bei 40,7 Jahren für die Männer und 34,1 Jahren für die Frauen; in Espenfeld und auch Schirmitz erreichten die Männer im Durchschnitt 37,6 Jahre, die Frauen 33,0 bzw. 30,7 Jahre. Dagegen lagen die entsprechenden Werte für die Bewohner der Fürstenburg Mikulčice im 9. Jh. bei 46 Jahren für die Männer und bei 41 für die Frauen. Im allgemeinen war das Durchschnittsalter der Erwachsenen in bäuerlichen Bevölkerungen niedriger als in sozial höher gestellten Gruppen. Für die Gebiete östlich von Saale und Elbe kann für das 12. Jh. gegenüber den vorangegangenen Jahrhunderten, offenbar im Zusammenhang mit einer merklichen Verbesserung der Lebenslage, eine Erhöhung des mittleren Sterbealters der Erwachsenen wahrscheinlich gemacht werden.

Die Mehrzahl der Erwachsenen ist also noch vor Erreichen des 40. Lebensjahres gestorben, und nur wenige Menschen sind älter als 60 Jahre geworden. In Sankow waren es 4,4% der Bewohner des Ortes. Sehr deutliche Unterschiede bestehen auch zwischen beiden Geschlechtern. In Sankow z. B. starben nur 38,6% der Männer, aber 63,8% der Frauen im adulten Alter, d. h. vor Erreichen des 40. Lebensjahres. 11,4% der Männer, aber nur 2,1% der Frauen erreichten das Greisenalter. Ähnliche Verhältnisse finden wir in nahezu allen slawischen Bevölkerungsgruppen. Die niedrigere Lebenserwartung der Frauen dürfte ihre Hauptursache in der Mutterschaft und den damit verbundenen Geburts- und Wochenbettfolgen im weiteren Sinne haben. Daher haben in einer Bevölkerung immer verhältnismäßig weniger Frauen als Männer gelebt. Der Männerüberschuß dürfte 5–10% betragen haben.

Die Verhältnisse bei den Slawen unterschieden sich in dieser Hinsicht nicht von denen bei anderen ur- und frühgeschichtlichen Bevölkerungsgruppen. Erst seit dem 18. und 19. Jh. begannen sich auf dem Hintergrund steigender Lebenserwartung die Verhältnisse umzukehren. Heute liegt die durchschnittliche Lebenserwartung der Frauen etwa 5 Jahre über der der Männer.

Untersuchungen an mikrotraumatischen Veränderungen (rundlichen Vertiefungen) im angrenzenden Bereich der Symphysen- und Darmbein-Kreuzbeinfuge des Beckens¹⁶⁶, die in unmittelbarem Zusammenhang mit Schwangerschaft und Geburt stehen, haben für die Frauen von Sankow durchschnittlich 3 bis 4 Geburten wahrscheinlich gemacht. Die Mehrzahl der Geburten dürfte vor dem 30. Lebensjahr erfolgt sein. Der Geburtenabstand betrug 3 bis 4 Jahre. Sechs 17- bis 18jährige Frauen in Sankow wiesen bereits solche mikrotraumatischen Veränderungen auf. Es ist also mit Schwangerschaften und Geburten auch bei Frauen unter 18 Jahren zu rechnen.

b) Bevölkerungsstruktur

Die slawische Bevölkerung in dem hier behandelten Gebiet war anthropologisch keineswegs einheitlich, sondern stellte ebenso wie in den angrenzenden Ländern eine Mischung aus sich nicht allzu stark unterscheidenden Typen dar. Bei meist langem Hirnschädel sind die Unterschiede vor allem im Gesichtsbereich ausgeprägt und haben zu schmalen bzw. breiten Gesichtern geführt. Kurze und breite Hirnschädel sind im allgemeinen mit breiten Gesichtern verbunden. Der am häufigsten vertretene robuste schmalgesichtige und langschädelige Typus von hoher Gestalt nähert sich am ehesten der klassischen Vorstellung des nordeuropäischen Typus, der kleinwüchsiger, kurzschädelige und breitgesichtige dem osteuropäischen Typus.

Unterschiede in der anthropologischen Struktur zwischen einzelnen Gräberfeldern dürften auf verschiedene Herkunft und ungleich starke Assimilation älterer Bevölkerungsgruppen zurückzuführen sein. So sind z. B. in der Mecklenburger Slawenbevölkerung die Merkmale des nordeuropäischen und osteuropäischen Typus in etwa gleicher Verteilung zu beobachten, während im Elbe-Saale-Gebiet die nordeuropäische Komponente überwiegt. Trotz vorhandener Unterschiede zwischen slawischen und germanischen Skelettserien bestehen insgesamt jedoch große Ähnlichkeiten zwischen beiden, so daß sich Einzelindividuen nicht hinreichend abgrenzen lassen. Dadurch erklärt sich auch, daß in Kontaktgebieten zwischen Slawen und Deutschen beide nicht grundsätzlich zu trennen sind.

Anthropologische Typen – auf die heutige Menschheit bezogen, auch Rassen genannt –

stellen biologisch gleichwertige systematische Untereinheiten der Art *Homo sapiens* dar, der alle auf der Erde lebenden Menschen angehören. Die Ergebnisse der anthropologischen Rassenforschung sind während der Zeit des deutschen Faschismus jedoch mit dem Ziel mißbraucht worden, die den imperialistischen Machtbestrebungen dienende Irrlehre von der biologischen Ungleichwertigkeit der Menschenrassen zu begründen. Die Haltlosigkeit und der pseudowissenschaftliche Charakter dieser reaktionären Rassentheorie von „höheren“ (z. B. der „arischen“ Rasse germanischen Ursprungs) und „niederen“ (z. B. der „slawischen“), von „besonders wertvollen“ und „minderwertigen“ Rassen sind von der anthropologischen Forschung wiederholt und mit Nachdruck aufgezeigt worden.

Bisher liegen lediglich für Mikulčice in Mähren und Kouřim in Böhmen Hinweise vor, daß sich Sozialgruppen, wie sie sich anhand von unterschiedlichen Grabausstattungen abzeichnen, auch anthropologisch unterscheiden. So deuten sich auf dem Gräberfeld Mikulčice 1 mit insgesamt höherem Sozialniveau für die Gräbergruppe mit Schwertern, Äxten, Gold-Silber-Bronzegegenständen kürzere und breitere Hirnschädel, häufiger schmalere Gesichter und größere Körperhöhe im Vergleich zu den Vertretern der Gräbergruppe mit Eisen-Keramik-Glasbeigaben bzw. ohne Beigaben an.

Die durchschnittliche Körperhöhe betrug bei den Slawen männlichen Geschlechts 165–170 cm und ist als mittelgroß bis übermittelgroß zu bezeichnen, die Frauen waren mit 151–160 cm untermittelgroß bis übermittelgroß (Espenfeld und Sankow: 170 cm Männer, 160 cm Frauen; Altlommatzsch: 169 cm Männer, 160 cm Frauen; tschechische Slawen: 165–170 cm Männer, 152–158 cm Frauen). Die beachtliche Differenz zwischen beiden Geschlechtern entspricht den allgemeinen Befunden in frühgeschichtlicher Zeit. Interessant sind in diesem Zusammenhang Ergebnisse aus Mikulčice, daß Kinder bis zum 7. Lebensjahr größer, vom 8. bis 10. etwa gleich groß und vom 11. Jahr an kleiner als in heutiger Zeit gewesen sind. Die daraus abgeleitete Hypothese, daß der pubertäre Wachstumsschub etwa zwei Jahre später als heute und die Pubertät (Mädchen 13 bis 16 Jahre, Knaben nach dem 16. Jahr) etwa drei Jahre später einsetzte, gewinnt durchaus an Wahrscheinlichkeit, obwohl einige Befunde, so Beobachtungen über den Beginn des Reproduktionsalters schon mit 16 bis 17 Jahren, damit nicht in Einklang zu stehen scheinen.

Die Schädelform ist nicht nur für die Charakterisierung des anthropologischen Typus von Bedeutung, sondern sie bestimmt zugleich maßgeblich das individuelle Gepräge des menschlichen Gesichts. Eine nach der Methode des sowjetischen Anthropologen M. M. Gerasimov ausgeführte plastische Rekonstruktion der Gesichtswerteile auf dem Schädel eines Mannes aus dem Gräberfeld von Gustävel, Kr. Sternberg, vermittelt eine gewisse lebensnahe Vorstellung vom Aussehen slawischer Bewohner des 12. Jh. (Taf. 2). Sie stellt jedoch nur ein individuelles Abbild, nicht aber den typischen Mecklenburger Slawen dar. Die Haartracht ist dabei willkürlich gestaltet.¹⁶⁷

Wiederholt ist aus der Anordnung der Gräber auf einem Bestattungsplatz auf die jeweilige Organisation der lebenden Dorfbevölkerung geschlossen worden. So werden z. B. für Espenfeld aufgrund von vier Gräbergruppierungen ebenso viele Familienverbände vermutet. Die beiden großen Gräbergruppen in Sankow sind zunächst als Hinweise auf zwei Großfamilien gedeutet worden. Eingehende Untersuchungen haben jedoch gezeigt, daß dieses Gräberfeld im Sinne einer zeitlich fortschreitenden Belegung zu interpretieren ist. Anhand von chemischen Untersuchungen der Menschenreste lassen sich mehrere chronologische Gruppen wie auch die Hauptbelegungsrichtung von

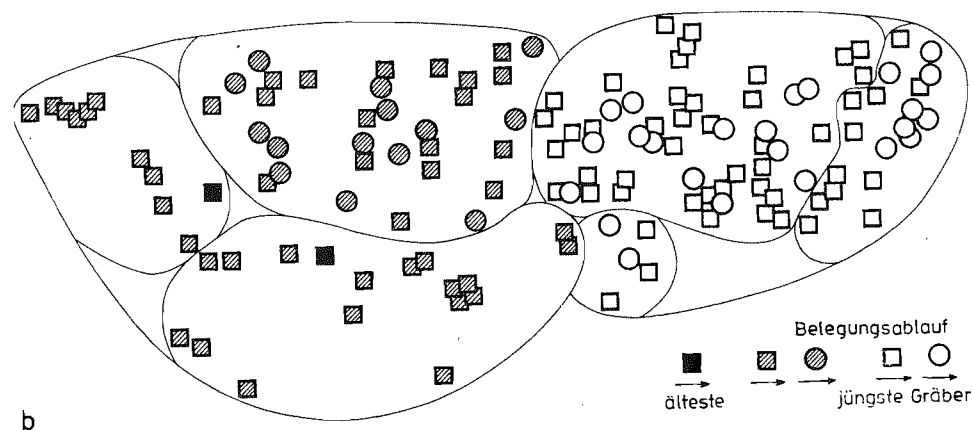
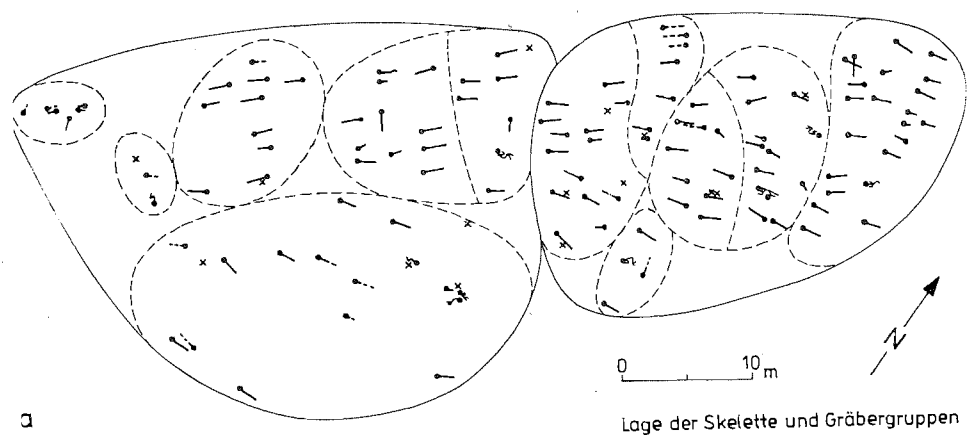


Abb. 15 Lageplan des jungslawischen Gräberfeldes von Sanzkow, Kr. Demmin. Gräbergruppen aufgrund der Stratigraphie und Verwandtschaftsanalyse.

SW nach NO ermitteln (Abb. 15). Dabei zeichnen sich in der Belegungsrichtung deutliche Veränderungen ab: in der Anlage der Gräber von kleinsten Gruppierungen über offene Reihen zu weitgehend geschlossenen Grabreihen, in der zunehmenden Ausstattung der Gräber mit Särgen und in wechselnder Beigabensitte, in der Ausrichtung der Toten usw. (Taf. 2). Bei einer vermuteten Belegungszeit von etwa 150 Jahren und einer durchschnittlichen Generationsdauer von 25 Jahren sind für Sanzkow 6 Generationen wahrscheinlich gemacht worden, die ihre Toten auf dem Gräberfeld bestattet haben. Die durchschnittliche Zahl der zur gleichen Zeit lebenden Menschen einer Gruppe, die auf einem Gräberfeld bestattete, betrug danach in Sanzkow 26–30 Individuen. Für andere Siedlungen des frühen und hohen Mittelalters nach der Anzahl der Bestatteten geschätzte Bevölkerungszahlen liegen meist zwischen 10 und 55 (Espenfeld 64 Individuen) und damit niedriger als Schätzungen der Einwohnerzahlen nach der

Anzahl der Häuser (Tornow C 65–78, Tornow B 90–108, Berlin-Kaulsdorf 55–66). Auch für frühmittelalterliche Friedhöfe in Kleinpolen ergeben sich ähnliche Werte für dörfliche Siedlungen. Aus Durchschnittswerten für Sanzkow lassen sich für die einzelnen Generationen recht unterschiedliche Bevölkerungszahlen erschließen. So stieg in Sanzkow die Bevölkerungszahl von 16 in der 2. Generation auf 40–60 Individuen in der 4. Generation an, ging auf 15 in der 5. Generation zurück und erhöhte sich auf 31 Individuen in der 6. Generation, bevor das Gräberfeld aufgelassen wurde. Während die 1. Generation fast nur Erwachsene (Dorfgründer) und wenige Kinder umfaßte, sind in der letzten Reihe des Gräberfeldes fast ausschließlich Kinder und Jugendliche bestattet worden. Der deutliche Anstieg der Bevölkerungsanzahl von der 3. zur 4. Generation (etwa Verdoppelung) dürfte sehr wahrscheinlich mit einer größeren Zuwanderungswelle in Verbindung zu bringen sein. Insgesamt deutet sich für Sanzkow ein in hohem Maße instabiler Dorfverband mit zahlreichen Zu- und Abwanderungen an, wobei die Zugewanderten aus mehreren umliegenden Dörfern stammen können. Für eine solche Mischpopulation sprechen auch die Befunde der serologischen Untersuchungen (AB-Blutgruppen) an den Skeletten von Sanzkow. Anthropologische und serologische Befunde lassen eine streng blutsverwandtschaftliche Organisation des Sanzkower Dorfverbandes und damit eine Zuweisung der beiden großen Gräbergruppen zu verschiedenen Großfamilien als wenig wahrscheinlich erscheinen. Auf enge verwandtschaftliche Beziehungen deuten dagegen die Befunde an den vier Erwachsenenskeletten aus dem slawischen Hügel I von Pulitz, Kr. Rügen, hin.¹⁴⁸

c) Krankheitsbelastung, Verletzungen, Unfallfolgen

Systematische Untersuchungen krankhafter Veränderungen an den Skelettresten ermöglichen nicht nur eine Beurteilung des Gesundheitszustandes einzelner Individuen, sondern gestatten auch wesentliche Einblicke in die Belastung einer Bevölkerung mit Krankheiten, Verletzungen und Unfallfolgen. Daraus ergeben sich wiederum Hinweise auf die Lebensweise der untersuchten Population, auf die Verbrauchsgeschwindigkeit und auf die körperliche Belastung des menschlichen Organismus, auf die Ernährung und unter Umständen sogar auf bestimmte Tätigkeiten. Auch in medizinisch-geschichtlicher und sozialhygienischer Hinsicht haben derartige Untersuchungen wertvolle Hinweise geliefert und vor allem zur Beurteilung der sogenannten Zivilisationsschäden beigetragen. Es können allerdings nur solche Krankheiten festgestellt werden, die zu Veränderungen an den Knochen führen.

Krankhafte Veränderungen sind an menschlichen Skelettresten aus slawischer Zeit beobachtet worden.¹⁴⁹ Umfangreiche Untersuchungen liegen über den Kariesbefall vor, der insgesamt wesentlich niedriger als in heutiger Zeit gewesen ist. Dieses betrifft weniger die Anzahl der kariesbefallenen Individuen (Berlin-Spandau 63,6%, Sanzkow 69,1%, Espenfeld 76,8% der Erwachsenen), sondern vielmehr die Anzahl der karieserkrankten Zähne (Sanzkow 13,6%, Espenfeld 21,2% der Dauerzähne). Während ein Vergleich mit slawischen Serien aus der ČSSR keine signifikanten Unterschiede hinsichtlich der Anzahl der kariesbefallenen Individuen erkennen läßt, sind bei den Erwachsenen von Sanzkow und Mikulčice weitaus weniger Zähne erkrankt gewesen als in allen anderen Slawenpopulationen. Dieser Befund deutet auf unterschiedliche Ernährungsformen hin. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß bei den Sanzkower Frauen, ebenso wie in anderen slawischen Serien, die Kariesintensität, d. h. die Anzahl der er-

worden ist, ist allerdings nicht bzw. nur kurze Zeit überlebt worden (Taf. 3a). Interessant ist auch eine großflächige, verheilte Impressionsfraktur im linken Schläfenbereich eines spätmaternen Männerschädels aus Sanzkow, die möglicherweise zu Funktionsstörungen bzw. -ausfällen geführt haben könnte, denn bei diesem Individuum handelt es sich um eine der beiden Vampirbestattungen aus dem Gräberfeld.

Über medizinische Kenntnisse und Hilfeleistungen ist bisher nur wenig bekannt. Ursachen und Verlauf von Krankheiten und Verletzungen lassen jedoch auf Folgeerscheinungen schließen, die nicht selten mit einer stärkeren Beeinträchtigung der für die täglichen Verrichtungen erforderlichen Funktionsübungen verbunden waren und mehr oder weniger hohe pflegerische Anforderungen an die Mitmenschen stellten, um das Leben des Betroffenen aufrechtzuerhalten. Nachweise solcher Hilfeleistungen und monate-, ja sogar jahrelanger Pflege der Erkrankten sind mehrfach und bereits aus dem Neolithikum erbracht worden. Sie sind Zeugnisse für die ethische Einstellung des ur- und frühgeschichtlichen Menschen.

Im Gegensatz zu den Verletzungen und Krankheiten sowie deren Ursachen, Verlauf und Folgeerscheinungen, die sich anhand des Knochenmaterials umfassend ermitteln lassen, gewähren die menschlichen Skelettreste im allgemeinen keine Hinweise auf Behandlungsmethoden. Diese sind nur indirekt zu erschließen oder besonders günstigen Zufallsfunden zu verdanken. Hinweise auf Betäubungsmittel, Salben und andere Drogen, die sicher bekannt waren, sind aus Bodenfunden nicht zu gewinnen. Für die Verheilung von Knochenbrüchen war eine Ruhestellung der betreffenden Gliedmaßen bzw. des Körperabschnitts unumgänglich, wenn eine einigermaßen günstige Verheilung der Bruchstücke gewährleistet sein sollte. Bei nur unvollkommener Ruhestellung konnte eine Verwachsung der sich bei jeder Bewegung gegeneinander verschiebenden Knochenteile nicht erfolgen, und an der Bruchstelle entstand ein falsches Gelenk. Aus dem Gräberfeld von Sanzkow liegen ein Unterarmknochen und einige Rippen mit solchen unechten Gelenkverbindungen vor. Eine Schienung des verletzten Arm- bzw. Beinteiles mit dem Ziel der Wiederherstellung der ursprünglichen Knochenform ist seinerzeit offenbar nicht bzw. nur in sehr ungenügendem Maße erfolgt, wie die einzelnen Beispiele zeigen. Unter den Knochenbrüchen zeigen vor allem Oberschenkelknochen und Schienbein (Gräberfelder von Mikulčice) in stark abweichender Stellung miteinander verwachsene Bruchstücke. Andere Knochen lassen meist ein günstigeres Verwachsungsergebnis erkennen. Für den rechten Unterarm eines Mannes aus Espenfeld wird eine Amputation vermutet, offenbar als Folge eines Traumas. Für die Amputation der rechten Hand und des linken Fußes bei einem Mann aus Mikulčice wird dagegen als Ursache ein Strafvollzug für wahrscheinlich gehalten. Für die Behandlung von Schädeldachverletzungen (Entfernen der Splitter und eventuell Glätten der Wundränder) spricht ein männlicher Schädel aus Fahrland, Kr. Potsdam.

Die bereits in der Jungsteinzeit und Bronzezeit mit großem Erfolg geübte Trepanation ist auch von den Slawen ausgeführt worden. Als Trepanation wird eine im voraus bis in die Einzelheiten geplante Eröffnung des völlig intakten und gesunden Schädeldaches zu Lebzeiten des betreffenden Individuums bezeichnet. Es handelt sich bei diesem chirurgischen Eingriff am Schädel (nicht am Gehirn!) demnach weder um eine Versorgung einer lokalen Verletzung noch um die Behandlung eines pathologischen Prozesses im Schädeldachbereich. Die Trepanation war bei bestimmten Völkern in ur- und frühgeschichtlicher Zeit in erster Linie eine der Heilung von schmerzauslösenden und schmerzverursachenden Krankheiten dienende indirekte Behandlungsmaßnahme.¹⁵⁰

Von den drei trepanierten spätslawischen Männern von Alt-Bukow, Kr. Bad Doberan, Lancken-Granitz, Kr. Rügen, und Sixdorf, Kr. Bernburg, haben zwei die Operation lange Zeit überlebt. Nach einer Betäubung des Patienten, dem Anlegen der Hautschnitte und dem Zurückklappen der Kopfhautteile wurde mit einem geeigneten Gerät der Knochen an einer bestimmten Stelle flächenartig bis zum Durchscheinen abgeschabt und dann ausgebrochen. Die Öffnung ist im allgemeinen nicht wieder bedeckt, sondern nur durch Darüberziehen der Kopfhaut geschlossen worden. Am Schädel von Lancken-Granitz befindet sich der etwa 25 mm × 25 mm große, annähernd viereckige Trepanationsdefekt in der linken Schläfengegend hinter der Kranznaht (Taf. 3c). Bisher ist noch ungeklärt, von wem die Slawen unseres Gebietes die Trepanation übernommen haben, doch lassen entsprechende Funde aus der Slowakei (10. Jh.) sowie Böhmen und Mähren (10. bis 12. Jh., z. B. Mikulčice) einen Zusammenhang nicht unmöglich erscheinen.

Zu den Methoden der indirekten Behandlung von Krankheiten zählt ebenfalls die symbolische Trepanation. Bei ihr wird die Eröffnung des Schädeldaches nicht mehr ausgeführt, sondern nur durch ein flaches Abschaben bzw. Anschneiden der obersten Knochenschicht symbolisch angedeutet. Im Gegensatz zur echten Trepanation dürften magische Gesichtspunkte weit mehr im Vordergrund des Operationsgeschehens und der Behandlungsmethode gestanden haben. Mit der symbolischen Trepanation, die nur aus frühgeschichtlicher Zeit bekannt ist, wurden offenbar die gleichen Krankheitsbilder wie mit der echten Trepanation behandelt. Dafür spricht auch der Fund aus dem Gräberfeld von Sanzkow bei einem über 40jährigen Mann mit in der Mittellinie des Stirnbeins gelegenen Trepanationsdefekt (Taf. 3d) von elliptischer Form. Dieser operative Eingriff wurde offenbar nach einer Reihe von Verletzungen (durch Schwerthieb verursachte rinnenartige Einkerbung auf dem hinteren Teil des rechten Scheitelbeins; Frakturen des linken Schlüsselbeins und Wadenbeins) ausgeführt, die sich der betreffende Mann sehr wahrscheinlich in kämpferischen Auseinandersetzungen viele Jahre vor seinem Tode zugezogen hatte. Die Operation sollte Schmerzlinderung herbeiführen und den Heilungsverlauf günstig beeinflussen und fördern. Sowohl die echte als auch die symbolische Trepanation stellen jedoch keine universelle Behandlungsmethode dar. Nur einige, besonders befähigte Medizinmänner dürften diese operativen Eingriffe am Schädel vorgenommen haben. Auch wurden von ihnen keineswegs alle Patienten mit gleichem Krankheitsbild trepaniert. Diese Methode war, wie die Funde erkennen lassen, nur wenigen Auserwählten vorbehalten. Unter welchen Gesichtspunkten die Auswahl erfolgte und welche Voraussetzungen für die Durchführung einer Trepanation gegeben sein mußten, bleibt ebenso ungeklärt wie die Frage, welche Motive den Operateur in dem einen Fall zu einer echten, im anderen zu einer symbolischen Trepanation bewogen haben.

Ein kulturhistorisch und medizingeschichtlich besonders wertvoller Fund gelang bei der Freilegung des Gräberfeldes von Sanzkow.¹⁵¹ Eine etwa 43jährige Frau trug im Unterkiefer eine künstliche Zahnbefestigung. Die infolge übermäßig starker Parodontose gelockerten beiden mittleren Schneidezähne sind etwas vor die benachbarten Zähne gedrückt und mit einer festen, zementartigen Kittmasse umgeben worden, die hinten weit und auch vorn über das Zahnfleisch herabreichte und an der vorn ein 13,4 mm × 18,5 mm großes Metallplättchen befestigt worden ist. Dadurch wurde den beiden eingekitteten Schneidezähnen der erforderliche feste Halt verliehen und ein Wegkippen der Zähne nach hinten wie auch nach vorn verhindert (Taf. 4). Die durch die ver-

änderte Zahnstellung entstandenen neuen Schliffflächen zeigen, daß die Frau nach dem chirurgischen Eingriff offenbar noch viele Jahre gelebt hat. Die Möglichkeit, daß durch die ständige Berührung des Metallplättchens mit dem Mundspeichel toxische Reaktionen ausgelöst worden sind, die vielleicht zum Tode der Frau geführt haben, ist nicht auszuschließen. Da die Frontzahnregion des Oberkiefers vollständig erhalten ist und durch die Zahnbefestigung im Unterkiefer die sonst durch Zahnausfall unvermeidlich entstandene große Lücke im Gebiß wieder geschlossen werden konnte, liegt der Verdacht auf einen aus kosmetischen Gründen erfolgten operativen Eingriff durchaus nahe. Der Fund aus Sanzkow ist der bisher einzige Nachweis einer Zahnbefestigung aus frühgeschichtlicher Zeit in Mitteleuropa. Um so mehr erstaunt die Tatsache, daß er aus einer rein dörflichen Bevölkerung stammt, die, nach den Beigaben zu urteilen, keineswegs reich gewesen sein dürfte. Da das betreffende Grab keine Beigaben enthielt, fehlen auch jegliche Hinweise auf eine höhere soziale Stellung der Trägerin der Zahnbefestigung innerhalb der Sanzkower Dorfbevölkerung.

Über die Gesamtbelastung der slawischen Bevölkerungen an Krankheiten, Verletzungen und Unfallfolgen liegen bisher kaum Angaben vor. Auf dem Gräberfeld von Sanzkow zeigen 28% der Erwachsenen schwerere und 44% leichtere krankhafte Veränderungen an den Knochen, insgesamt demnach 72% der Erwachsenenbevölkerung. Auch wenn keine unmittelbaren Vergleichszahlen vorliegen, so sind doch Hinweise auf analoge Verhältnisse aus anderen Gräberfeldern bekannt. Sie sprechen dafür, daß Populationen mit einer höheren Krankheitsbelastung im allgemeinen ein niedrigeres Durchschnittsalter aufweisen.

Nach dem Tode entstandene Verletzungen an menschlichen Knochen sind wiederholt beschrieben worden.¹⁵² Im Burgwall von Landsberg, Saalkreis, wurde in einem Gefäß ein Frauenschädel mit den oberen fünf Halswirbeln gefunden, von denen der untere Schnittflächen aufweist. In Behren-Lübchin, Kr. Teterow, ist ein einzelner Schädel mit abgeschlagenen Hinterhauptgelenkhöckern und Warzenfortsätzen im Moor vor dem Burgwall entdeckt worden. Diese Funde werden meist als Schädelbestattungen bzw. Opfer des menschlichen Hauptes interpretiert. Genaue Untersuchungen der vorhandenen Defekte, die die vermuteten Enthauptungen beweisen könnten, sind jedoch niemals durchgeführt worden. Dieses trifft ebenfalls für die drei männlichen Schädel aus dem Burgwall von Ketzin, Kr. Nauen, zu. Sie lassen Verletzungen an den Unterkiefern sowie am Hinterhauptsloch und Scheitel erkennen. Diese Schädel sollen von überwundenen Gegnern stammen und gleichsam als Trophäen auf Pfählen der Burgwallmauer aufgestellt gewesen sein. Auf anderen Burgwällen und auf Siedlungen sind mehrfach menschliche Schädeldachreste, Unterkiefer und einzelne Skelettknochen aufgefunden worden.

So traten z. B. auf einem Bootsfundplatz in Ralswiek, Kr. Rügen, zahlreiche menschliche Knochen (meist Schädelteile und Reste langer Gliedmaßenknochen, aber auch je ein vollständiger männlicher und weiblicher Schädel) mit eindeutigen Spuren der Gewalteinwirkung (Zertrümmerung, abgeschlagene Gelenkenden) und Schnittmarken zutage. Die auf dem Kultplatz von Ralswiek gefundenen Menschenknochen liegen ebenfalls nur bruchstückhaft, zertrümmert und ohne Gelenkenden vor, lediglich ein Schädel (ohne Unterkiefer) ist vollständig. Er gehört wahrscheinlich einer etwa 20jährigen Frau und läßt auf dem Scheitel eine 20 mm × 14 mm große Hiebverletzung mittels eines spitzen Gegenstandes erkennen, die zum Tode geführt haben dürfte.

Aus dem Burgwall von Arkona auf Rügen sind Schädelreste von mindestens acht

Erwachsenen bekannt. Schnittmarken fehlen an diesen Bruchstücken jedoch vollständig. Begründete Aussagen zur Frage von Menschenopfern, Leichenzerstückelung und Kannibalismus in slawischer Zeit sind erst möglich, wenn genauere Untersuchungen an den entsprechenden Skelettresten durchgeführt worden sind.

d) Anthropologische Aspekte zur Ethnogenese der Slawen

Untersuchungen zur Ethnogenese der Slawen¹⁵³ machen es wahrscheinlich, daß die anthropologische Merkmalskombination der Slawen (relativ breitgesichtig mit oft breiter Nase und ziemlich niedrigen Augenhöhlen bei vergleichsweise hohem und mittelgroß dimensioniertem Lang- oder Mittellangschädel) ihren Ursprung in der neolithischen Schnurkeramik- und Glockenbecher-Bevölkerung der nördlichen und zentralen Gebiete Mitteleuropas haben dürfte. Während der Bronzezeit vollzog sich offenbar der Differenzierungsprozeß in die beiden großen Stammesgruppen der Germanen im Westen und Balto-Slawen im Osten. Auf ihrer Ausbreitung nach Süden haben die Slawen die zahlreichen bodenständigen Populationen slawisiert. Die Ethnogenese der Südslawen ist daher in erster Linie ein kontinuierlicher Verschmelzungsprozeß der in geringer Anzahl eingewanderten Slawen mit den einheimischen Bevölkerungen, wobei letztere die slawische Sprache annahmen. Gleichzeitig drangen die Slawen aber auch in östlicher und nordöstlicher Richtung vor, und zwischen Dnepr, Don und Wolga bildeten sich die Ostslawen heraus. In ihrer Ethnogenese spielten die einheimischen Bevölkerungsanteile und die Beziehungen zu den benachbarten Balten und Finnen nur eine untergeordnete Rolle und beeinflussten kaum die körperlichen Merkmale, die Kultur und die Sprache der Ostslawen. Dadurch unterscheidet sich die Ethnogenese der Ostslawen sehr wesentlich von der der Südslawen. Seit dem späten Mittelalter hat sich eine weitgehende Homogenisierung der Ostslawen durch Bevölkerungsvermischung vollzogen, die eng mit der Entstehung des russischen Staates zusammenhängt.

Großräumige Vergleiche mittelalterlicher (8. bis 13. Jh.) slawischer Skelettserien Mittel-, Ost- und Südosteuropas lassen insgesamt eine hochgradige anthropologische Verwandtschaft der slawischen Bevölkerungen in diesem Gebiet, eine nur geringe regionale Differenzierung und große Ähnlichkeit der Teilgruppen (West-, Süd-, Ostslawen) erkennen. Dieses deutet auf eine zunehmende Bevölkerungsvermischung bei immer größer werdender Bevölkerungsdichte aufgrund von Wanderungen in bereits besiedelte Gebiete bei gleichzeitiger Verschiebung der Heiratsgrenzen (Veränderung der Kultur-Sprachareale) hin. Zeitliche Unterschiede werden dabei nicht faßbar. Diese Ergebnisse stimmen mit der durch archäologische Forschungen aufgezeigten bemerkenswerten kulturellen Einheit der Slawen im Mittelalter voll überein.

Eine anthropologische Einheit der Slawen schließt allerdings nicht aus, daß in den Kontaktgebieten größere typologische Unterschiede bestehen. So zeigt z. B. die Westgruppe der Ostslawen (Weißrussen) stärkere Anteile des nordeuropäischen Typus, die Südwestgruppe (Ukrainer) solche des südeuropäischen Typus und somit engere Beziehungen zur Bevölkerung des Karpatenraumes, die östliche Gruppe dagegen zu den ostfinnischen und türkischen Gruppen des Wolga-Gebietes und der Wolga-Don-Steppe.

Unverkennbar ist, daß westslawische Gruppen in zahlreichen Merkmalen germanischen ähnlich waren. Weitere Untersuchungen vor allem zur Ethnogenese der Westslawen und Südslawen werden zukünftig die Ursachen und Bedingungen, unter denen sich die spezifischen anthropologischen Merkmale herausbildeten, erkennen lassen.

II. Wirtschaft und Wirtschaftsentwicklung

Zwischen dem 6. und dem 12. Jh. veränderte und entwickelte sich die Wirtschaftstätigkeit der slawischen Stämme erheblich. Immer blieben jedoch Ackerbau und Viehzucht die Grundlagen der Wirtschaft (Abb. 16). In diesen Produktionsbereichen war der größte Teil der Bevölkerung tätig, und die Entwicklung dieser Wirtschaftszweige bestimmte weitgehend die Stellung, die die einzelnen Stämme oder Stammesgemeinschaften, Fürstentümer und Staaten im Verlauf des geschichtlichen Prozesses einnahmen. Die Fortschritte in Ackerbau und Viehzucht bildeten die unmittelbare Grundlage für die gesellschaftlichen Arbeitsteilungen – für die Herausbildung verschiedener Handwerke, für Handel und Verkehr, aber auch für die Macht oder Ohnmacht der entstehenden herrschenden Schicht. Die Höhe der Tribute und Abgaben, über die sie verfügen konnte, hing von den Erträgen vor allem dieser beiden Wirtschaftszweige ab.

Es ist unter diesen Bedingungen sehr verständlich, wenn Helmold von Bosau (I/34) berichtet, daß der Obodritenfürst Heinrich um 1100 die Bewohner seines Landes in Ackerbau und nützlicher Arbeit unterweisen habe. In den Stammesagen der Nachbarvölker, der Polen und Tschechen, erscheint der Stammesfürst oder der Begründer der fürstlichen Dynastie der Piasten bzw. der Přemysliden als Pflüger. Přemysl wird vom Pflug weg an die Regierung geholt.

Noch vor zwei Jahrzehnten wurde von einem namhaften westdeutschen Historiker die Fähigkeit der sorbischen Bevölkerung zu geregelter Ackerbauwirtschaft vor der deutschen Ostexpansion in Zweifel gezogen. Deutsche Königsknechte und ihre Frauen hätten die Bevölkerung „zu nutzbringenderer Wirtschaft anzuleiten vermocht“. Diese Lehre wurde über ein Jahrhundert in der bürgerlichen deutschen Wissenschaft mehr oder weniger nachhaltig vertreten und bot vielfach die Grundlage für Aussagen über die slawische Minderwertigkeit, vor allem in der populären Literatur. Die große Zahl neuer Entdeckungen, nicht zuletzt die umfangreichen archäologischen Forschungen, haben gezeigt, daß derartige Lehren unbegründet sind. Das schließt nicht aus, daß es – wie ja z. T. auch heute noch – Jäger, Fischer und Zeidler gab, die im Rahmen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung keinen oder nur geringen Ackerbau betrieben. Diese kleine Gruppe von Menschen bestimmte jedoch nicht annähernd das Bild der Gesellschaft und ihrer wirtschaftlichen Entwicklung.

Nicht nur über die verschiedenen Zeitperioden, sondern auch bei nebeneinander lebenden Stämmen wiesen die wirtschaftlichen Verhältnisse teilweise beträchtliche Unterschiede auf. Die Ergebnisse der Wirtschaftstätigkeit fielen sehr verschieden aus, d. h. die Produktivität unterlag größten Schwankungen.

Unterschiedliche Kenntnisse und Fähigkeiten hatten die Stämme bereits aus ihren

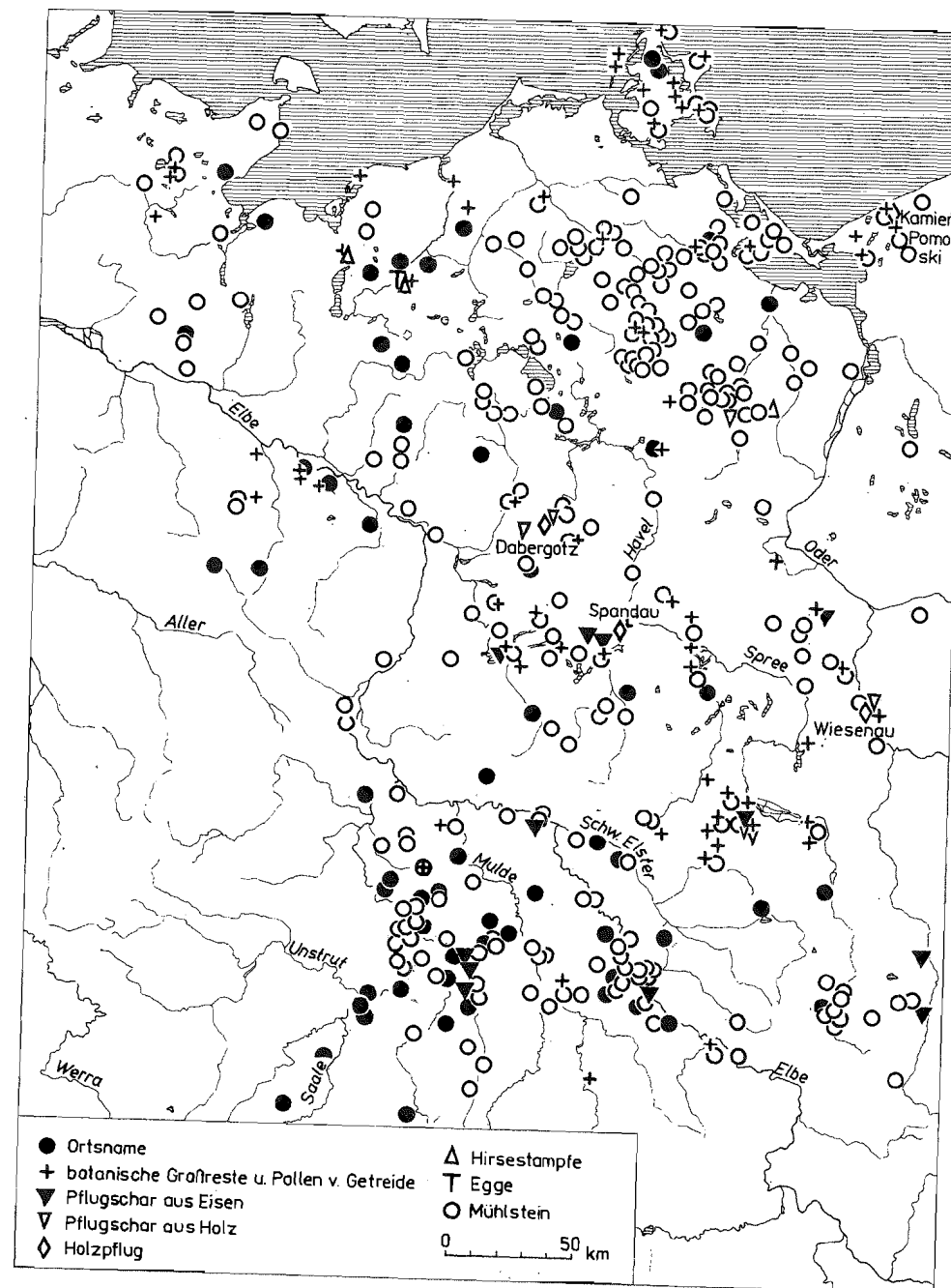


Abb. 16 Hinweise auf Ackerbau im frühen Mittelalter.

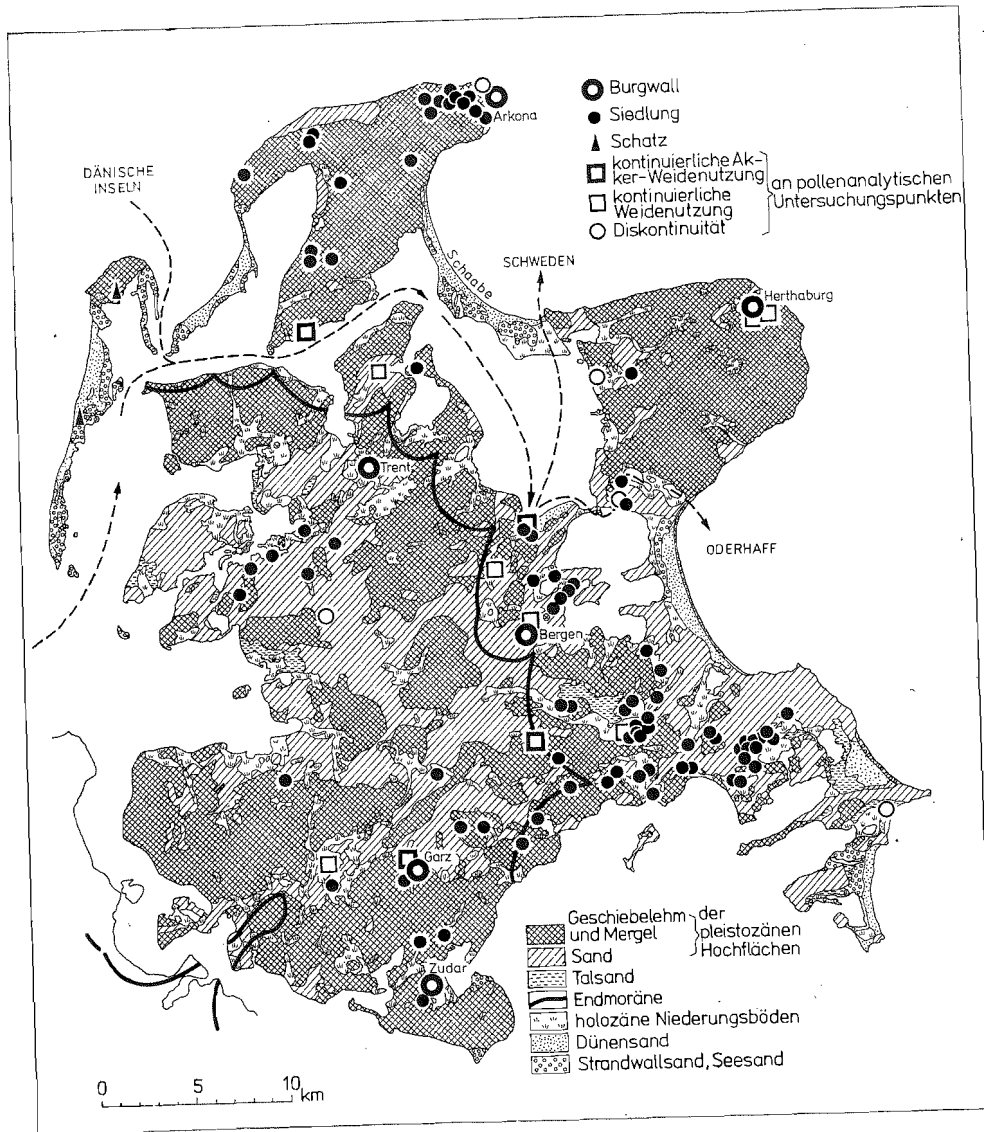


Abb. 17 Die altslawische Besiedlung der Insel Rügen.

Der Landesausbau wurde in dieser relativ abgeschlossenen Landschaft von inneren Kräften bestimmt. Die Rodungen des 11./12. Jh. führten etwa zu einer Verdoppelung der Ackerflächen (Abb. 17). Eine größere Zahl von Pollendiagrammen – die Hälfte aller Diagramme – spiegelt diesen Landesausbau wider. Ein ähnlich umfangreicher Landesausbau ist in den pommerschen Gebieten⁶, vor allem am Oderhaff, nachzuweisen (Taf. 1 und Beilage). Eine Voraussetzung für das zügige Voranschreiten von Rodungen war die ausreichende Gewinnung von Eisen und dessen Verarbeitung vor allem zu Beilen und Rodehacken. Das Fundmaterial, das uns bisher zur Verfügung steht, weist

darauf hin, daß seit dem 10. Jh. zunehmend Äxte mit gehärteten Schneiden erzeugt wurden (Taf. 5). Auch Rodehacken sind – wie vereinzelte Funde aus Vipperow, Kr. Röbel, Alt Lübeck und Zirzow, Kr. Neubrandenburg, zeigen – hergestellt worden (Taf. 11d; Abb. 18). Die Tendenzen zum Landesausbau samt dessen Auswirkungen auf verschiedenen Gebieten lassen sich gegenwärtig erst in groben Umrissen erfassen,

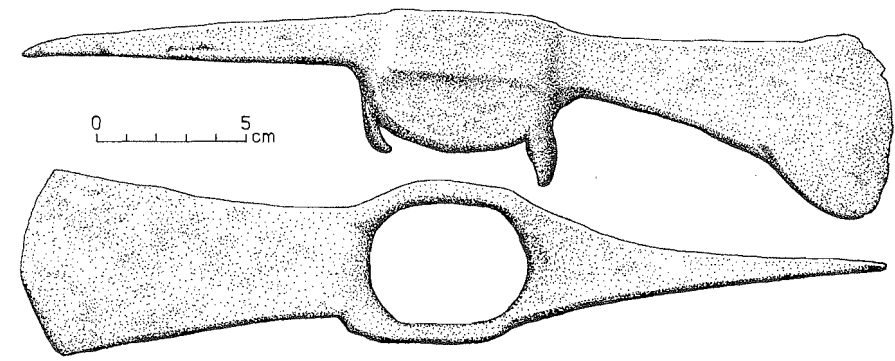


Abb. 18 Eiserne Kreuzhacke aus der jungslawischen Siedlung Zirzow, Kr. Neubrandenburg.

und es werden noch längere Untersuchungen erforderlich sein, um das von der siedlungsarchäologischen Forschung erschlossene Bild zu differenzieren und für die einzelnen Gebiete schärfer zu zeichnen.

b) Bodenbearbeitung und Wirtschaftsgröße

Der gerodete Boden wurde mit dem Hakenpflug beackert. Während der heute verwendete Pflug den Boden in Schollen zerlegt und diese wendet, ritzte der Haken das Ackerland nur auf, zerkrümelte und lockerte den Boden. Durch kreuzweises Pflügen wurde der ganze Ackerhorizont mehr oder weniger systematisch durchgearbeitet. Unkraut und Wurzelwerk ließen sich auf diese Weise besonders wirksam beseitigen. Größeren Hindernissen, wie Baumstümpfen und Geschieben, konnte man mit dem Haken verhältnismäßig leicht ausweichen. Auf der Dominsel in Brandenburg ist es gelungen, ein Feldstück, das im 7. Jh. mit dem Haken beackert worden war, aufzufinden. Unterhalb der teilweise mehrere Meter mächtigen Kulturschichten der slawischen Burg von Brandenburg hatten sich seine Spuren im Boden erhalten (Taf. 6).⁷ Der Haken, bis zum frühen Mittelalter das bevorzugte Pfluggerät der Menschheit überhaupt, war also sehr geeignet, frisch gerodetes Land unter Kultur zu nehmen.

Die Beschaffenheit des Hakens und seiner Zubehörteile ist dank einigen Funden bekannt. Hakengestelle sind in Dabergotz bei Neuruppin, Kamień Pomorski, Wiesenau, Kr. Eisenhüttenstadt (Taf. 6; Abb. 19), Spandau und Langengrassau in der Niederlausitz gefunden worden. Der Haken von Dabergotz ist durch eine Radiocarbonmessung in das 8. Jh. (733 ± 80 u. Z.) datiert.⁸ In Wiesenau lag das Hakengestell im Graben der Burg des 8./9. Jh.⁹, der Spandauer Haken gehört in die Burg 3 des 9./10. Jh.¹⁰, und der Haken von Langengrassau wurde dem 11. Jh. (1070 ± 50) zugeordnet¹¹.

⁶ Slawen

Nach dem Bericht des jüdischen Kaufmanns Ibrahim ibn Jacub, der 965 die westslawischen Länder bereiste, war dort Winter- und Sommergetreide bekannt, d. h., man säte im Herbst und im Frühjahr. Getreidefunde und Pollenanalysen, die bisher aus über 80 Fundorten vorliegen, vermitteln einen zuverlässigen Überblick über die angebauten Getreidearten und deren wachsenden Anteil an der Feldkultur. Neben Weizen und Gerste ist von den slawischen Einwanderern erstmals in Mitteleuropa Roggen (*Secale cereale*) in bedeutendem Umfang angebaut worden. An manchen Orten stellte offenbar Roggen die wichtigste Getreidepflanze dar. Gerste (*Hordeum vulgare*), Saateweizen (*Triticum aestivum*) und Emmer (*Triticum dicoccon*) waren die nächst wichtigen Arten. Nur wenig verbreitet war der Anbau von Dinkel (*Triticum spelta*). In nicht geringem Maße wurde hingegen Rispenhirse (*Panicum miliceum*) angebaut. Selte-

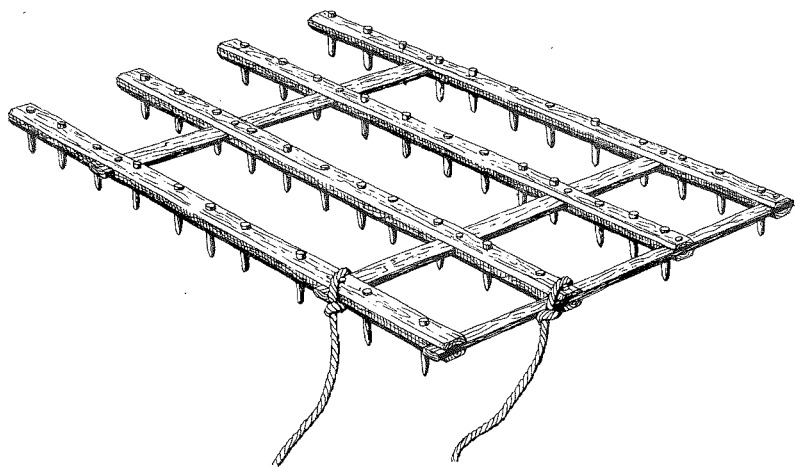


Abb. 20 Rekonstruktionszeichnung einer hölzernen Egge aus der Vorbürgsiedlung Groß Raden, Kr. Sternberg, 10. Jh. Vgl. Taf. 7.

ner säte man Borstenhirse (*Setaria pumila*) und nur vereinzelt ungarische Kolbenhirse (*Setaria italica* ssp. *moharia*) aus.²⁴

An einigen Orten, wie in Arkona, bevorzugte man Weizen als Hauptgetreide und baute ausgiebig Hafer an.²⁵ Diese Zusammensetzung der Getreide wurde offenbar durch die Erfordernisse des Tempeldienstes und der Priesterschaft des Tempels von Arkona hervorgebracht (vgl. Kap. V.4a). In Arkona spielt die Pferdehaltung – wie schriftliche Quellen überliefern – eine bedeutende Rolle. Hafer aber war das hauptsächliche Futtergetreide für Pferde. Wichtigste Ölfrucht war der Lein (*Linum usitatissimum*), dessen Fasern man gleichfalls nutzte. Öl wurde wohl auch in manchen Gegenden aus Leindotter (*Camelina sativa*) gewonnen. Andere Nährpflanzen, wie Linse, Erbse und Ackerbohne, gehörten teils wohl zur Gartenkultur. Zum Legen der Samen, ebenso wie zum Pflanzen von Gemüse, dienten besondere Pflanzstöcke, die in Tornow, Wiesenau und Wildberg gefunden worden sind (Taf. 9).²⁶ Neben Bohnen und Erbsen hatten Zwiebeln, Möhren, Mohn, Rüben, Hanf, Gurken u. a. Pflanzen ihren Platz im Garten. Die Bearbeitung des Gartenlandes erfolgte mit hölzernen Spaten (Taf. 9) sowie mit Hacken aus Geweih oder Eisen.

Auch der beste Boden verarmte bei mehrfachem Anbau der gleichen Frucht, zumal es bisher keine Hinweise gibt, daß Stalldung oder Mergel zur Verbesserung der Bodenqualität eingebracht wurde, größere Ertragsminderungen konnten daher nicht ausbleiben. Aus diesem Grunde mußten dem Ackerland Ruhepausen, Brachejahre, zugestanden und eine möglichst zweckmäßige Fruchtfolge eingehalten werden. Die verschiedenen Thesen über Dreifelder- und Zweifelderwirtschaft oder Feld-Gras-Wirtschaft mit Umlage usw. entbehren gegenwärtig noch wirklicher Grundlage. Sicher dürfte lediglich sein, daß – in den einzelnen Gebieten wohl unterschiedlich – Brache und Fruchtfolge bekannt waren. Es darf damit gerechnet werden, daß Hülsenfrüchte als Stickstoffsammler in einer Fruchtwechselwirtschaft eine Rolle spielten.²⁷ In Tornow gestattet die botanische Analyse der außergewöhnlich großen Anzahl von 84 verschiedenen Getreidelagern, die zur Ernte eines Jahres gehörten, die Fruchtfolge zu rekonstruieren. Danach wurden auf einem Ackerstück nacheinander Weizen, Roggen und Hirse angebaut. Dann begann der Zyklus wieder von neuem (Abb. 21). Sichere Hinweise auf eine Brache

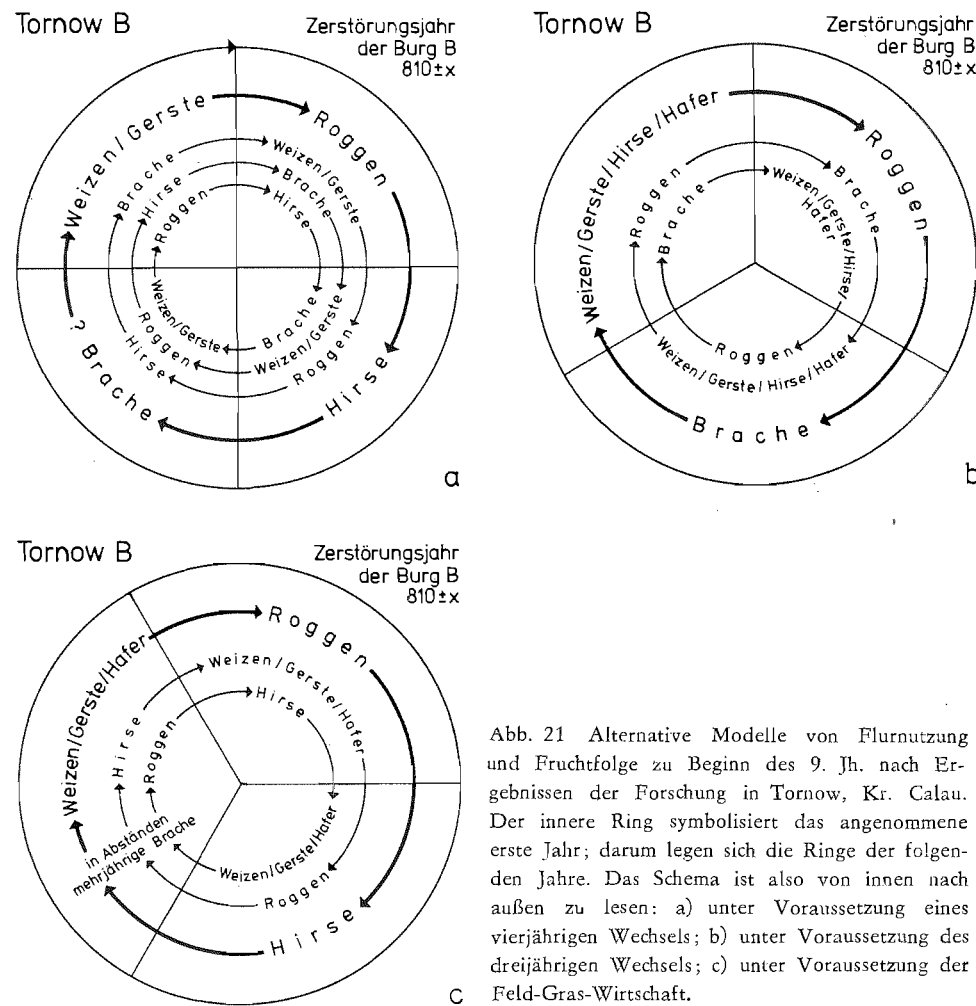


Abb. 21 Alternative Modelle von Flurnutzung und Fruchtfolge zu Beginn des 9. Jh. nach Ergebnissen der Forschung in Tornow, Kr. Calau. Der innere Ring symbolisiert das angenommene erste Jahr; darum legen sich die Ringe der folgenden Jahre. Das Schema ist also von innen nach außen zu lesen: a) unter Voraussetzung eines vierjährigen Wechsels; b) unter Voraussetzung des dreijährigen Wechsels; c) unter Voraussetzung der Feld-Gras-Wirtschaft.

ließen sich nicht finden, mit zeitweiligem Aussetzen des Anbaus ist jedoch zu rechnen.²⁸ Dieser Zyklus vollzog sich auf den Feldern von mindestens acht Wirtschaften, die vor der Burg lagen und deren Spuren ausgegraben werden konnten (unten Abb. 74; 75). Werden für jede Wirtschaft Äcker im Gesamtumfang von etwa 10 ha zugrunde gelegt, ein Wert, den die oben geführten Erörterungen über die Größe des Landmaßes möglich erscheinen lassen, so muß die Ackerflur in Tornow wenigstens 80 ha umfaßt haben. Diese Größe kann durchaus angenommen werden, denn die pollenanalytischen Untersuchungen haben ergeben, daß der Wald in der Burgzeit weit zurückgedrängt war und in der näheren und weiteren Umgebung der Burg Ackerflächen dominierten.²⁹

Zu ähnlichen Werten führten auch siedlungskundliche Untersuchungen in Lauenburg.³⁰

Die Höhe des Ertrages im Verhältnis zur Aussaat ist nicht bekannt. Jedoch läßt sich aus der Untersuchung der Getreidefunde ersehen, daß diese Erträge sehr unterschiedlich gewesen sein dürften. Während in Tornow entwickelte Getreidesorten mit teilweise beachtlicher Korngröße vorherrschten, war in Dessau-Mosigkau im 7. Jh. geringe Korngröße noch weit verbreitet. Die Herausbildung einer Sorte war noch nicht abgeschlossen, d. h., der Weizen stand zwischen Zwerg- und Saatweizen. In Vipperow, Kr. Röbel, wurden auf der Burginsel Getreidefunde geborgen. Obwohl diese in das 12. Jh. gehören, blieb die Korngröße ganz wesentlich hinter der des Weizens aus Tornow zurück (die Böden in beiden Gebieten besitzen etwa die gleiche geringe Qualität). Diese Beispiele deuten an, daß auch in der Produktivität des Ackerbaues, in der Entwicklungshöhe seiner Anbaupflanzen größere Unterschiede in den einzelnen Stammesgebieten bestanden haben können, die jedoch noch nicht genügend erfaßbar sind.³¹

c) Ernte und Verarbeitung des Getreides

Das Getreide wurde mit der Sichel³² geerntet, das Stroh blieb zum großen Teil auf dem Felde, wurde vielleicht niedergebrannt oder nach Niederwitterung als Dung verwandt. Das wohl mit Flegeln und Klopfstöcken ausgedroschene Getreide verwahrte man entweder in großen Vorratsgefäßen aus Ton, in etwa quadratmetergroßen Lehmwannen, in Säcken, Beuteln, Holz- oder Rindengefäßen auf den Böden der Häuser, z. T. auch in besonderen Speichern. Die Aufbewahrung in freier Luft erforderte keine weiteren Konservierungsmethoden. Weiterhin wurden Getreidevorräte in Silogruben unter der Erde gelagert. Diese Gruben waren oftmals birnenförmig und konnten bis zu 3 m tief sein; der Durchmesser der Öffnung war kleiner als der des Speicherraumes; Stroh, Geflecht oder Rinde verkleideten die Silowände (Abb. 22). Um das Getreide vor Schimmel und Fäulnis zu bewahren, wurde es vor der Einlagerung gedarrt, d. h., die Feuchtigkeit wurde ihm entzogen. Die Aufbewahrung in Erdgruben war zwar gegenüber der in Speichern oder auf Böden sicherer. Feinde konnten diese Vorräte weniger leicht auffinden, und von den Rügenlawen weiß Helmold (II/109) zu berichten, daß sie bei Herannahen eines Gegners ihr Getreide und andere Schätze vergraben haben. Neben dem bereits erwähnten größeren technischen Aufwand setzte das jedoch voraus, daß der umgebende Boden trocken war. Da aber ein sehr großer Teil der slawischen Dörfer in der Niederung lag, konnte diese Art der Getreideaufbewahrung dort nur eine geringe Rolle spielen. Derartige Silos sind daher, im Unterschied zu Böhmen, Mähren und Südpolen, bisher nur von verhältnismäßig wenigen Siedlungsplätzen nachgewiesen, wie Usedom, Kr. Wolgast, Neubrandenburg-Fritscheshof, Zirzow und Friedrichshof, Kr.

Neubrandenburg, Tornow, Kr. Kyritz, Lebus, Kr. Seelow und Frankfurt/O., Birnbaumsmühle. In Fritscheshof lagen 21 Silos dieser Art neben den Häusern, ein weiteres fand sich in einem Haus (Abb. 84). Die Silos waren mit Dächern versehen. Mehrfach wurden Lehmkränze an den Mündungen und Lehmverkleidung der Grubenwände angebracht, um das Eindringen von Feuchtigkeit zu verhindern.³³

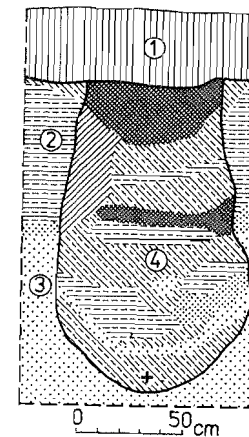


Abb. 22 Querschnitt durch eine Erdgrube zur Aufbewahrung von Getreide aus Frankfurt/Oder, Birnbaumsmühle. 11./12. Jh.: 1 Humus, 2 Lehm, 3 Sand, 4 Grubenfüllung (Speicherraum), + Keramikrest.

Bei Bedarf wurde das Getreide auf Handdrehmühlen gemahlen. Über einem feststehenden Boden- oder Unterstein, der in einem hölzernen Kasten angebracht war, drehte sich ein Läufer- oder Oberstein. Eine Achse, die in der Durchbohrung des Untersteins befestigt war, hielt den Oberstein in regulierbarem Abstand. Mit ihrer Hilfe ließ sich die Größe des Mahlmundes und damit die Feinheit des Mehles bestimmen.

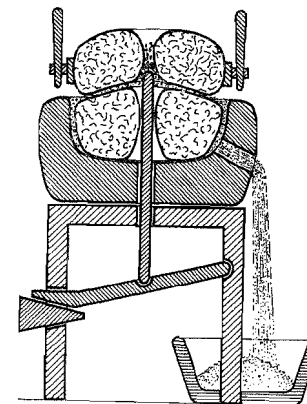
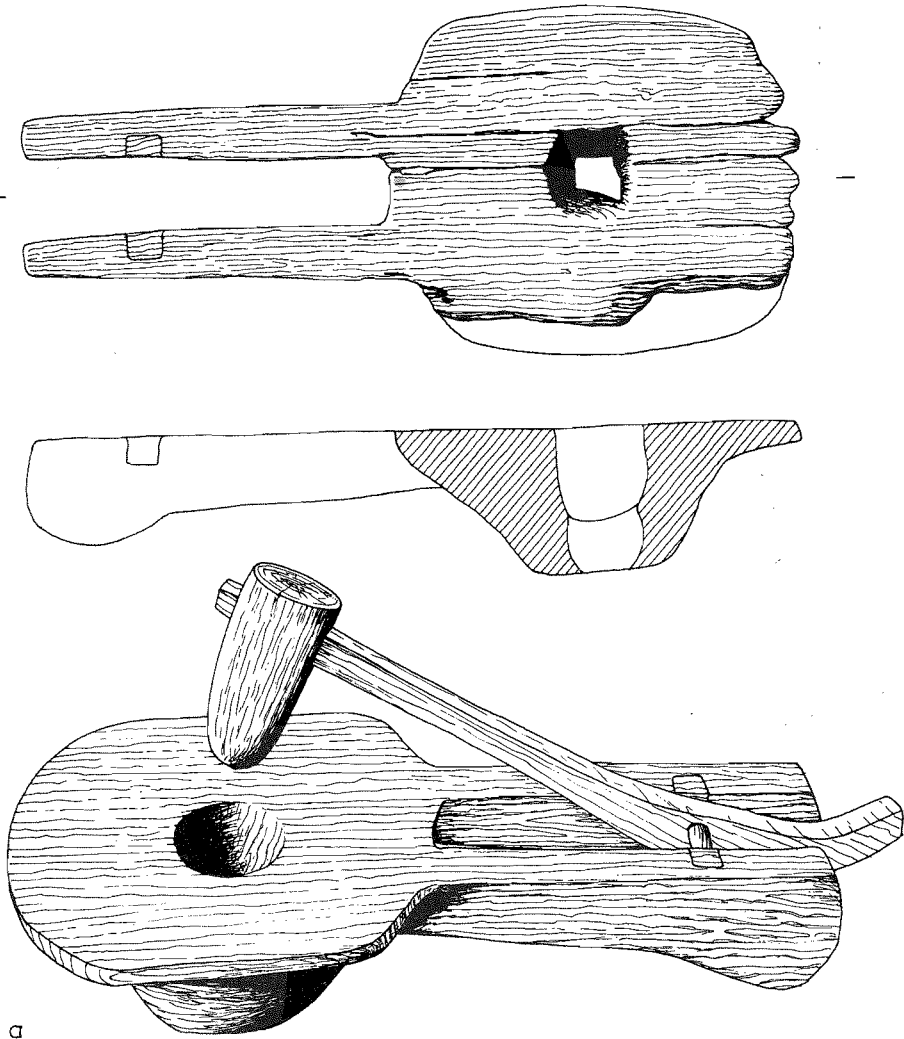


Abb. 23 Rekonstruktion einer Drehmühle.

Das Getreide wurde in die Mittelöffnung des Läufers eingeschüttet und durch dessen drehende Bewegung allmählich über die schräg nach außen abfallende Mahlfäche des Bodensteins gedrückt. Da sich der Mahlmund vom Zentrum zur Peripherie verengte, wurde das Getreide zunächst nur grob zerquetscht und dann allmählich immer feiner zermahlen, bis es am Rande der Steine ausgeworfen und in dem darunterstehenden Kasten aufgefangen wurde (Taf. 10; Abb. 23).³⁴

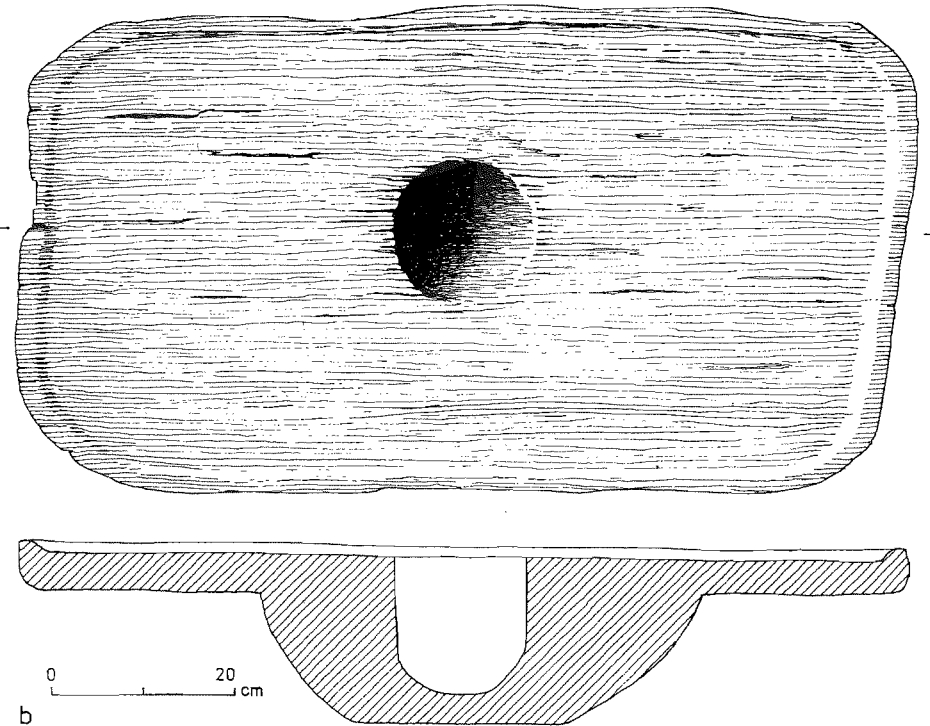
Das Mehl enthielt, je nach der Qualität der Steine, nicht wenig Gesteinsgrus. Die Folge war eine starke Abrasion der Zähne bei Genuß des Brotes oder Breies. Von der Qualität der Mahlsteine hing es auch ab, wie leicht oder wie schwer sich die Mühlen drehten, d. h. wie sehr sich der Mensch, der sie in Bewegung setzte, anzustrengen hatte. Mahlsteine wurden häufig aus den im ehemaligen Vereisungsgebiet vorhandenen harten kristallinen Geschieben hergestellt. Das war jedoch nicht die beste Lösung, da es sich um meist uneinheitliche und oft stark verwitterte Gesteine handelte. Immerhin griffen dörfliche Bewohner auf dieses Rohmaterial zurück. Auf Rügen wurde z. B. ein mehr als 3 m hoher Geschiebeblock bei Quoltitz regelrecht als Mahlsteinbruch benutzt. In Tornow waren in der ersten dörflichen Fluchtburg die Mühlen ebenfalls aus Geschieben hergestellt worden. Höhere Qualität weisen jene Mühlen auf, die in speziellen



a) Opole, VR Polen;

Steinbrüchen gewonnen und von Spezialisten bearbeitet wurden. Die Untersuchungen in Gars-Thunau in Niederösterreich wiesen einen Mahlsteinbruch nach, der im 9. Jh. im Bereich des Burgbezirkes angelegt worden war (vgl. Kap. I.7). Solche Brüche befanden sich im Rochlitz-Mügelner Porphyrgbiet in Daleminze und Chutici sowie bei Halle, Altenburg und in der Altmark (unten Abb. 55). Mahlsteinbrüche und Mahlsteinhauer von Crawinkel in Thüringen oder von Mayen in der Eifel versorgten z. T. über große Entfernungen vor allem die Höfe der Oberschicht mit leichtgängigen Drehmühlen hoher Qualität. In Tornow waren nahezu alle in der Burg B vorhandenen Mühlen aus Rochlitzer Porphyr hergestellt (Taf. 10). Ihr Ursprungsort lag also über 140 Wegkilometer von der Tornower Burg entfernt (vgl. Kap. III.3c). In diesem Rochlitz-Mügelner Porphyrgbiet konnte durch archäologische Ausgrabungen in Sorzig, Kr. Oschatz, eine Siedlung von Mahlsteinauern festgestellt werden.³⁵ Am Ślęza (Zobten/Niederschlesien) ließ sich eine derartige Siedlung bereits für das 6. Jh. nachweisen.³⁶ Die schon in der Zeit germanischer Siedlung am Ślęza betriebene Gewinnung von Mahlsteinen fand damit ihre Fortsetzung in der ältesten slawischen Siedlungsperiode.

Hirse mußte, bevor sie zu Brei oder Fladen verarbeitet und gegessen werden konnte, gestampft werden. Dazu dienten Hirsestampfen. Aus der Burgsiedlung des 9./10. Jh. von Groß Raden, Kr. Sternberg,³⁷ sowie aus den polnischen frühstädtischen Zentren des 9. bis 12. Jh. sind derartige Hirsestampfen oder Teile davon bekannt (Abb. 24). Mehl oder Hirse wurde zu Teig angerührt und im Ofen oder auf erhitzten Platten



b) Groß Raden, Kr. Sternberg. 10. Jh. Vgl. Taf. 18c.

zu Fladen oder Fladenbrot verbacken. Porös aufgetriebene Klumpen gestampfter Hirse, möglicherweise Reste von Hirsefladen, sind mehrfach gefunden worden (u. a. auf dem Tobbenberg bei Bad Freienwalde und in Tornow). In der Burg auf der Weiten Bleiche bei Bautzen lag hinter der Burgmauer ein Backofen aus dem 8. bis 10. Jh. Derartige Öfen sind auch in Ralswiek auf Rügen, in Tornow, Kr. Calau, sowie in Brandenburg (Taf. 10). Teterow, Behren-Lübchin und bei Parchim mehrfach nachgewiesen.³⁸

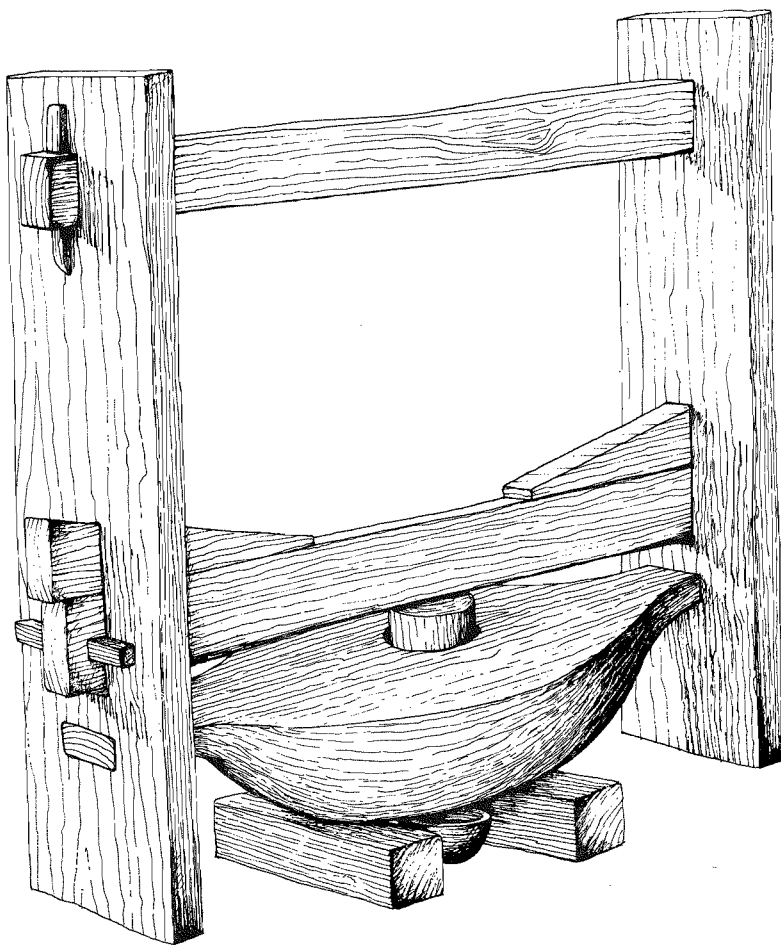


Abb. 25 Rekonstruktionszeichnung einer Ölpressen von Groß Raden, Kr. Sternberg. 9./10. Jh.

Sie dienten nicht nur dem Backen, sondern wohl auch dem Darren des Getreides oder dem Dörren von Früchten und Obst. Das Öl der Samen von Ölpflanzen, vor allem des Leins, wurde in kleinen Pressen gewonnen (Abb. 25).³⁹

Die Verarbeitung des Leins zu Fasern wird sich nicht erheblich von der bis in die jüngste Zeit üblichen unterschieden haben. Archäologisch ist nur die Flachshechel bekannt, mit der die Fasern von der gebrochenen und verwitterten lockeren Spreu abgetrennt wurden. Leinfasern waren neben Schafwolle der wichtigste Rohstoff für die Textilherstellung.

2. Viehwirtschaft

Viehhaltung und Viehzucht bildeten den zweiten wichtigen landwirtschaftlichen Produktionszweig. Noch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts wurde oft fälschlicherweise behauptet, daß die Viehwirtschaft bei den Slawen nur gering entwickelt war und daß ein großer Teil der Fleischnahrung durch die Jagd beschafft worden sei. Diese Meinung beruhte auf Vorurteilen und bezog sich auf geringfügige und zufällige Tierknochenbestimmungen von wenigen Fundplätzen, insbesondere auf dem Spree-Havel-Gebiet.

a) Umfang und Bedeutung der Viehhaltung

Die systematische Analyse der bei archäologischen Ausgrabungen zutage geförderten Tierreste von slawischen Fundplätzen versetzt uns heute in die Lage, ein annähernd reales Bild vom Umfang, von der Entwicklungshöhe und von der Bedeutung der Viehhaltung und Viehzucht bei den Slawen zu entwerfen.

Im allgemeinen vermochte die Viehwirtschaft die Bewohner der Siedlungen und Burgen mit Fleisch zu versorgen. Die Jagd spielte für die Beschaffung der Fleischnahrung nur eine untergeordnete Rolle. Von den ausgegrabenen Tierknochenmaterialien stammten meist weniger als 10 Prozent von Jagdtieren.

Wie der Karte (Abb. 26) zu entnehmen ist, gab es jedoch bei einzelnen Stämmen gewisse Unterschiede im Niveau der Viehwirtschaft. So zeigten Siedlungsreste im Spree-Havel-Gebiet – also im Stammesgebiet der Sprewanen und der östlichen Heveller – einen wesentlich höheren Anteil an Jagdtierknochen, und zwar sowohl in den Burgen als auch in den dörflichen Siedlungen. Die Jagd war bei diesen Stämmen eine wirtschaftliche Notwendigkeit, um die Fleischversorgung zu sichern.

Zunächst ist man geneigt, diese Verhältnisse mit anderen geographischen Bedingungen, als sie in Holstein, in Mecklenburg oder im Elbegebiet im Vergleich zum Berliner Gebiet herrschten, zu erklären. Die Gegend an der unteren Spree und der mittleren Havel ist seenreich. In breiten Flußauen und Talsandflächen wuchsen dichte Auwälder sowie Kiefern- und Kiefern-mischwälder. Die Möglichkeit der Waldweide war also vorhanden. Der Boden, der für den Ackerbau zur Verfügung stand, war allerdings kärglich. Aber alles das gilt auch für andere Landschaften, wie das Müritzgebiet, Teile der Neustrelitzer Seenplatte oder – wenn man von den Seen absieht – auch für die Niederlausitz, also für Gebiete, die eine gut ausgebildete Viehzucht aufwiesen. Die Gründe für das geringe Ausmaß der Viehhaltung können also nur in der minder entwickelten Ökonomie dieser Stämme überhaupt gesucht werden. Bereits bei der Darstellung des Ackerbaues wurde deutlich, daß eine Ausweitung des Getreideanbaues um Berlin-Köpenick erst zur Jahrtausendwende einsetzte, also mit der Errichtung einer großen Burganlage auf der Schloßinsel – wohl im Zusammenhang mit dem polnischen Vordringen in diese Gebiete. Da sich die oben beschriebenen Verhältnisse bereits am Material aus der älteren Siedlungszeit des 8. und 9. Jh. beobachten ließen, beruhen die Ursachen vielleicht auf mangelnder Tradition in Ackerbau und Viehzucht. Es läßt sich vermuten, daß diese Stämme aus einem zusammenhängenden Waldgebiet mit wenig Möglichkeiten für Ackerbau und Viehzucht eingewandert waren (vgl. Kap. I.4). Im Gesamtgefüge der im hohen Maße auf Jagd orientierten Wirtschaft überwog im Spree-

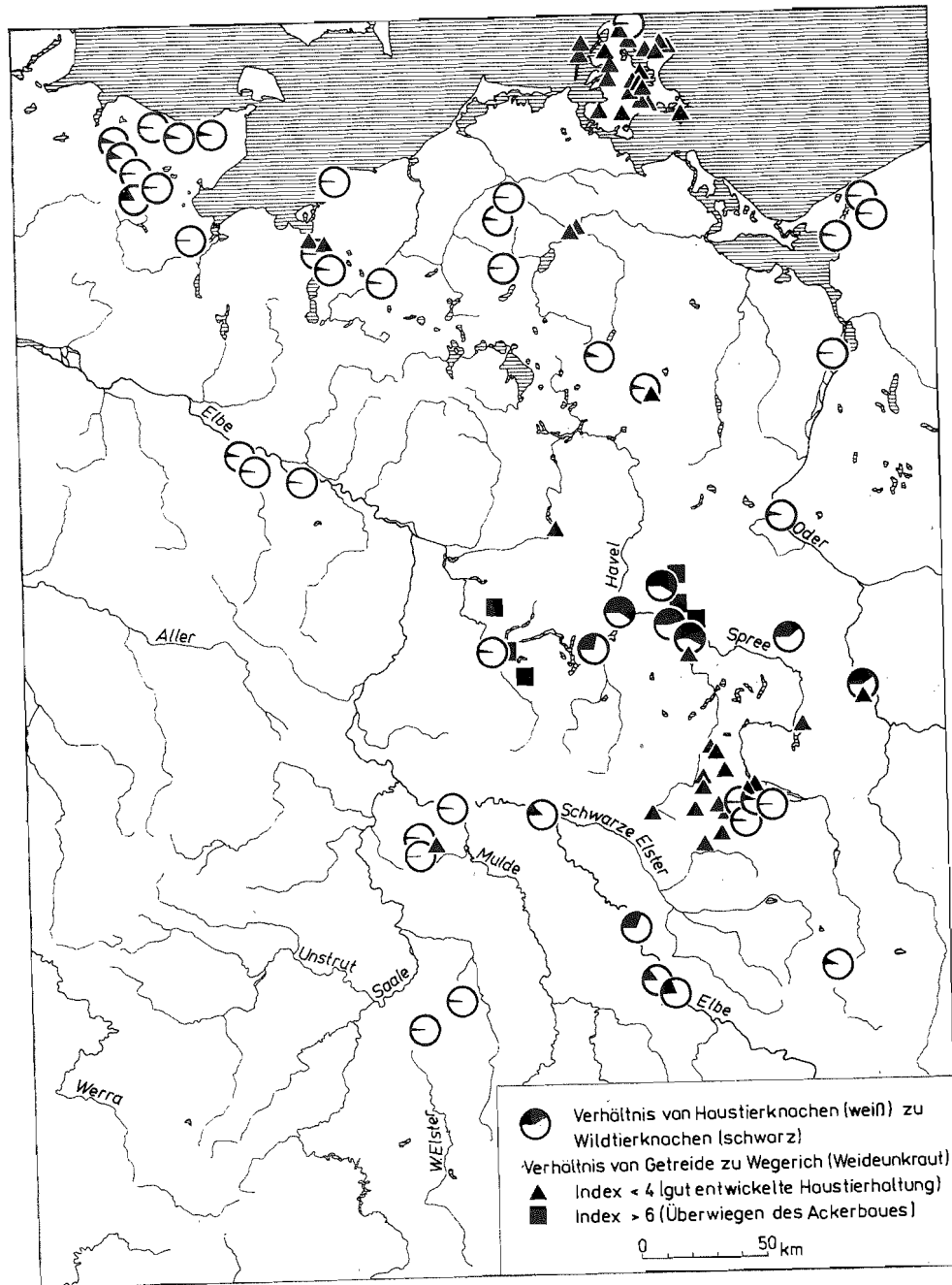


Abb. 26 Ergebnisse archäobotanischer und paläozoologischer Forschungen über die regional wechselnde Bedeutung von Ackerbau und Viehhaltung im frühen Mittelalter.

Havel-Gebiet Ackerbau gegenüber Viehzucht und Viehhaltung, wie Indexberechnungen auf der Grundlage pollenanalytischer Untersuchungen⁴⁰ zeigen (Abb. 26).

Eine Besonderheit stellen die Verhältnisse in einigen Burgen, wie Bischofwarder im Plöner See⁴¹, Fichtenberg, Kr. Bad Liebenwerda, Meißen und Zehren, Kr. Meißen,⁴² sowie in der Siedlung von Dabrun, Kr. Wittenberg,⁴³ dar, wo der Anteil der Jagdtierknochen zwischen 15 und 30 Prozent beträgt. Für Meißen und Zehren ließ sich anhand der Wildtierknochen eine deutliche Bevorzugung des Hochwildes (Braunbär, Rothirsch, Elch, Ur, Wisent und Wildschwein) feststellen. Die Jagd war hier ein Vergnügen, ein Sport der adligen Burgherren und keine wirtschaftliche Notwendigkeit. Für die übrigen Fundplätze läßt sich bisher noch keine endgültige Erklärung finden.

b) Die Haustierarten

Unter den Haustieren spielten das Rind und das Schwein die größte Rolle für die Fleischversorgung, darauf folgten Schaf und Ziege sowie das Pferd. Von untergeordneter Bedeutung waren Huhn und Gans. Ente und Taube sind nur sehr selten nachzuweisen. Hund und Katze wurden wohl nur in Ausnahmefällen gegessen. Erwähnenswert ist der Fund eines Eselknochens in einer Schicht des 12. Jh. in Berlin-Köpenick.

Der Anteil von Rind und Schwein an der Fleischversorgung war auf den einzelnen Fundplätzen unterschiedlich. Umweltfaktoren bedingten den wechselnden Rang ebenso wie die verschiedene Wirtschaftsstruktur. So boten Mischwälder reiche Möglichkeiten zur Eichelmast und förderten die Schweinehaltung, während größere waldfreie Gebiete die Rinderhaltung begünstigten. In Dessau-Mosigkau überwog unter den Haustieren das Rind gegenüber dem Schwein, dagegen gehörten in der etwa zeitgleichen großen Siedlung von Feldberg, Kr. Neustrelitz, die von ausgedehnten Wäldern mit Eiche, Linde und Buche umgeben war, fast 50 Prozent der Haustierknochen zum Schwein, jedoch nur 36 Prozent zum Rind.⁴⁴ Ähnliche Differenzen bestanden auch in den Gebieten östlich der Oder. In Großpolen z. B. betrug das Verhältnis von Schwein zu Rind im 6./7. Jh. 43% zu 30%, im 8. bis 10. Jh. sogar 52% zu 27%. In Westpommern hingegen herrschte im 6./7. Jh. das Rind mit 50% gegenüber 37% Schwein vor. Im 8. bis 10. Jh. kehrte sich auch dort das Verhältnis um. 29% Rind standen 61% Schwein gegenüber.⁴⁵

Bemerkenswert ist ebenso wie in Westpommern auch in den über mehrere Jahrhunderte bestehenden Burgen von Neu-Nieköhr, Kr. Teterow, Berlin-Köpenick, Tornow und Vorberg, Kr. Calau, ein Sinken des prozentualen Anteils der Schweinehaltung sowie ein Ansteigen der Werte für das Rind in den jüngeren Phasen. Diese Erscheinung kann dadurch verursacht sein, daß durch die Waldweide der Schweine eine Auflichtung der Wälder erfolgte, die schließlich günstigere Bedingungen für die Rinderhaltung bot.

Abweichend davon war in der Mecklenburg zunächst eine Abnahme des Rinderanteils und eine entsprechende Zunahme des Schweineanteils von Phase C (Anfang 9. Jh.) zu Phase E (bis etwa 975) zu ermitteln. In den Phasen F und G (etwa 975 bis Mitte 13. Jh.) änderten sich die Verhältnisse erneut. Dagegen wuchs in den zur Mecklenburg gehörenden Vorbürgsiedlungen der Anteil des Rindfleisches an der Versorgung von den älter-slawischen zu den jünger-slawischen Perioden ständig (Abb. 27). Mecklenburg war ein Fürstensitz, und die Ursachen für die wechselnden Prozentsätze liegen

nicht nur in der veränderten Tierhaltung, sondern in hohem Maße in der Art und Weise der Abgabeverpflichtungen, denen die Bauern unterworfen waren.

Änderungen der Abgabenverhältnisse drücken sich auch in den Tierresten aus den Burgen von Tornow, Kr. Calau, und aus den zugehörigen Dörfern aus. Während es zwischen den Dörfern A (7./8. Jh.) und B (8./9. Jh.) nur geringe Unterschiede in der Zusammensetzung des Haustierbestandes gab, waren diese in den jeweils gleichzeitigen Burgen A und B beachtlich. In der Burg A überwogen die Reste vom Schwein mit 43,6% gegenüber denen vom Rind mit 27,9%. In der gleichzeitigen Siedlung betrug das Verhältnis 38,1% Schwein zu 42,2% Rind. Burg A war eine dörfliche Fluchtburg. In der Adelsburg des 8./9. Jh. (Burg B) hingegen wurde das Rind mit 48,7% deutlich gegenüber dem Schwein mit 23,5% bevorzugt, während sich in der Siedlung die prozentualen Anteile von Rind und Schwein kaum veränderten.⁴⁶

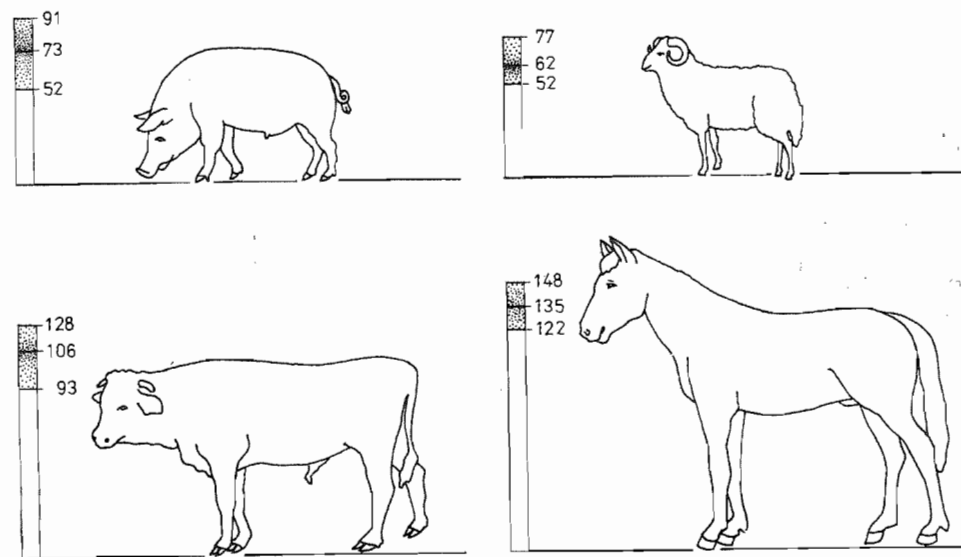


Abb. 28 Größenvergleich der Haustiere von verschiedenen slawischen Fundplätzen (Zahlen: Mittel- und Grenzwerte der Widerristhöhen in cm).

Wenn die Schweinehaltung gegenüber der Rinderhaltung überwog, ging damit zuweilen ein Anstieg der Schaf- und Ziegenhaltung einher. Das mag auch damit zusammenhängen, daß man das Milchaufkommen, das durch die geringe Rinderzahl nicht ausreichend war, durch Ziegenhaltung aufbessern wollte. Auf die Verwendung von Ziegen als Milchtiere auch in Adelsburgen weist der Befund von Kretzschau-Groitzsch, Kr. Zeitz, hin.⁴⁷

Die Haustiere waren damals sowohl im deutschen und westeuropäischen Wirtschaftsgebiet als auch bei den slawischen Stämmen relativ klein, gewisse Größenvariationen mögen landschaftlich bedingt gewesen sein. So betrug die Widerristhöhe der Rinder in Dessau-Mosigkau durchschnittlich 109 cm, in Tornow und Vorberg dagegen nur 101 cm. Aufgrund der Widerristhöhenberechnungen⁴⁸ kann gesagt werden, daß die kleinsten Rinder des hier besprochenen Gebietes nur 93 cm und die größten 128 cm erreichten (Abb. 28). Als Mittelwert wurden 106 cm ermittelt, woraus sich ergibt, daß Tiere mit

einer Widerristhöhe von mehr als 115 cm relativ selten waren. Heutzutage sind die Rinder bedeutend größer, beim schwarzbunten Niederungsvieh, der am weitesten verbreiteten Rinderrasse, erreichen die Kühe im Durchschnitt 135 cm und die Stiere 149 cm.

Die Pferde der damaligen Zeit entsprachen in der Größe etwa den heutigen Islandponies. Der Variationsbereich der Widerristhöhe lag zwischen 122 cm und 148 cm, mit einem Mittelwert von 135 cm.

Besonders klein waren die Schafe, die man hinsichtlich der Größe mit heutigen Heidschnucken vergleichen kann. Die kleinsten Tiere erreichten nur 52 cm, die größten 77 cm. Als Mittelwert wurden 62 cm errechnet. Bei den Merinolandschafen, den wohl am weitesten verbreiteten Schafen unserer Zeit, variiert die Widerristhöhe zwischen 66 cm und 83 cm, Hammel können sogar noch etwas größer werden. Allerdings sind unsere Hochzuchtrassen im Futter wesentlich anspruchsvoller, so daß sich in Gebieten mit dürftigeren Weidemöglichkeiten die kleineren Tiere, z. B. die Heidschnucken, noch erhalten konnten.

Die Ziegen waren etwas größer als die Schafe, die errechneten Widerristhöhen lagen zwischen 59 cm und 78 cm mit einem Mittelwert von 67 cm.

Die Schweine erreichten z. T. beachtliche Größen. So konnten Widerristhöhen bis zu 91 cm ermittelt werden. Vorherrschend waren jedoch kleinere Tiere von durchschnittlich 73 cm; selbst ein Minimalwert von 52 cm wurde errechnet. Zur Erklärung der Großwüchsigkeit muß in Betracht gezogen werden, daß sich hin und wieder Wildschweine in den Haustierbestand eingekreuzt haben, was bei Tieren, die auf die Waldweide getrieben wurden, leicht geschehen konnte. Die Schweine waren damals relativ hochbeinig, hatten einen langen, keilförmigen Kopf, Stehohren und einen kräftigen Borstenkamm entlang der Rückenlinie, so wie sie von Albrecht Dürer auf dem bekannten Kupferstich des verlorenen Sohnes dargestellt sind.

c) Nutzung der Haustiere

Die Viehhaltung lieferte eine umfangreiche materielle Grundlage für das tägliche Leben. In erster Linie sicherte sie die Fleischnahrung. Daneben trat die Versorgung mit Milch durch Rind und Ziege. Pferde und Rinder wurden auch als Zugtiere verwendet. An den Hornzapfen der Rinder sind in einigen Fällen (Mecklenburg, Teterow, Tornow, Zehren) Einschnürungen festzustellen, die auf die Druckwirkung der Bindung des Zugjoches, speziell des Nackenjoches, zurückzuführen sind (Taf. 11a). Verschiedentlich lassen sich anhand des Knochenmaterials auch Ochsen nachweisen, die offensichtlich als Zugtiere gedient haben.

Während Kühe und Ochsen schwere Feldarbeit zu verrichten hatten, wurde das Pferd zwar ebenfalls vor den Hakenpflug gespannt, in erster Linie aber hatte es den leichten Wagen der Angehörigen der Oberschicht zu ziehen oder den Reiter in den Krieg zu tragen. Das Pferd als Individuum war ganz offensichtlich so eng mit dem täglichen Leben des einzelnen Menschen verbunden, daß man es nur selten schlachtete und verzehrte. Der schon mehrfach zitierte Ibrahim ibn Jacub konnte um 965 feststellen, daß das Obodritenland „reich an Pferden“ war, „so daß solche von dort exportiert wurden“.⁴⁹ In den schriftlichen Berichten werden häufig Kriegspferde erwähnt, u. a. soll 982 ein obodritisches Kontingent von 1000 Reitern an dem Italienfeldzug Ottos II. teilgenommen haben. Die Zirzipanen hatten um 1114 aus drei Provinzen 300 Reiterkrieger zu stellen, und in Pommern maß man um 1128 den Reichtum des Adels u. a.

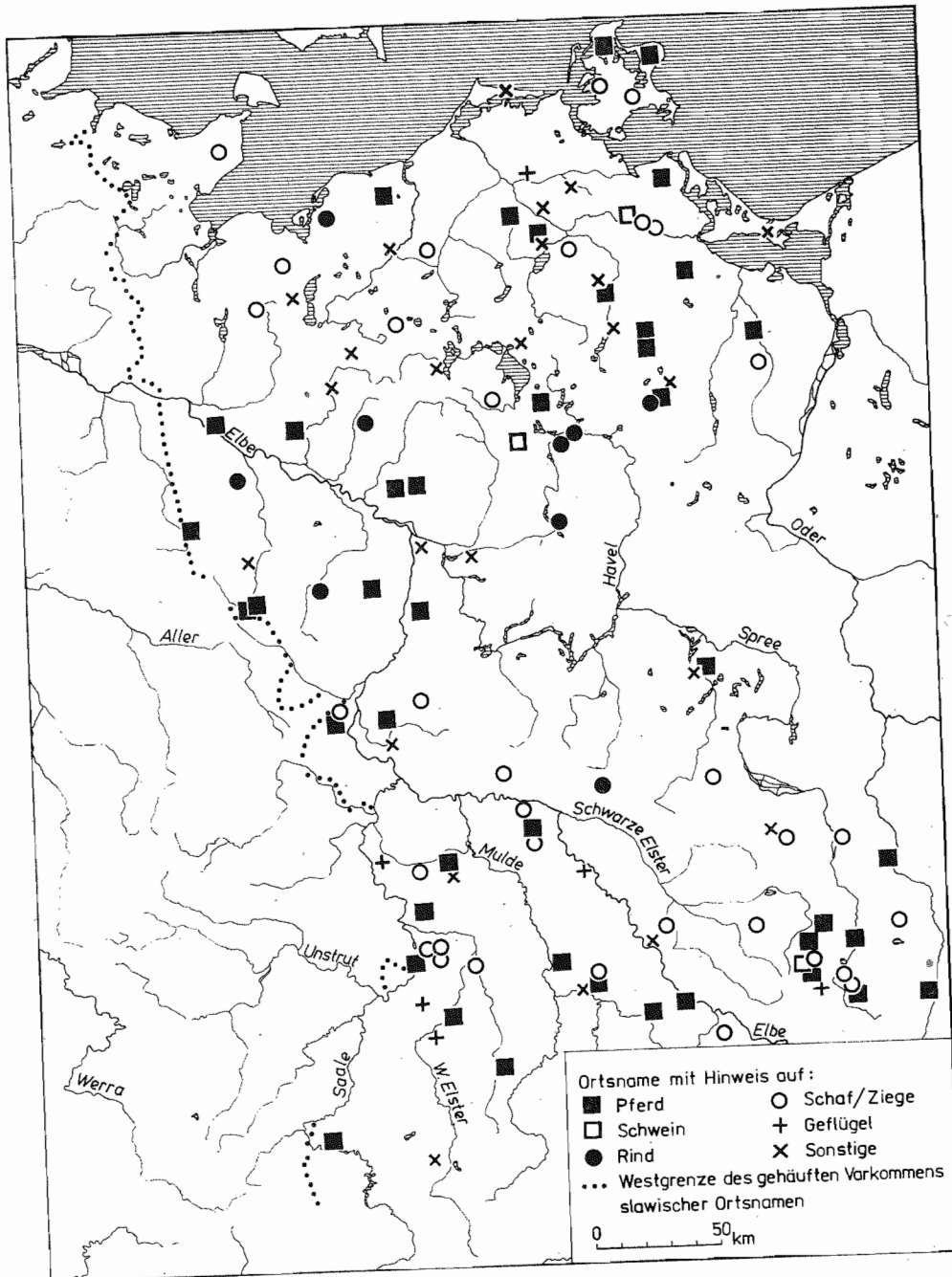


Abb. 29 Slawische Ortsnamen, die auf Viehzucht im frühen Mittelalter hinweisen. Vgl. Anm. auf S. 573.

und Saale auferlegte. 937 hatten die Marzanen, Liezizi und Heveller an das Magdeburger Moritzkloster Schweine abzuliefern.⁶¹ 968 entrichteten die Bewohner von Nizici, Lusici-Selpoli und der civitas Sulpize den Viehzehnt an die Meißner Kirche.⁶² 970 und 971 wurden Daleminzer, Nisanen, Milzener und Dadosanen zur Viehabgabe verpflichtet, vor allem zur Schweinabgabe.⁶³ Die Bewohner von 22 Orten um Orlamünde hatten 1083 u. a. Schweine, Hühner, Schinken, Honig, Käse, Eier, Hafer, Brot und Weizenmehl an den Abgesandten des Mainzer Erzbischofs zu liefern, wenn sich dieser zu Amtshandlungen in Orlamünde aufhielt.⁶⁴

Im großen und ganzen jedoch scheint aus den Nachrichten hervorzugehen, daß die

Siedlungen

	♂	50%	♀
Dessau - Mosigkau	33		25
Tornow / Siedlung „Borchelt“	19		21
Groß Raden	157		115
Mecklenburg / Vorbürgsiedlung	121		91
Dabrun (spätslawisch / frühdeutsch)	20		6

Burgen

Feldberg (7.-8.Jh.)	15		12
Vorberg / Burg (8.-9.Jh.)	20		8
Berlin - Köpenick (B/C) (7.-9.Jh.)	8		6
Hitzacker (7.-11.Jh.)	61		43
Cösitz (8.-10.Jh.)	20		16
Kretzschau - Groitzschen (9.Jh.)	60		41
Arkona (9.-12.Jh.)	59		26
Neu Nieköhr (9.-10.Jh.)	21		11
Neu Nieköhr (10.-11.Jh.)	41		16
Neu Nieköhr (11.-12.Jh.)	46		14
Teterow (10.-12.Jh.)	425		187
Mecklenburg (7.-12.Jh.)	254		103
Behren-Lübchin (11.-12.Jh.)	58		20
Hitzacker (11.-12.Jh.)	71		27
Berlin - Köpenick (D1-3) (10.-12.Jh.)	42		30
Berlin - Köpenick (D4+E) (12./13.Jh.)	45		17
Groitzsch I/II (10.-11.Jh.)	74		36
Groitzsch III (11./12.Jh.)	423		76
Groitzsch IV (12./13.Jh.)	55		7
Groitzsch V (13.Jh.)	202		24
Zehren (10.-11.Jh.)	131		65
Meißen (10.-11.Jh.)	64		17

Abb. 30 Anteil männlicher (♂) und weiblicher (♀) Schweine auf Fundstellen des 7. bis 13. Jh.

Länge, aus jungen Kiefern geschnitten, waren auf Bügeln aus Weidenzweigen mit Hilfe von Bast- und Weidenruten befestigt worden. Kurze, zugespitzte Stäbe bildeten auf jeder Seite den Reusenmund. Die Reusen hatten einen Durchmesser von etwa 20–30 cm und waren wohl vorwiegend für den Krebsfang bestimmt (Abb. 31).

Durch die Zerstörung der Burg sind diejenigen, die die Reusen ausgelegt hatten, vertrieben oder getötet worden. Die Reusen wurden von den Ablagerungen des Sees allmählich begraben. Bei dieser Gelegenheit mag auch der Einbaum verlorengegangen sein, dessen Reste sich in etwa gleicher Tiefe wie die Reusen fanden. Die Oberteile des Einbaumes waren abgewittert. Ursprünglich ist er weit über 3 m lang gewesen. Derartige Einbäume aus Eichenstämmen sind mehrfach bekannt geworden, ohne daß sie sich jedoch sicher datieren lassen. In slawischer Zeit war der Einbaum wohl das wichtigste Fahrzeug auf den Binnengewässern.

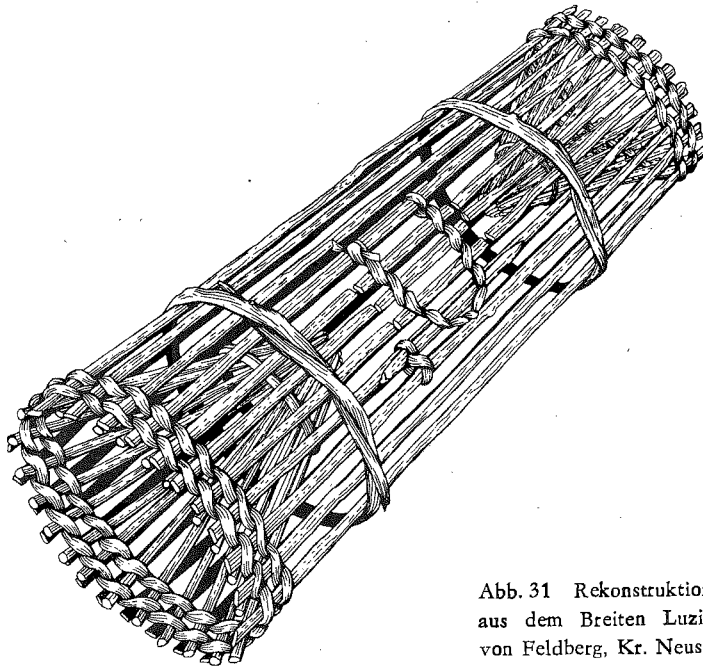


Abb. 31 Rekonstruktionszeichnung einer Reuse aus dem Breiten Luzinsee unterhalb der Burg von Feldberg, Kr. Neustrelitz. 8./9. Jh.

In Groß Raden wurden außer Reusen und Angelzeug auch Hechtstülpfen (Abb. 32)⁷⁸ ausgegraben.

Vom Ufer, von Brücken und anderen Bauwerken am Wasser oder von Einbäumen legte man die Angel aus (Taf. 12c). Zahlreiche große und kleine Angelhaken aus Eisen fanden sich in Ketzin, Kr. Nauen, Krakow und Hohen Spreng bei Güstrow, Neuendorf bei Brandenburg, Dambeck bei Röbel, Schwedt, Teterow, Berlin-Köpenick usw. Hechte und andere große Fische wurden auch gespeert. Mehrzackige Fischspeere (Taf. 12 b) mit Widerhaken aus Eisen waren weit verbreitet und sind aus den altslawischen Burgen von Potsdam, Ketzin, Deetz bei Brandenburg, Neubrandenburg, Feldberg und anderen belegt.

Die Fischerei brachte in damaliger Zeit bei geringem Aufwand einen stetigen Er-

trag. Man darf deshalb annehmen, daß die entstehende slawische Oberschicht sich sehr bald Rechte über das Fischereiwesen verschaffte und den Fischern für die Vergabe des Rechtes auf Fischfang Abgaben und Leistungen auferlegte. Ursprünglich hatten die Gewässer dem Stamm oder den Bewohnern der Siedlungsgefilde gehört; nun wurden sie von Adel und Fürsten in Anspruch genommen.

Die deutschen Eroberer des 10. Jh. legten den unterworfenen slawischen Stämmen auch Abgaben von Fischen auf, die vor allem an geistliche Institutionen in Magdeburg, Meißen, Brandenburg usw. zu leisten waren. Besonders an den etwa 150 Fastentagen, die die katholische Kirche im Jahr vorschrieb, kam man kaum ohne Fischspeisen aus. Das Kloster Nienburg an der Saale hatte Anfang des 11. Jh. in der nörd-

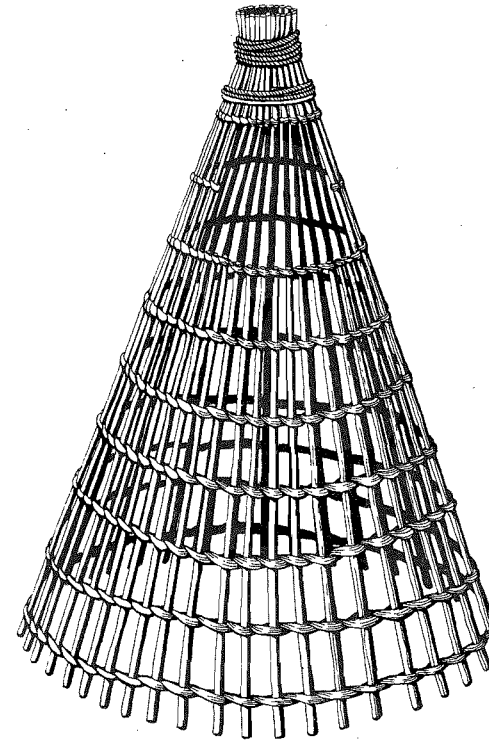


Abb. 32 Rekonstruktionszeichnung einer Hechtstülpe aus der Vorbürgsiedlung von Groß Raden, Kr. Sternberg. 9./10. Jh.

lichen Niederlausitz um den Schwielochsee sieben Seen vom deutschen Kaiser erhalten: jeder, der in einem der sieben Gewässer fischen wollte, hatte eine Abgabe von 300 Schock Fischen und 72 Mark jährlich an den Verwalter der Nienburger Besitzungen zu leisten.⁷⁹

Fische wurden – nicht zuletzt in Zusammenhang mit der Christianisierung in den slawischen Gebieten oder in deren Nachbarschaft – zu einem begehrten Objekt, das, sofern man es sich nicht durch Abgaben oder Tribute beschaffen konnte, durch den Handel erworben wurde. Um Fische länger haltbar oder überhaupt erst transportfähig zu machen, mußte man sie einsalzen, trocknen oder räuchern. Die sich entwickelnde Fischereiwirtschaft wurde daher spätestens seit dem 10. Jh. zu einem großen Abnehmer von Salz (vgl. Kap. II.7i, 8g).

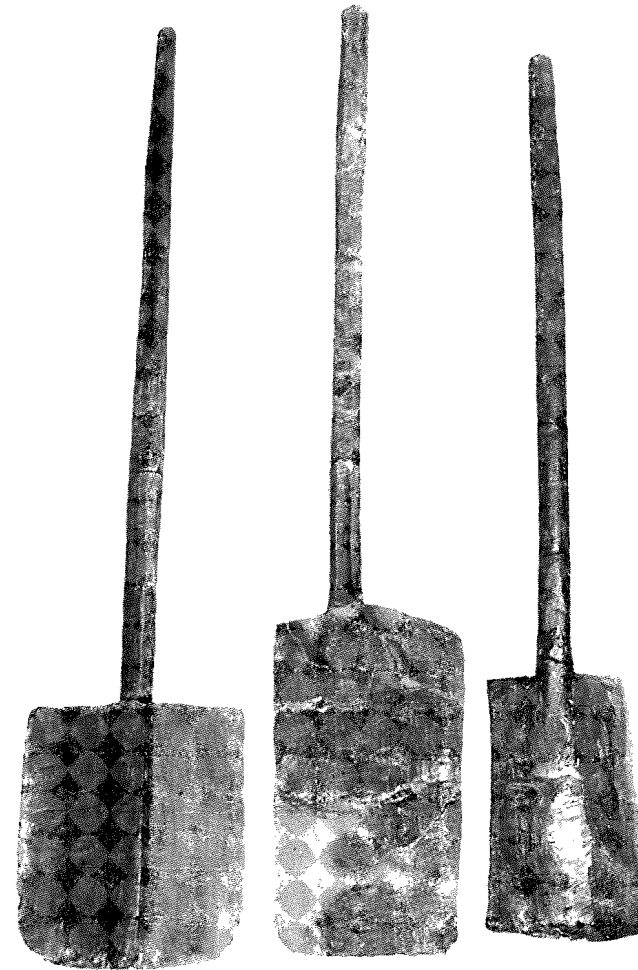
seit dem 9. Jh. alle wichtigen Zweige des Handwerks und erlangten bereits einen beträchtlichen Produktionsumfang.

Ein großer Teil der durch die slawischen Handwerker erzeugten Produkte diente zur Befriedigung der Bedürfnisse des Adels und wohl auch des zugehörigen Gefolges bzw. wurde exportiert. Wesentlich schwieriger läßt sich einschätzen, inwieweit handwerkliche Erzeugnisse auch von den bäuerlichen Schichten erworben wurden. Urteilt man nach den Siedlungsfunden, dann verfügten diese im 9./10. Jh. zwar über die notwendigen eisernen Geräte, nur selten jedoch über jene hochwertigen Erzeugnisse wie Bronze- und Silberschmuck, Perlen und Knochenkämme.

Erst in einer weiteren Entwicklungsetappe, die den Zeitraum des 11. bis 13. Jh. umfaßte, sind die Produkte handwerklicher Arbeit auch im Fundgut dörflicher Siedlungen häufiger vertreten. Zu ihnen zählen die Erzeugnisse der Eisen- und Edelmetallschmiede, der Kammacher und vor allem der Töpfer. Spätestens im 12./13. Jh. bildeten sich vielfach Dorfhandwerker heraus, die die Versorgung der bäuerlichen Bevölkerung mit den notwendigen Arbeitsgeräten sicherstellten. In den Gebieten zwischen Oder und Elbe erwuchs so aus dem slawischen kontinuierlich das dörfliche und städtische Handwerk des frühen Mittelalters. Bereits die ältesten Urkunden des ausgehenden 12. Jh. und des frühen 13. Jh. belegen für Mecklenburg ein relativ breit entwickeltes, städtisches Handwerk, das zweifellos in den vorangegangenen Jahrhunderten ausgeformt wurde. Die rechtliche wie soziale Lage der slawischen Handwerker kann gegenwärtig kaum bestimmt werden. Es läßt sich lediglich vermuten, daß ursprünglich freie Produzenten im Zuge der wachsenden Feudalisierung während des 11. und 12. Jh. in die Abhängigkeit überführt wurden, so daß sich ihre Lage kaum von der der Bauern unterschied.⁹¹

Ungeachtet des wachsenden Umfangs handwerklicher Produktion wurden zu allen Zeiten vielfältige Gebrauchsgüter im Hausgewerbe hergestellt. In erster Linie gilt das für alle Textilerzeugnisse. Der Anbau von Flachs war ebenso verbreitet wie die Aufzucht von Schafen zur Wollgewinnung. Diese Rohstoffe wurden in den bäuerlichen Hauswirtschaften verarbeitet. Selbst für die Bedürfnisse des Adels scheint es keine eigenständige, handwerkliche Textilherstellung gegeben zu haben. Stoffe und Gewebe gehörten nachweislich zu den üblichen Abgabeleistungen, und außerdem wird man voraussetzen dürfen, daß wertvolle Tuche und Seidenstoffe aus Friesland und Byzanz importiert wurden.⁹² Neben den Textilerzeugnissen stellten die Bauern wohl die meisten der Holzgeräte und -gegenstände, die in der Land- und Hauswirtschaft benötigt wurden, selbst her.

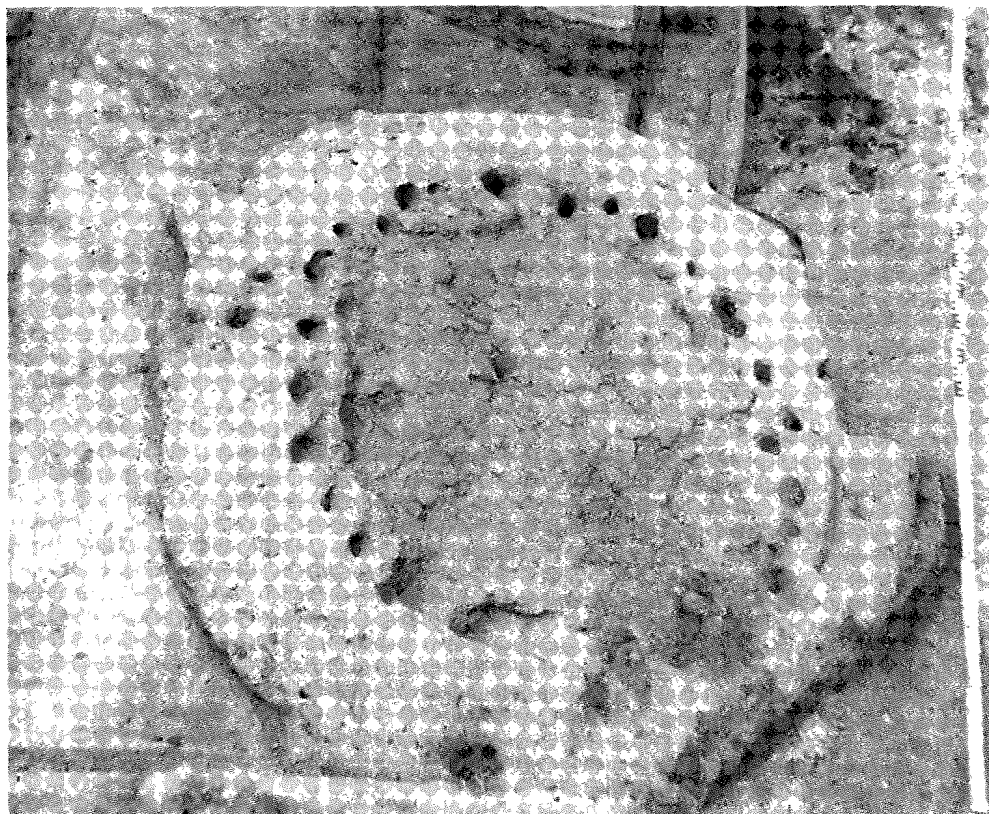
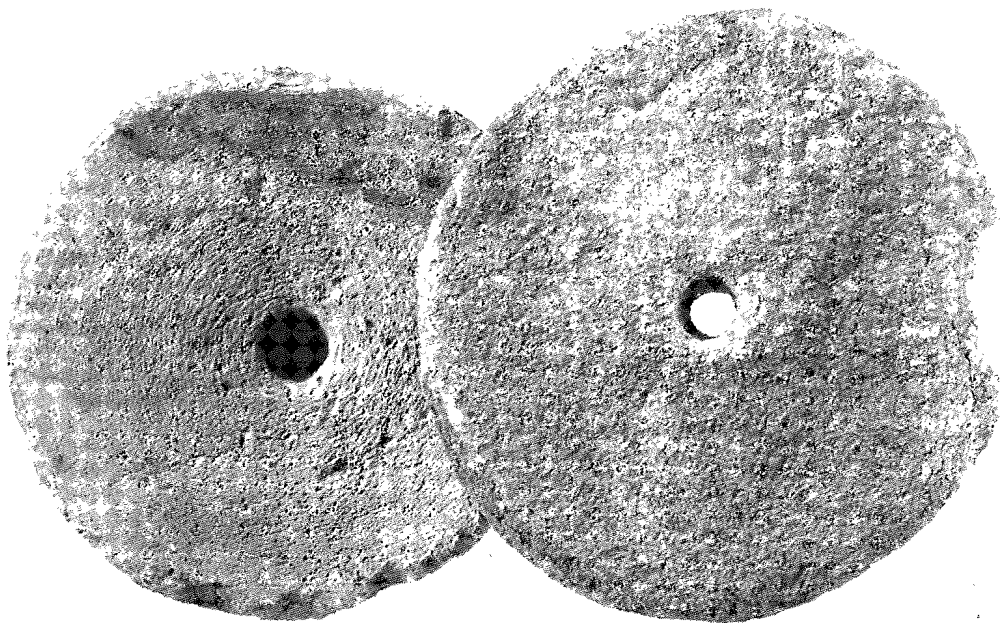
Die Entwicklung der handwerklichen Produktion erfolgte also in enger Abhängigkeit von der Ausweitung des Mehrprodukts auf der Grundlage einer sich ausdehnenden Landwirtschaft sowie dessen Konzentration an wichtigen ökonomischen und politischen Zentren. Unterschiedliche sozialökonomische Bedingung führten dazu, daß sich die Herausbildung des Handwerks bei den einzelnen Stämmen und in einzelnen Landschaften in ungleichem Tempo vollzog. Die Entwicklung der Produktionszweige und der Umfang der zunehmenden Arbeitsteilung wurden bestimmt durch die wachsenden Anforderungen an spezialisierte Produktionsinstrumente und durch den Bedarf nach neuartigen Gebrauchsgütern.



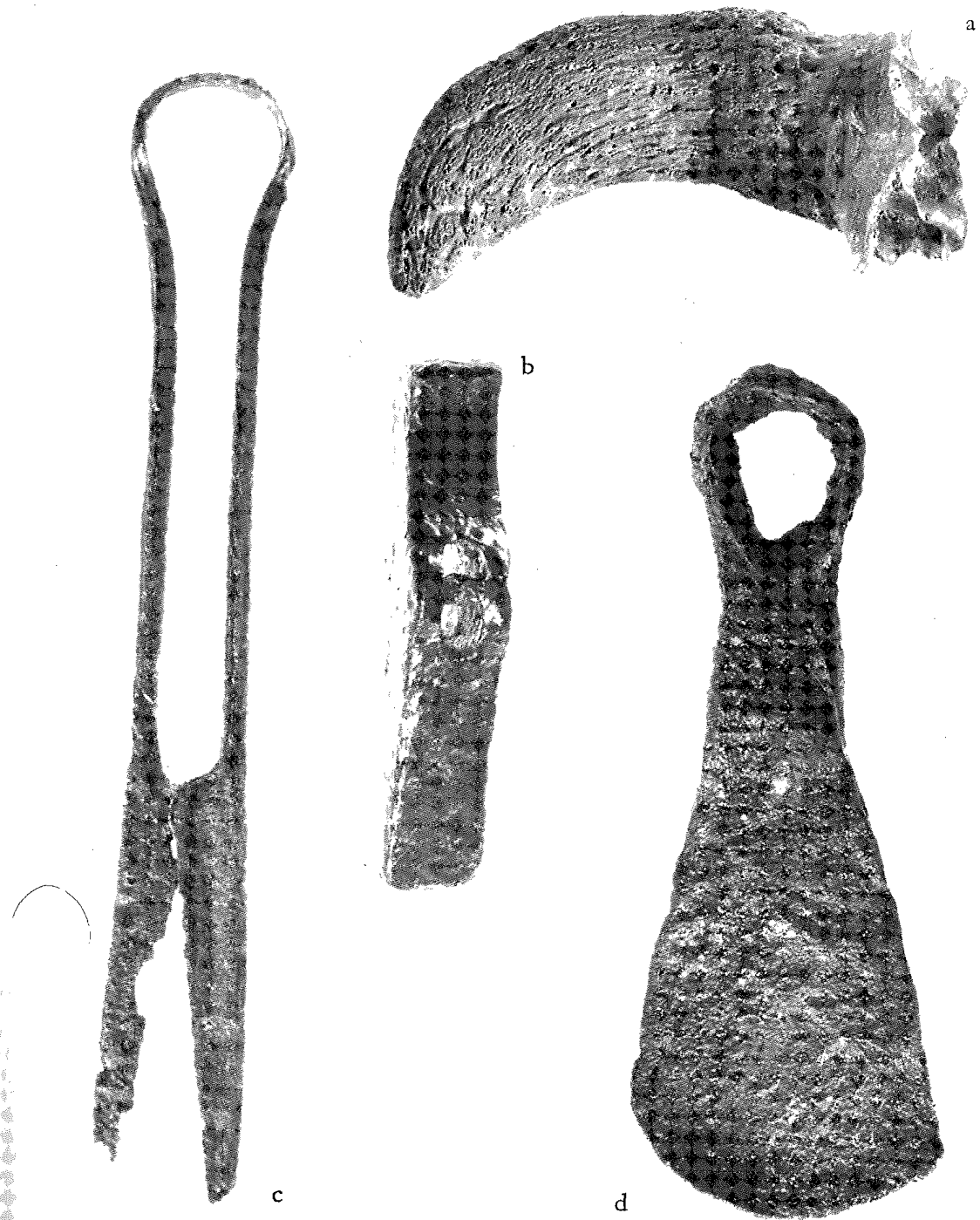
a) Hölzerne Spaten aus dem spätslawischen Burgwall Behren-Lübchin, Kr. Teterow, Längen zwischen 73 und 81 cm.



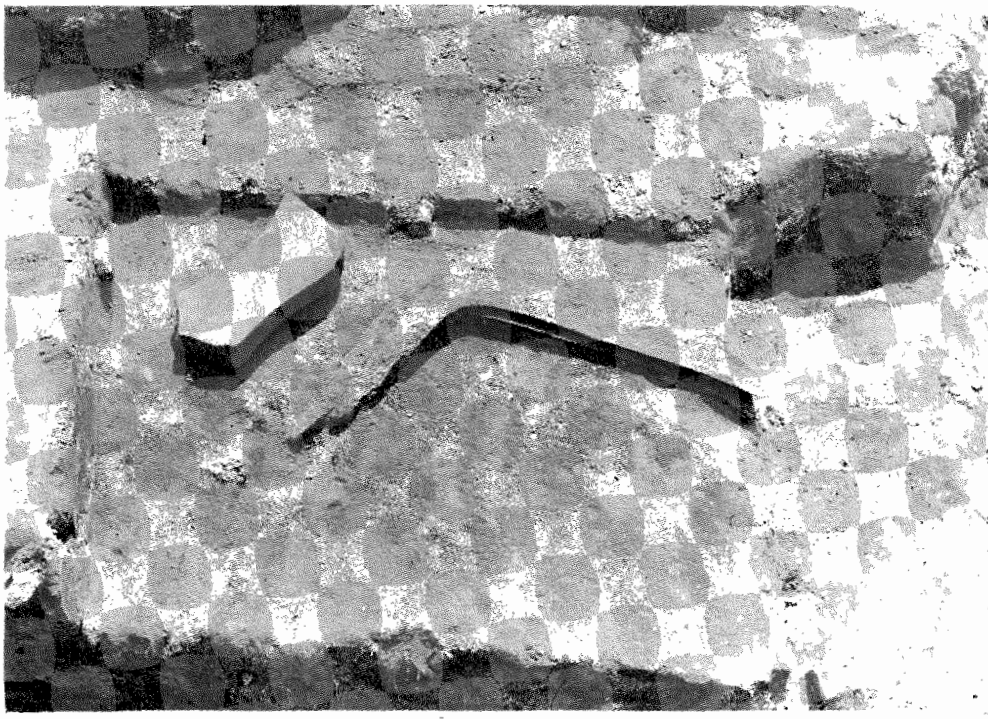
b) Hölzerne Pflanzstöcke (von unten nach oben): 1, 2 Siedlung des 8./9. Jh. von Tornow, Kr. Calau; 3 Siedlung des 8. bis 10. Jh. von Wildberg, Kr. Neuruppin; 4 altslawischer Burgwall von Wiesenau, Kr. Eisenhüttenstadt; Längen zwischen 21 und 38 cm.



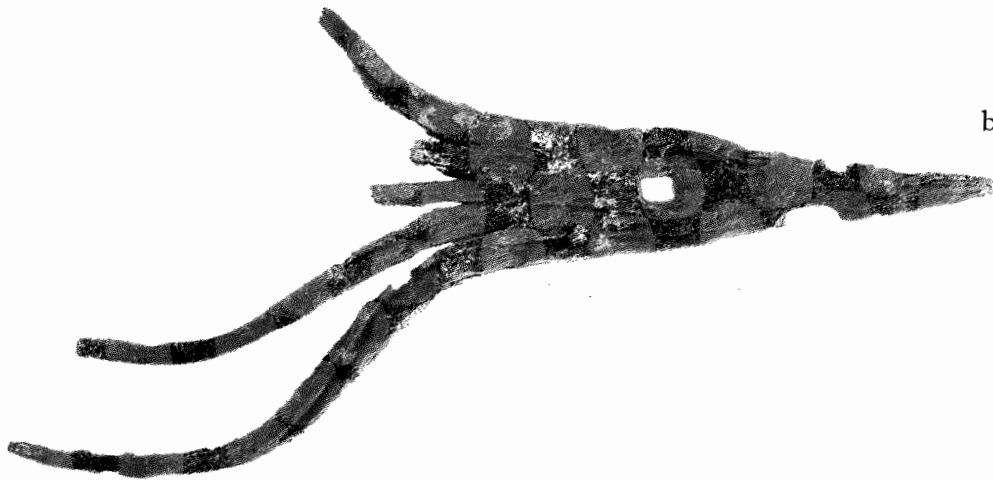
TAFEL 10. a) Mahlsteine mit Durchmessern um 50 cm aus dem Burgwall von Tornow, Kr. Calau. 9. Jh.; b) Reste eines Backofens, ehemals mit Lehmkuppel über Rutengeflecht aus der Burg Brandenburg. 11. Jh.



TAFEL 11. a) Rinderhornzapfen mit einer durch die Bindung des Nackenjoches verursachten Einschnürung, aus Teterow; b) Eisenhammer von Dargun, Kr. Malchin; c) eiserne Schere aus der Siedlung B von Tornow, Kr. Calau. 9. Jh.; d) eiserne Rodehacke aus der jungslawischen Inselfiedlung Vipperow, Kr. Röbel.



a

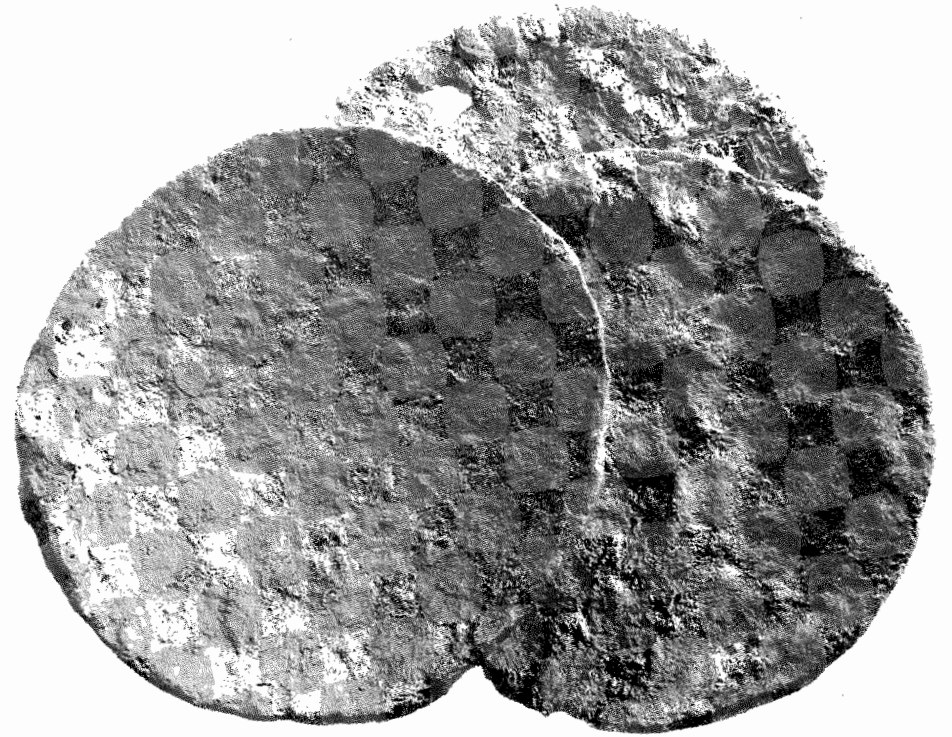


b



c

TAFEL 12. a) Depot aus zwei Kurzsensen mit Wetzstein, ausgegraben in der jungslawischen Siedlung von Zirzow, Kr. Neubrandenburg; b) eiserner Fischspeer aus der jungslawischen Siedlung von der Fischerinsel bei Neubrandenburg; c) eiserner Angelhaken aus der jungslawischen Siedlung auf der Fischerinsel bei Neubrandenburg. Länge 16 cm.



a

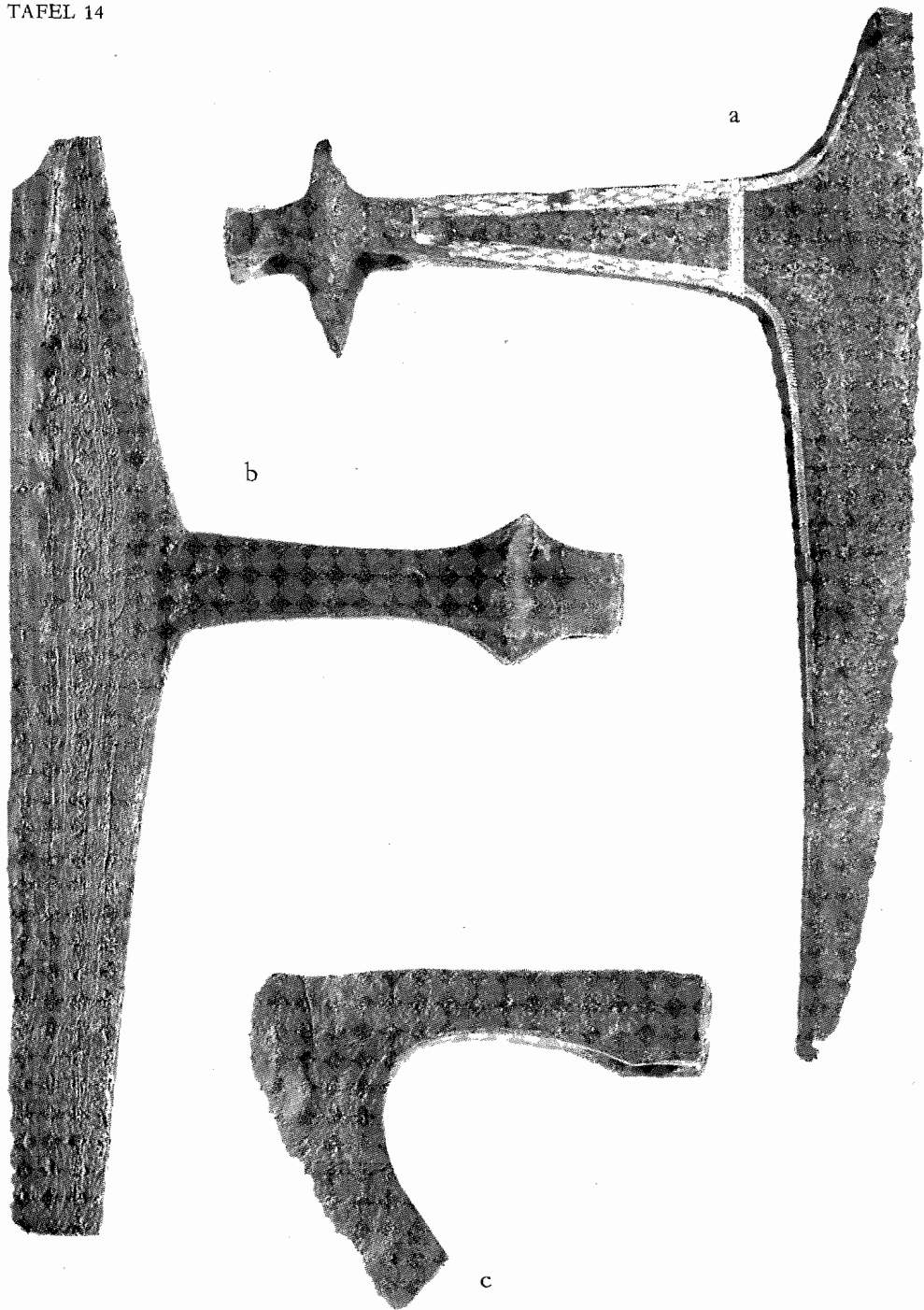


b



c

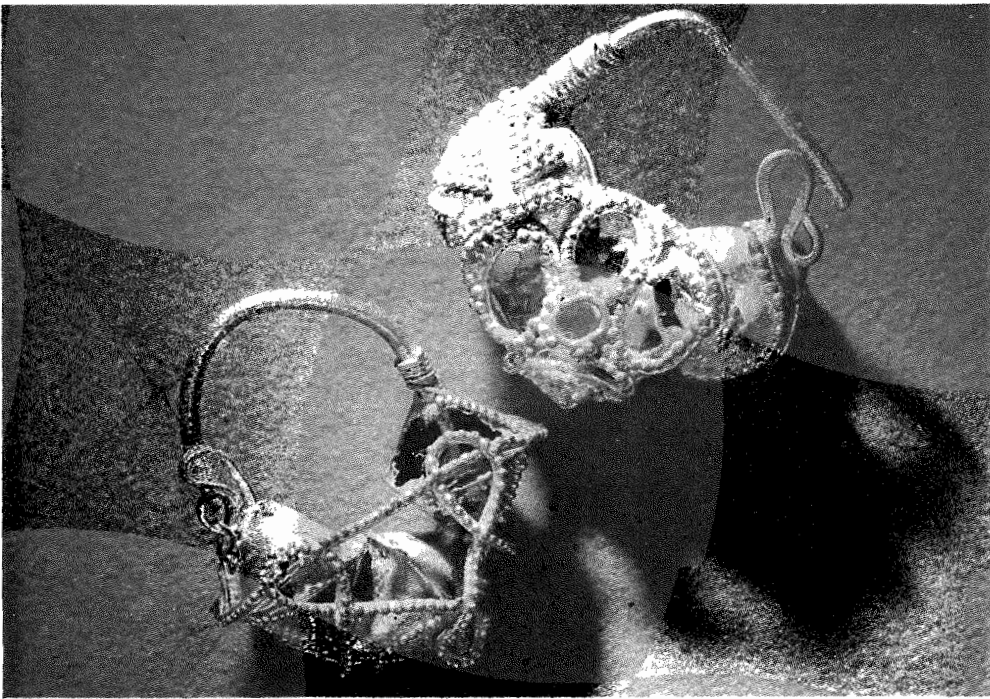
TAFEL 13. a) Eisenschüsseln von etwa 20 cm Durchmesser aus den altslawischen Burgen von Tornow und Vorberg, Kr. Calau; b) bronzener Steckschlüssel mit Ringgriff und Bart, 5,7 cm lang, aus dem Brandgräberfeld von Menzlin, Kr. Anklam. 9. Jh.; c) eiserner Steckschlüssel, 8 cm lang, aus der jungslawischen Siedlung auf der Fischerinsel bei Neubrandenburg.



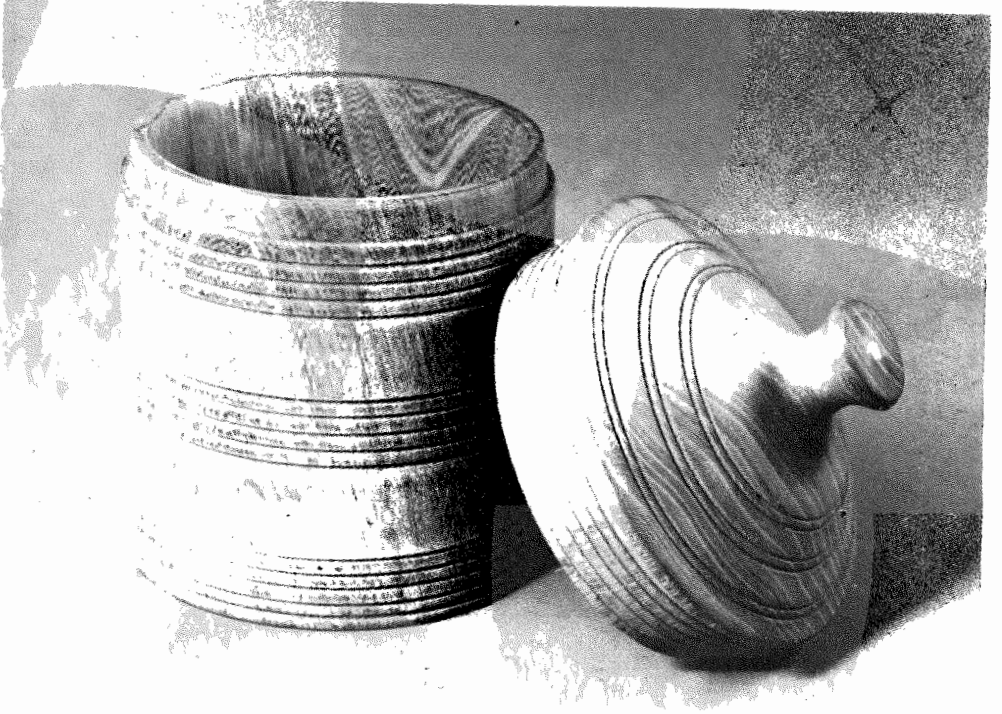
Eiserne Bartäxte: a) vom spätslawischen Burgwall Behren-Lübchin, Kr. Teterow; b) aus Lunow, Kr. Eberswalde, Einzelfund, 11. Jh.; c) Axt von Menzlin, Kr. Anklam.



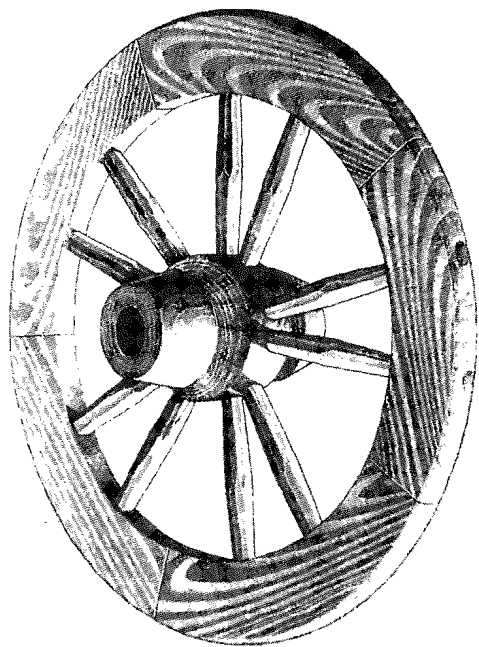
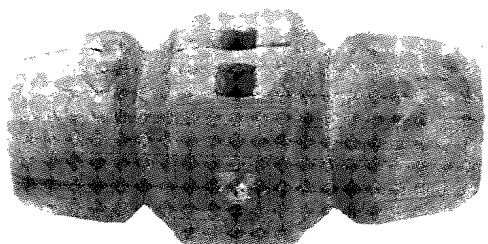
Halsring sowie Bruchstücke von Hals- und Armringen mit Stempel- und Punzverzierung aus dem Hack-silberfund von Dorow, Kr. Grimmen, Anfang 11. Jh. Vgl. Taf. 31 a.



TAFEL 16. Silberohrringe mit aufgeschobenen granulierten Hohlperlen aus den slawischen Gräberfeldern von Espenfeld, Kr. Arnstadt (oben), Rohrborn, Kr. Sömmerda, und Bodelwitz, Kr. Pößneck. 10./11. Jh.



TAFEL 17. Original und Nachbildung einer gedrechselten hölzernen Deckeldose vom Burgwall Brandenburg. 11. Jh.



a, b) Radnabe aus Eschenholz, die zusammen mit anderen Radteilen im jungslawischen Burgwall Behren-Lübchin, Kr. Teterow, gefunden wurde, und Rekonstruktion des Rades.



c) Durch Feuer beschädigte tischförmige Stampfe, gefunden bei der Ausgrabung eines Flechtwandhauses des altslawischen Burgwalls Groß Raden, Kr. Sternberg. Vgl. Abb. 24.



a) Eimer aus 15 hölzernen Dauben, gehalten von drei schmalen eisernen Bändern, mit tordiertem Eisenhenkel, 21 cm hoch, aus dem jungslawischen Burgwall Behren-Lübchin, Kr. Teterow.



b) Tongefäß vom Bobziner Typ, knapp 20 cm hoch, sowie ein aus Obstbaumholz gedrechselter Kumpf von 8 cm Höhe und sehr ähnlichem Aussehen aus der Burg Behren-Lübchin, Kr. Teterow, 11. Jh.



TAFEL 20. a) Gefäß vom Tornower Typ aus dem altslawischen Burgwall Tornow, Kr. Calau.



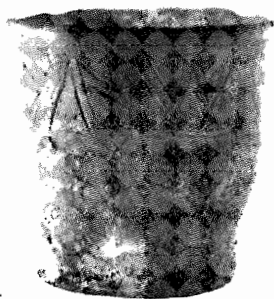
b) Keramik vom Prager Typ aus der altslawischen Siedlung von Dessau-Mosigkau.



TAFEL 21. a) Gefäße vom Feldberger Typ im Museum Waren; b) Keramik der Leipziger Gruppe im Museum Halle. Die Schale stammt aus Bad Dürrenberg, der kleinere Topf aus Schkopau, der größere aus Merseburg, Stecknersberg, alles im Kreis Merseburg.



b



a



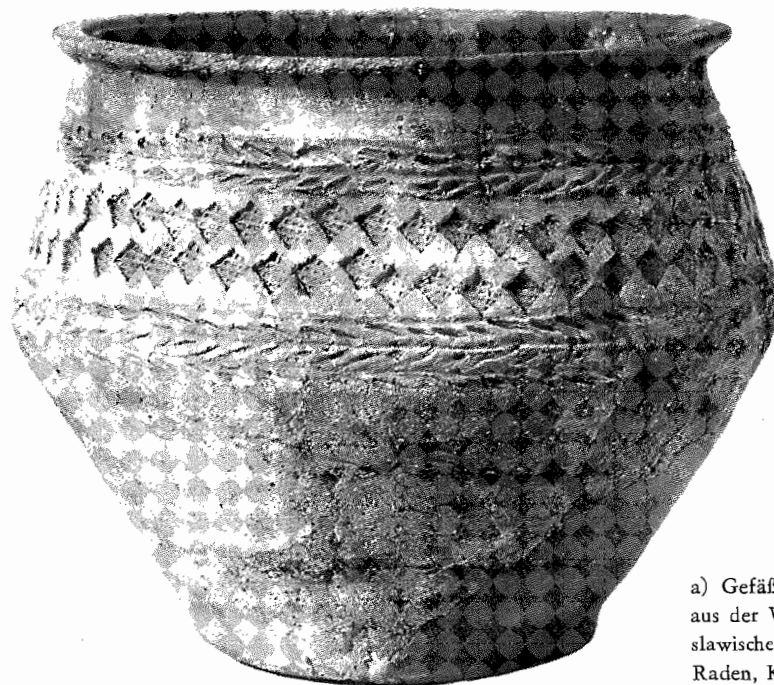
c



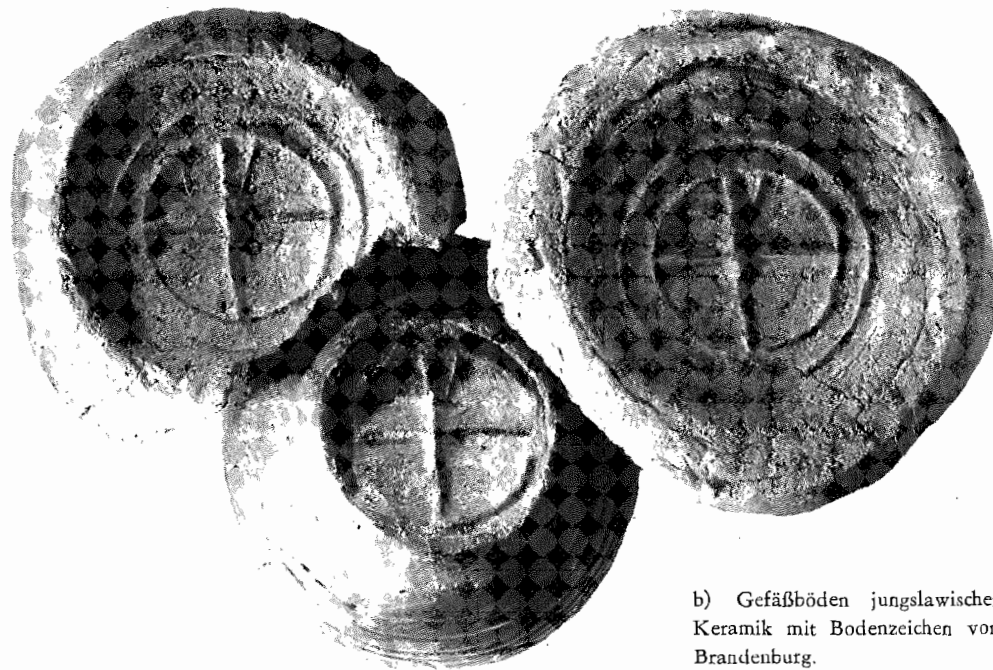
d



e



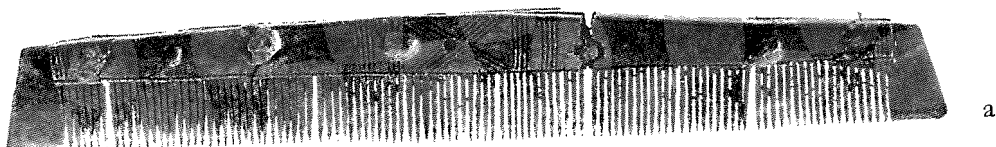
a) Gefäß mit Stempelverzierung
aus der Vorburgsiedlung des alt-
slawischen Burgwalls von Groß
Raden, Kr. Sternberg.



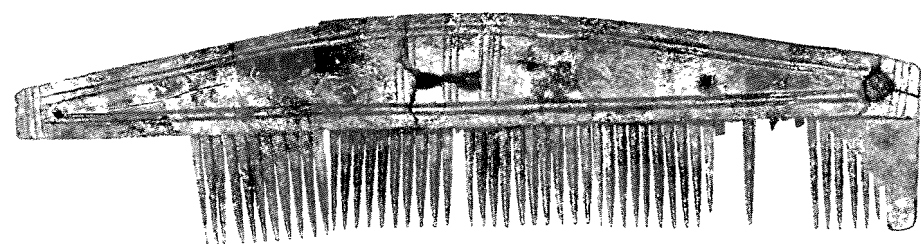
b) Gefäßböden jungslawischer
Keramik mit Bodenzeichen von
Brandenburg.

TAFEL 22.

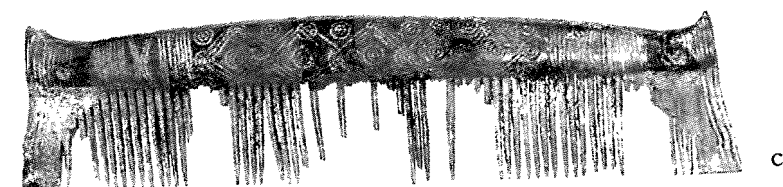
Keramik vom Menkendorfer
Typ. a) Einzelfund von Klein
Niendorf, Kr. Parchim, und b-e)
Gefäße aus dem altslawischen
Burgwall Groß Raden, Kr. Stern-
berg.



a



b



c



d

TAFEL 24. Dreilagenkämme: a) aus Brandenburg, 11. Jh. 19,6 cm lang; b, c) Ralswiek, Kr. Rügen; d) Knochennadeln aus der jungslawischen Siedlung von Usedom, Kr. Wolgast. Längen 8–10 cm.

a) Eisenproduktion

Der Umfang und die Qualität der Eisenproduktion hatten einen nachhaltigen Einfluß auf die allgemeinen Lebensverhältnisse der Slawen, da eiserne Geräte nicht nur für verschiedenste haus- und landwirtschaftliche Arbeiten, sondern vor allem für nahezu alle Zweige der gewerblichen Produktion benötigt wurden. Grundlage der Eisengewinnung bildete das Raseneisenerz, das in den ausgedehnten Niederungsgebieten von der Lausitz bis zur Küste in zahlreichen und oft großen Vorkommen auftritt, so daß es noch bis zum Beginn des 19. Jh. verarbeitet wurde.⁹³ Zahlreiche slawische Ortsnamen mit -ruda ‚Raseneisenstein‘ belegen solche Vorkommen sowie deren Kenntnis im frühen Mittelalter (Abb. 33). Raseneisenerz tritt dicht unter der Oberfläche in wechselnd starken Schichten von 10–50 cm auf. Da es durch Ausscheidung aus dem Grundwasser entsteht, bildet es sich ständig neu. Deshalb können in sandig-feuchten Niederungsgebieten diese an sich wenig ergiebigen Vorkommen immer wieder ausgebeutet werden und ermöglichen eine kontinuierliche Eisenproduktion von allerdings beschränktem Umfang. Weitere Vorzüge des Raseneisenerzes sind sein hoher Eisengehalt (30 bis 50 Prozent) und der aufgrund der Mineralzusammensetzung relativ niedrige Schmelzpunkt.

Slawische Verhüttungsplätze konnten bislang bei Ausgrabungen nur selten nachgewiesen werden. Wahrscheinlich ist das damit zu erklären, daß diese in der Regel weiter entfernt von den Siedlungen gelegen waren. Außerdem benötigte man für den Schmelzprozeß größere Holzmassen. Eiche, Buche, Birke und Erle verarbeitete man in einfachen Grubenmeilern zu Holzkohle und beschickte damit den Schmelzofen.

Eiserne Luppen mit anhaftenden Ofenresten aus den Siedlungen von Tramnitz, Kr. Kyritz, und Berlin-Kaulsdorf ließen erkennen, daß es sich um den im frühen Mittelalter allgemein üblichen Rennofen handelte.⁹⁴ Guterhaltene, freistehende Schmelzöfen konnten neuerdings in Böhmen untersucht werden.⁹⁵ Sie besaßen eine runde, mit Lehm ausgekleidete Schlackengrube, über der etwa 1 m hohe zylindrische Ofenkörper aufgebaut war. Dicht über der Erde angebrachte Düsenöffnungen gestatteten, die erforderliche Frischluft mit einem Blasebalg zuzuführen. Vor der Beschickung des Ofens setzte man in die Schlackengrube gebündeltes Holz und füllte dann den freistehenden Teil mit wechselnden Schichten von Holzkohle und Erz auf. Das Raseneisenerz war vorher sorgfältig gereinigt worden. In einem mehrstündigen Brennprozeß erreichten diese Öfen Temperaturen von 1100° bis 1250°C. Das genügte, um ein zähflüssiges, metallisches Eisen zu erzeugen. Während die Schlacke mit niedrigem Schmelzpunkt in den unteren Teil der Grube abfloß, bildete sich darüber allmählich die Eisenluppe.

Der einfache Aufbau der Rennöfen und die verhältnismäßig niedrige Schmelztemperatur hatten zur Folge, daß die Luppe zahlreiche Blasen, Schlackeneinschlüsse und andere Verunreinigungen enthielt. Vor der Weiterverarbeitung mußte sie durch mehrfaches Erhitzen und Ausschmieden von Schlacken und anderen Einschlüssen gereinigt werden. Die Analyse von Schlackenresten aus Menzlin und flache Herdgruben mit Schlackenresten aus der Siedlung Tornow zeigten, daß dieser Arbeitsvorgang innerhalb der Siedlungen und in engem Zusammenhang mit der Verarbeitung des Eisens durchgeführt wurde. Damit lagen Eisengewinnung und -verarbeitung ursprünglich in einer Hand. Das ergibt sich auch aus dem zunächst geringen Umfang der Eisenproduktion. Wahrscheinlich erzeugten die Hüttenleute und Schmiede im Saisonbetrieb jeweils

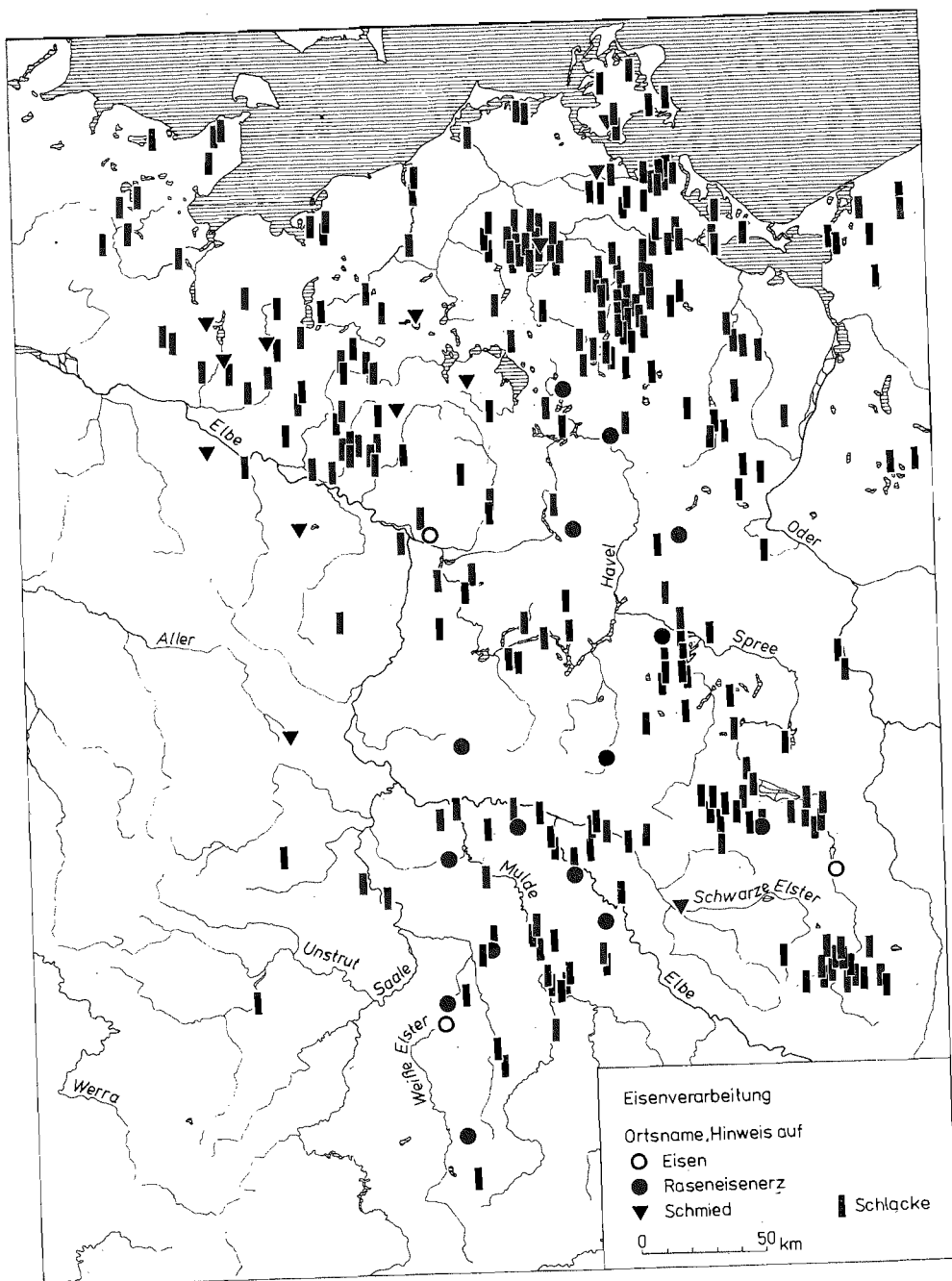


Abb. 33 Zeugnisse der Eisenverarbeitung im frühen Mittelalter.

nur einen Eisenvorrat für ein Jahr. Erst mit wachsendem Umfang der Eisenproduktion kam es zur Trennung der Eisengewinnung und -verarbeitung. Das schuf die Voraussetzung für den Handel mit Eisen. In Menzlin fanden sich Eisenbarren, teils als Halbfabrikate in Form von Messern, vergleichbar den aus dem Großmährischen Reich bekannten Axtbarren.⁹⁶ Wohl weniger als Handelsgut, vielmehr als allgemeines Zahlungsmittel scheinen Eisenschüsseln (Taf. 13a; Abb. 47) gedient zu haben, die im 7. bis 9. Jh. bei den Lusizern und den östlich angrenzenden Stämmen der Selpoli und der Dadosanen verbreitet waren.

Der Gehalt an Kohlenstoff bestimmte weitgehend, ob im Verhüttungsprozeß ein weiches Schmiedeeisen oder ein härterer Stahl erzeugt wurde. Die Analyse von Messerfunden auf der frühslawischen Siedlung Dessau-Mosigkau bezeugte bereits für das 6./7. Jh. die Produktion der verschiedenen Eisenarten. Allerdings hing zu dieser Zeit die Ausbeute einer Schmelze noch weitgehend von zufälligen Faktoren ab, während es erst in späteren Jahrhunderten gelang, Eisen mit hohem Kohlenstoffgehalt gezielt zu erzeugen. Dagegen bewiesen metallkundliche Analysen von Eisengeräten aus Dessau-Mosigkau, Tornow und Berlin-Köpenick⁹⁷, daß die Schmiede qualitative Unterschiede des Roheisens durchaus erkennen konnten und bei der Weiterverarbeitung ausnutzten. Mehrfach waren die Schneideteile von Messern sowie Arbeitskanten anderer Geräte aus Stahl, der übrige Körper dagegen aus dem in größeren Mengen anfallenden, weicheren Schmiedeeisen gefertigt worden. Durch Zusammenschmieden konnten die verschiedenen Ausgangsmaterialien fest verbunden und anschließend die Schneideteile gehärtet werden. Auf diese Weise entstanden Geräte mit hohen Gebrauchseigenschaften. Ferner wiesen mehrere Messer aus Dessau-Mosigkau sowie eine Axt von Berlin-Köpenick wechselnde Schichten von Eisen und Stahl auf, was ihnen sowohl Härte wie hohe Elastizität gab. Die Schmiede erreichten dies entweder, indem sie unterschiedliches Material zu dünnen Blechen ausschmiedeten und dann miteinander verschweißten oder bereits beim Reinigen, dem sogenannten Ausheizen, der eisernen Luppen. Auch hier wurde das Eisen flach ausgeschmiedet und anschließend durch mehrfaches Zusammenfalten paketierrt. Auf diese Weise konnten härtere und weichere Eisenlagen übereinandergeraten, was später bei der Materialauswahl für die Geräteherstellung berücksichtigt wurde. Schließlich hat man einzelne Geräte auch nachträglich aufgekohlt, um deren Oberflächenhärte zu erhöhen. Diese verschiedenen Verfahren waren bereits in altslawischer Zeit bekannt und belegen den hohen Kenntnisstand der slawischen Schmiede.

Zangen (Abb. 34), verschiedene Hämmer, darunter zweifellos auch Holzhämmer, Amboß und Blasebalg waren die wichtigsten Werkzeuge der Eisenschmiede. Darüber hinaus verfügten sie über Werkzeuge zur Feinbearbeitung des Eisens. So zeigten gründliche Untersuchungen an eisernen Sporen⁹⁸, daß diese grob ausgeschmiedet und anschließend mit einer Feile in die endgültige Form gebracht wurden. Zumindest einzelne Schmiede beherrschten komplizierte Techniken, wie die Auflage von Bunt- und Edelmetallen, das sogenannte Tauschieren. Für derartige Arbeiten benötigten sie Treibeisen sowie feine Meißel und Stichel, wie sie z. B. in Groß Raden gefunden wurden (Abb. 34).⁹⁹ Spätestens seit dem 10. Jh. kannte man auch Drahtzieheisen, da nunmehr die Knochenkämme mit Nietten aus Eisendraht zusammengefügt wurden. Insgesamt sind jedoch nur selten Werkzeuge der Schmiede gefunden worden. Frühmittelalterliche Schmiedegräber aus verschiedenen Teilen Europas lehren, daß die Werkzeuge zum sorgsam gehüteten persönlichen Besitz des Meisters gehörten.

Angesichts der hohen Anforderungen, die an die Kenntnisse und Fertigkeiten der

Schmiede gestellt wurden, müssen diese bereits in altslawischer Zeit als Spezialisten tätig gewesen sein. Hinweise auf die Arbeit der Schmiede finden sich vor allem in den Vorburgsiedlungen bei adligen und fürstlichen Burgen und in den Frühstädten. In Tornow waren Anlagen zur Eisenverarbeitung eng mit dem großen Gehöft der Burgherren verbunden. So scheint sich die Eisenproduktion zunächst in den Zentren der Siedlungskammern entwickelt zu haben, und die einzelnen Werkstätten versorgten darüber hinaus die zugehörigen dörflichen Siedlungen. Trotz der umfassenden Grabungen fanden sich beispielsweise in Dessau-Mosigkau keine Spuren der Eisenverarbei-

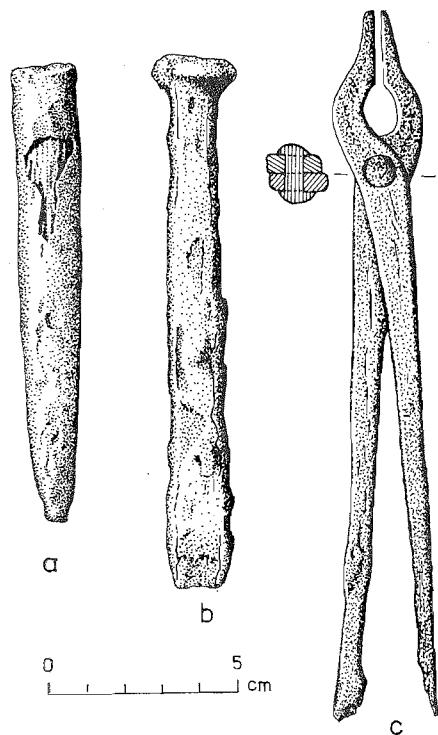


Abb. 34 Eiserner Arbeitsgeräte slawischer Schmiede: Treibeisen (a) und Meißel (b) aus Groß Raden, Kr. Sternberg, sowie Schmiedezange (c) aus Menzlin, Kr. Anklam. 9./10. Jh.

ung. Im 6. bis 8. Jh. erfüllte die Eisenproduktion offenbar nur die dringendsten Bedürfnisse, so daß Geräte und Gegenstände aus Eisen sehr sorgsam genutzt und beschädigte Stücke stets repariert oder umgeschmiedet wurden. Deshalb wurden bei Grabungen in der Regel nur wenige Eisengeräte gefunden. Seit dem 9. Jh. kam es vor allem an Burgzentren und in Frühstädten zur Ausweitung der Eisenverarbeitung, was sich in einer wachsenden Fundmenge dokumentiert. So wurden neben Äxten und Messern nunmehr zahlreiche Arbeitsgeräte zur Holz- und Geweihbearbeitung, wie spezialisierte Schnitzmesser, Dixel, Bohrer, Zieheisen und Sägen hergestellt (Abb. 35). Die Produktion von Sicheln und nunmehr auch von eisernen Scharen für die Hakenpflüge (Taf. 7) stand in engem Zusammenhang mit der Erweiterung des Getreideanbaus (vgl. Kap. II.1; Abb. 16).

Naturräumlich bedingt ist das häufige Auftreten von Angelhaken an der Küste, im Gebiet der Mecklenburger Seenplatte und im Flußgebiet der Havel. Neben die kleine

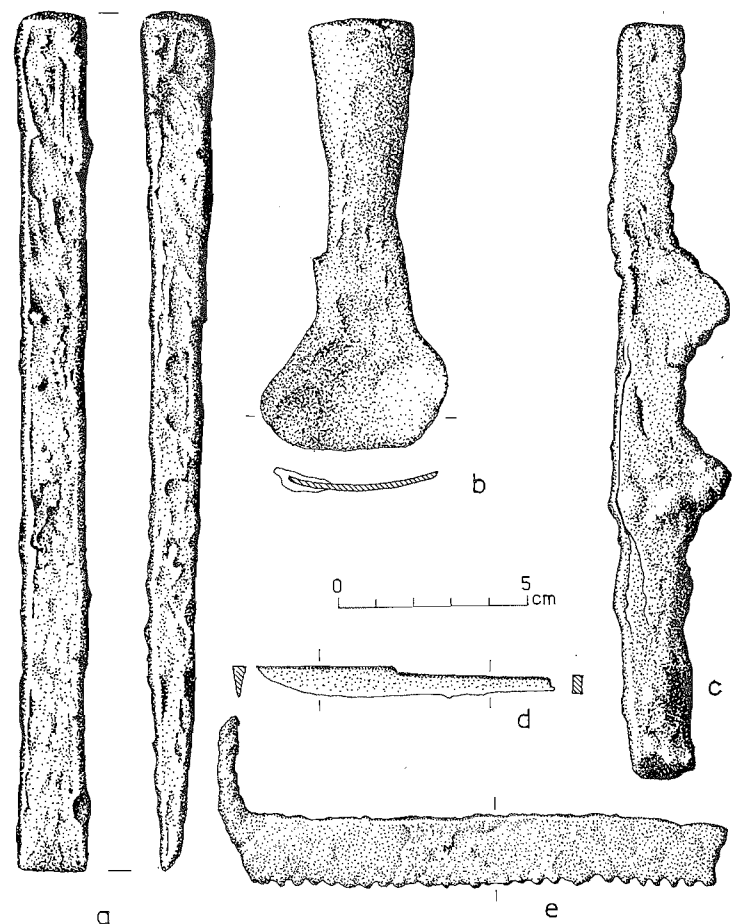


Abb. 35 Eiserner Geräte zur Holz- und Geweihbearbeitung: Meißel (a) und Zügeisen (c) aus Teterow; Tüllenmeißel (b) und Säge (e) aus Groß Raden, Kr. Sternberg; Schnitzmesser (d) aus Menzlin, Kr. Anklam. 9. bis 11. Jh.

zierliche Form traten ein längerer, stabiler Haken aus gehämmertem Bundeisen sowie Fischspeere. Der überwiegende Teil dieser Eisengeräte entspricht den allgemein im frühen Mittelalter verbreiteten Typen und wies sowohl in der Konstruktion wie in der Herstellungstechnik alle zu dieser Zeit erreichten Merkmale fortgeschrittener Schmiedeproduktion auf.

In größeren Siedlungen mit einem breiten Spektrum handwerklicher Produzenten führte die Praxis zur engen Zusammenarbeit verschiedener Zweige des Handwerks. So fertigten die Schmiede für die von Böttchern hergestellten Daubengefäße Eimerreifen, Henkel und Henkelösen (Attachen). Die oft zierlichen Beschläge verraten hohe Kunstfertigkeit der Schmiede, bei einem kleinen Eimer von Behren-Lübchin waren sie zudem mit Silber belegt worden.

Ferner bildeten sich im städtischen Schmiedehandwerk seit dem 9./10. Jh. weitere Spezialisierungen heraus. So entstand das Schlosserhandwerk, als man an Stelle der seit

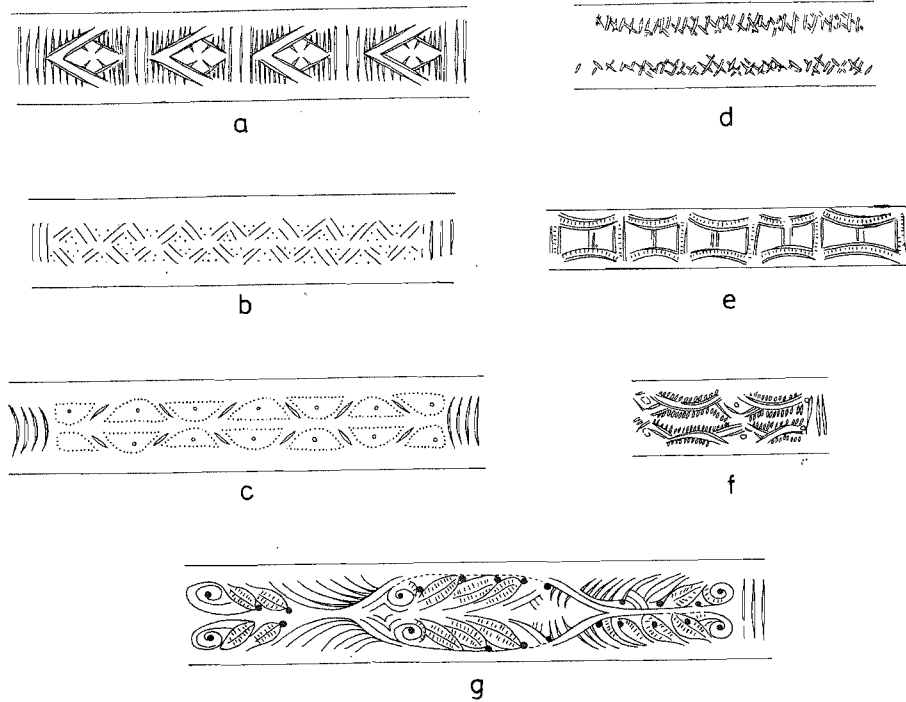


Abb. 36 Typische Ornamente an Hohlschläfenringen: a, b) Prissanewitz, Kr. Rostock; c) Gamehl, Kr. Wismar; d, e) Vilmnitz, Kr. Rügen; f) Jasmund, Kr. Rügen; g) Alt Bartelsdorf, Kr. Rostock. 11./12. Jh.

Arabische Münzen bildeten seit dem frühen 9. Jh. eine Grundlage der slawischen Silberverarbeitung.¹⁰³ Im 10. Jh. gelangte Silber aus Westeuropa und den böhmischen Silbergruben in wachsender Menge in die Gebiete zwischen Elbe und Oder (vgl. Kap. II.8). Erzeugnisse der Silberschmiede finden sich in Gräbern als Bestandteile der Tracht und in vielen Hortfunden, in denen die Schmuckstücke allerdings fast immer in Bruchstücken, als sogenanntes Hacksilber auftreten (Taf. 29; Abb. 53). Große und schwere silberne Halsringe stehen neben verschiedenen Arm- und Fingerringen. Vor allem aber bevorzugte man reichverzierte Schläfen- und Ohringe sowie Blechperlen; Hals- und Armringe fertigte man meist aus zwei bis vier geflochtenen Silberdrähten, deren Enden zu rhombischen Verschlussplatten ausgeschmiedet und in Punz- oder Stempeltechnik verziert wurden (Taf. 15). Ohringe mit aufgeschobenen Blechperlen erhielten eine Verzierung aus aufgelöteten Filigrandrähten und durch Granulation (Taf. 16; 70). Die slawischen Silberschmiede bevorzugten also das Ziehen von Drähten, wobei sie auch sehr feine mit weniger als 1 mm Stärke erzeugten, sowie das Treiben, Löten und Ziselieren. Alle diese Arbeitsgänge beherrschten sie meisterhaft, wie viele prächtige Fundstücke aus Siedlungs-, Hort- und Grabfunden beweisen. Münzmeister, die im 12. Jh. in Alt Lübeck, Brandenburg, Köpenick und auf Rügen eigenständig Silbermünzen schlugen, kamen wahrscheinlich ebenfalls aus dem Kreis dieser Handwerker (vgl. Kap. II.8).

Einfachere und billigere Gegenstände wurden von Anfang an neben den besten Er-

zeugnissen der Silberschmiede hergestellt. Als jedoch im 10. Jh. und vor allem im 11. Jh. in großem Maßstab Silber zu prächtigem Schmuck verarbeitet werden konnte, hat man zugleich die Verarbeitung von Bronze beträchtlich erweitert. So sind auf dörflichen Friedhöfen neben silbernen in wachsender Menge bronzene Schläfenringe, Gürtelhaken und verzierte Beschläge gefunden worden.

Das gilt besonders für Mecklenburg, wo wahrscheinlich weniger Silber zur Verfügung stand, als z. B. in Thüringen. Doch handelte es sich nicht nur um billigere Nachahmungen des Silberschmucks. Seit dem 11. Jh. haben die Edelmetallschmiede in großem Umfang verzierte Bronzebeschläge für lederne Messerscheiden hergestellt. Jeder Slawe, gleichgültig ob Mann oder Frau, trug ein Messer am Gürtel, so daß für diese Beschläge praktisch ein unbegrenzter Bedarf bestand. Einfache kleine Gürtelhaken aus Bronze kamen gleichfalls in dieser Zeit in Mode. Sie wurden mit Punz- und Stempelmustern gleicher Art verziert, wie sie vom Silberschmuck bekannt sind.

Im 12. Jh. bewirkte die neue Etappe der feudalen deutschen Ostexpansion einen schnellen und starken Rückgang der Silberverarbeitung. Zunehmend mag die Bronze diesen Platz eingenommen haben. Insgesamt aber unterlag die handwerkliche Kunst der slawischen Silberschmiede in dieser Zeit dem Verfall und vermutlich stellten viele Werkstätten ihre Produktion ein.

c) Holzverarbeitung

Der am häufigsten gebrauchte Rohstoff war zweifellos das Holz, das nicht nur im Wege- und Brückenbau sowie im Burgen- und Hausbau in großen Mengen benötigt wurde, sondern auch das Material für die weitaus meisten Arbeitsgeräte und Gebrauchsgegenstände abgab. Hacken, Spaten und andere Bodenbaugeräte wurden ebenso aus Holz gefertigt, wie die meisten der Vorratsbehälter, Eß- und Trinkgefäße, aber auch Löffel, Quirle und anderes mehr (Abb. 37; 38). Welche große Bedeutung die Gegenstände aus Holz allein im Haushalt erlangten, zeigte sich bei der Ausgrabung eines im 11. Jh. niedergebrannten Hauses im Burgwall Brandenburg. Im Inneren fanden sich u. a. Reste von 22 Holzgefäßen (Taf. 17), aber nur von 12 Tongefäßen.¹⁰⁴

In altslawischer Zeit dürften viele Arbeitsgänge mit so einfachen Arbeitsgeräten wie der Axt und dem Messer durchgeführt worden sein, und sowohl die Errichtung eines Hauses wie das Schnitzen von Eßgeschirren wurde wohl allgemein beherrscht. Das galt auch für die Korbflechterei, die zweifellos eine große Rolle spielte, obwohl sich ihre Produkte nur sehr selten im Boden erhalten haben. So fanden sich in Behren-Lübchin Reste eines Weidenkorbs. Fischreusen aus Behren-Lübchin, Groß Raden und Feldberg sowie eine Hechtstülpe belegen, daß auch die Fischer diese Technik benutzten (Abb. 31; 32). Neben diesen im Hauswerk hergestellten Geräten zeigten neuere Grabungen, daß sich mit dem steigenden Bedarf an weiteren Holzprodukten und wachsenden qualitativen Anforderungen Spezialisierungen und endlich sogar einzelne Zweige eines holzverarbeitenden Handwerks herausbildeten.

Zimmermannsarbeit

Hohe Anforderungen an die Kenntnisse und Fähigkeiten von Zimmerleuten ergaben sich beim Bau der seit dem 7. Jh. errichteten Burgen. Beispielsweise wurden für die Holzkonstruktion der Mecklenburg (Abb. 91) in der ersten Bauphase annähernd

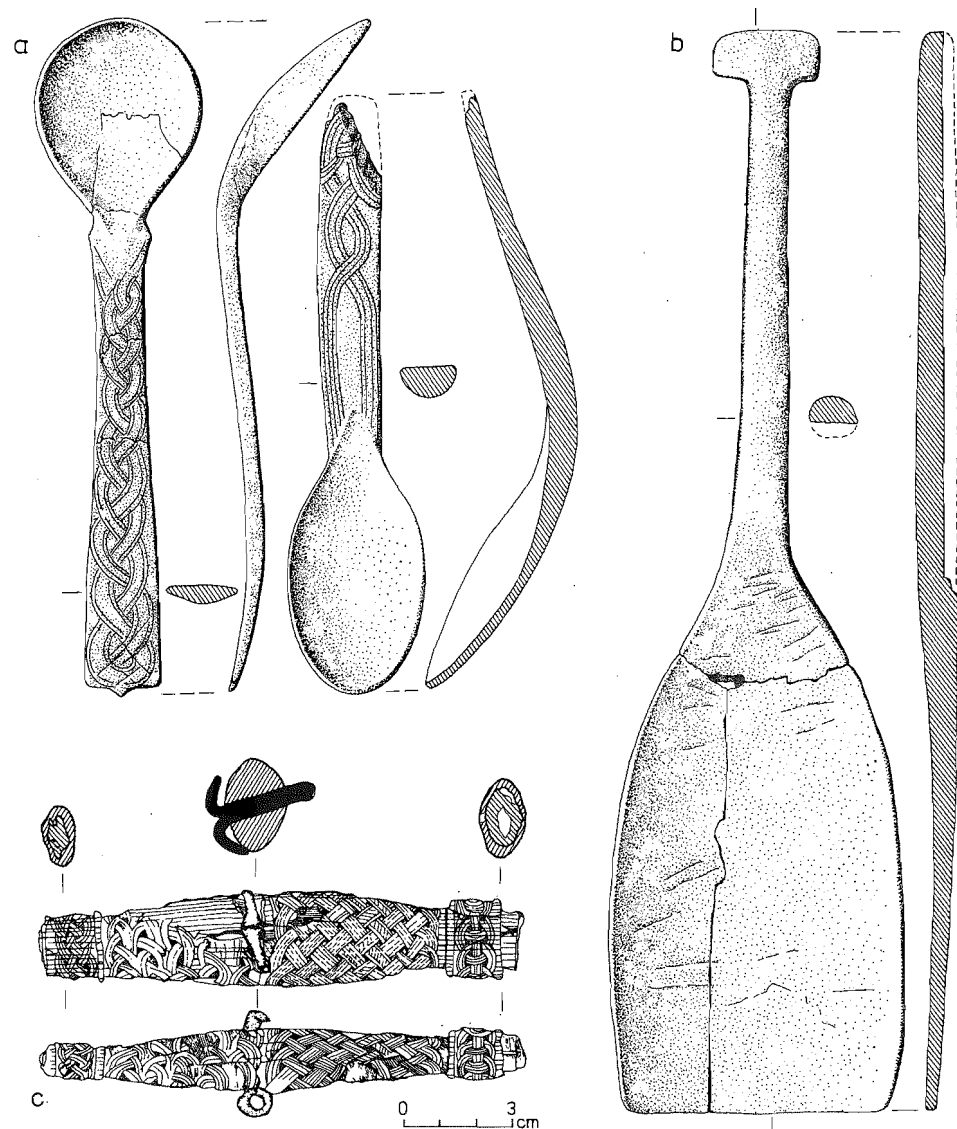


Abb. 37 Hölzerne Löffel (a) und Schaufel (b) aus der Siedlung Groß Raden, Kr. Sternberg, 9./10. Jh., sowie geschnitzter Holzgegenstand (c) von unbekannter Zweckbestimmung, vielleicht Teil eines Möbelstücks, aus Lübeck (BRD), 11. Jh.

9 400 m³ Holz benötigt, das zu Tausenden von Bohlen, Pfosten und Ösenankern verarbeitet werden mußte. Ähnliche Aufwendungen erforderte die Kastenkonstruktion des Walles von Scharstorf und anderer Anlagen. Bei der alten Burg von Sukow (8. Jh.) fand sich ein 1,2 km langer Bohlenweg, dessen Belag aus Tausenden Bohlen von 3 m Länge bestand. Selbst wenn man die hohen handwerklichen Fertigkeiten der bäuerlichen Bevölkerung in Rechnung stellt, sind die Planung und Organisation derart

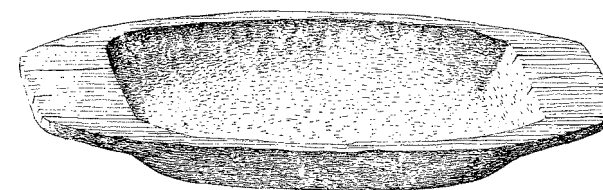


Abb. 38 Rekonstruktionszeichnung eines Holztroges aus der Siedlung Groß Raden, Kr. Sternberg, 9./10. Jh.

großer Bauwerke nicht ohne besonders qualifizierte Spezialisten denkbar. Ein eindrucksvolles Zeugnis der Leistungen solcher Kollektive von Zimmerern stellt die Kulturenhalle von Groß Raden (9. Jh.) dar.¹⁰⁵ Mehr als 200 Wandbohlen sowie zahlreiche Träger, Pfosten, Riegel, Spannstücke und Schindeln wurden auf der Baustelle gefertigt. Bohrungen und Verbindungen waren mit hoher Präzision ausgeführt, und zahlreiche Maße galt es genau einzuhalten, um dieses komplizierte Bauwerk zu errichten (Abb. 153).

Weitere Fortschritte der Zimmerungstechnik ließ die im 11. Jh. errichtete Burg Behren-Lübchin erkennen, die sich durch eine aufwendige Holzkonstruktion auszeichnete (Taf. 45; Abb. 108). Allein mehr als 5 000 eichene Bohlen von 3 bis 8 m Länge mußten geschlagen werden. Regelrecht serienmäßig fertigte man Ankerhölzer unterschiedlicher Länge, die beim Aufbau der Burgmauern, als Trägerjoche der Seebrücke und für den Wehrgang benötigt wurden. Hohe technische Fähigkeiten der Zimmerleute beweisen auch die beiden Brücken, die auf 2,5 km Länge eine Inselburg im Oberueckersee nach zwei Seiten mit dem Land verbanden. (Abb. 39; 40).¹⁰⁶ Im flachen Wasser trieb man lange Standpfähle paarweise in den Seegrund, setzte von außen schräge Stützpfähle dagegen und verband sie mit Ankerbohlen. Im südwestlichen Teil überquerte die Brücke jedoch eine bis zu 18 m tiefe Rinne. Zusätzliche Stützpfähle, in Längsrichtung aufgesetzte Anker und weitere Verspannungen waren erforderlich, damit die Brücke den Belastungen durch See- und Eisgang standzuhalten vermochte. Der Oberbau umfaßte Unterzüge, den Bohlenbelag und das Geländer. Wahrscheinlich wurden Brücken im Winter bei geschlossener Eisdecke errichtet. Mit besonders zugerichteten Eichenbalken trieb man die Brückenpfähle durch Drehen tief in den Seegrund hinein.

Bereits seit dem 8./9. Jh. standen den Zimmerleuten verschiedene eiserne Werkzeuge zur Verfügung, darunter neben den unterschiedlichen Äxten vor allem Meißel, Daxel, Stechbeitel und Bohrer, wie die Fundmaterialien von Ralswiek, Groß Raden und anderen Siedlungen beweisen (Abb. 35).

Schiffbau

Vier Bootsfunde von Ralswiek haben in Verbindung mit weiteren Schiffsfunden aus dem Ostseeküstengebiet Aufschluß über Aussehen und Bauweise slawischer Schiffe gebracht (Taf. 34; 44; Abb. 60).¹⁰⁷ Sie waren 10–14 m lang, bis zu 3,5 m breit und etwa 1–1,20 m hoch. Stets wurden sie in Klinkerbauweise über einem Kielbalken aufgebaut. Spanten und weitere Querhölzer sorgten für die nötige Stabilität dieser Schiffe, die bei Tauchtiefen um 0,50 m eine Wasserverdrängung von 5 t und mehr erreichten. Dies und nachgewiesene Segelvorrichtungen zeigen, daß mit derartigen Schiffen durchaus Hochseeschiffahrt betrieben wurde.¹⁰⁸ Die in Ralswiek aufgefundenen Boote sind dort systematisch abgewrackt worden. Dabei ließ sich nachweisen, daß man bemüht war, guterhaltene Spanten zur Weiterverwendung zu gewinnen. Der Schiffbau, der in Ralswiek und wohl auch in weiteren Küstenorten betrieben wurde, unterlag einer ge-

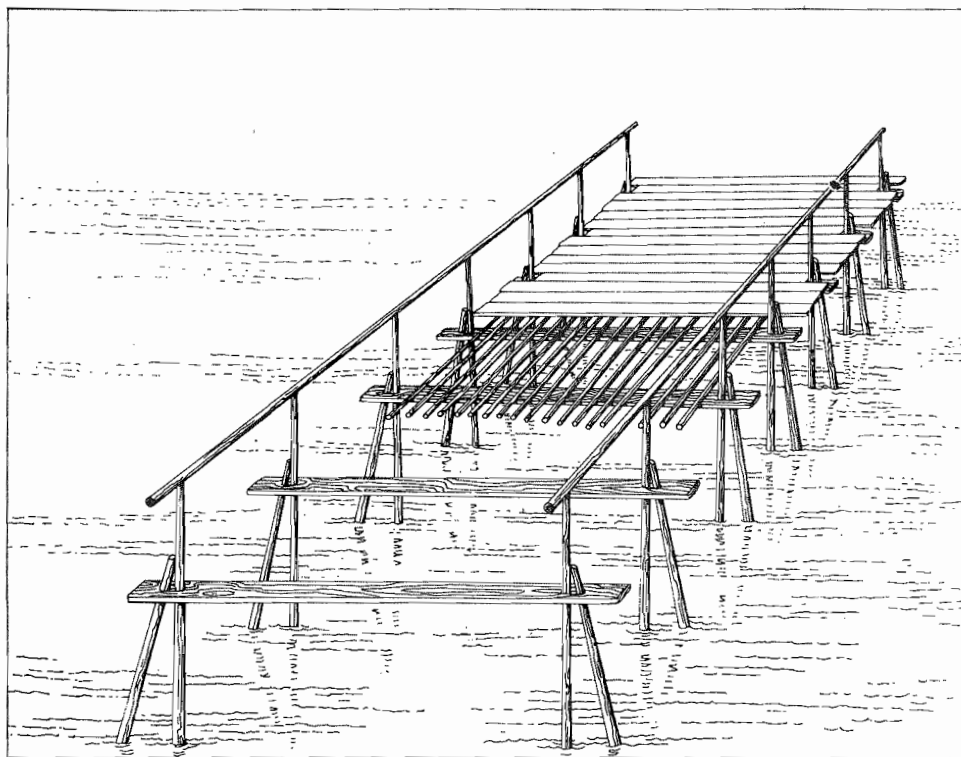


Abb. 39 Rekonstruktionszeichnung der langen Brücke im Oberueckersee. Vgl. Abb. 59, Brücke I.

wissen Normierung, so daß die erneute Benutzung von Bauteilen möglich war. Die Präzision mit der die Bauteile hergestellt und zusammengefügt wurden, deutet auf den handwerklichen Charakter des Schiffbaus in frühstädtischen Küstensiedlungen.

Stellmacher

In Sukow, Groß Raden und Behren-Lübchin fanden sich Wagenteile, insbesondere gedrechselte Achsnaben von Speichenrädern. Ein gut erhaltenes Rad von Behren-Lübchin erreichte einen Durchmesser von 90 cm (Taf. 18). Die Nabe war aus Eichenholz gefertigt und besaß 10 Bohrungen für Speichen. Für Speichen und Felge hatte man Buchenholz verwendet. Die Felge selbst war mit großer Sorgfalt aus fünf aneinander gepaßten Teilen zusammengesetzt und mit Nieten aus Eichenholz verbunden worden. Da die Lauffläche des Rades nur 4,6 cm breit war, dürfte es sich wohl um einen leichten Reisewagen gehandelt haben. In Groß Raden fanden sich weitere Erzeugnisse, die auf die Tätigkeit qualifizierter Stellmacher schließen lassen. Zu ihnen gehören rechteckige, tischförmige Hirsestampfen (Taf. 18; Abb. 24), wie sie auch vom Burgwall Mecklenburg bekannt wurden. Sie besitzen einheitliche Abmessungen von etwa 55 cm × 95 cm und zeichnen sich durch ihre regelmäßige Ausführung sowie die sorgfältige Zurichtung der Arbeitsflächen aus. Gleiches gilt für eine Ölprelle (Abb. 25), die zu den technisch anspruchsvollsten Produktionsinstrumenten ihrer Zeit gezählt werden kann.

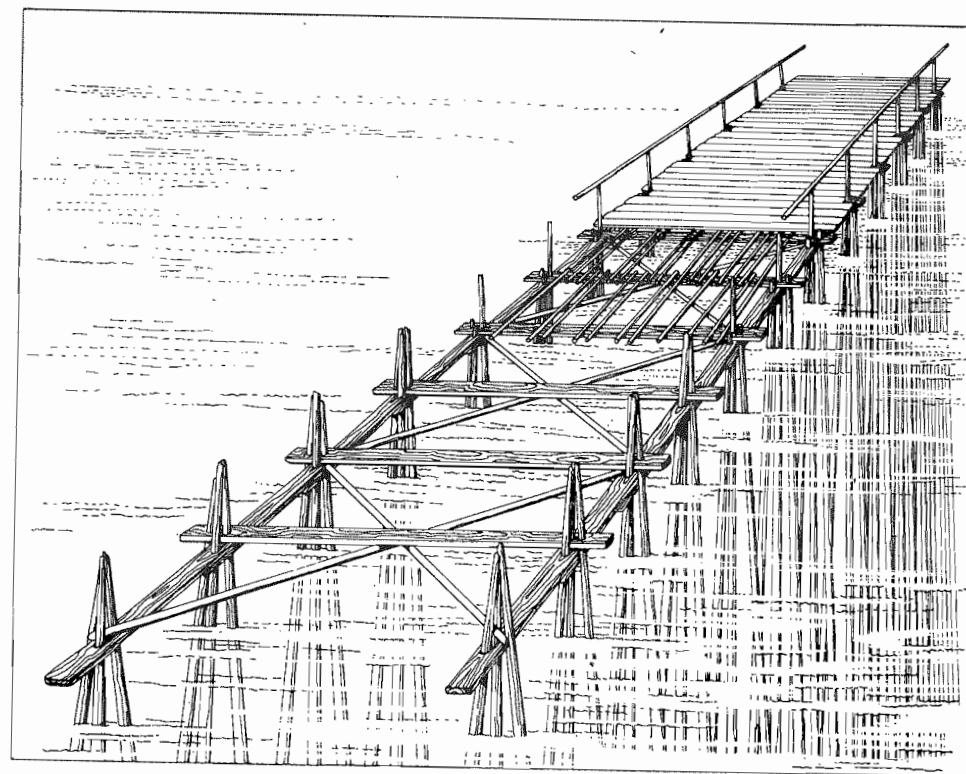


Abb. 40 Rekonstruktionszeichnung der tiefgegründeten Brücke im Oberueckersee. Vgl. Abb. 59 Brücke II.

Auf weitere, möglicherweise handwerklich gefertigte Geräte deuten ebenfalls in Groß Raden gefundene Reste eines Schlittens (Abb. 41) und einer Egge (Abb. 20) hin.

Die seit dem 9. Jh. vor allem aber im 11. und 12. Jh. in den Burgen und Frühstädten häufig auftretenden Schlüssel gehörten oftmals wohl zu Kasten- und Truhenschlössern. Damit belegen sie indirekt die ältesten Möbelstücke, die allerdings bisher nur selten durch Kantenbeschläge bzw. Scharniere nachgewiesen werden konnten. Die wenigen vorhandenen Funde vermögen die Bedeutung des Stellmacher- und Tischlerhandwerks kaum richtig wiederzugeben.

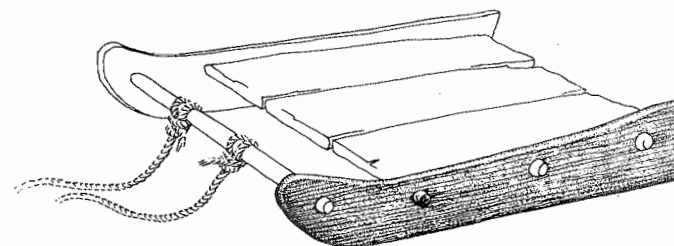


Abb. 41 Rekonstruktionszeichnung eines Schlittens nach Funden von Groß Raden, Kr. Sternberg. 9./10. Jh. Länge der erhaltenen Schlittenwange 0,86 cm.

berger Typs, die sich durch Dünnwandigkeit und besondere Sorgfalt der Verzierung auszeichnen (Taf. 21). Bei diesen wie bei den im Durchschnitt weniger sorgfältig gearbeiteten Formen des Menkendorfer Typs und der von den sorbischen Stämmen bevorzugten Keramik der Leipziger Gruppe (Taf. 21) wurden Kammstrich- und Kammstichmuster angebracht. Ein einfacher Knochenkamm, meist mit 5 bis 7 Zinken, erlaubte die vielfältigsten Muster herzustellen, unter denen allerdings das Wellenband weitaus am häufigsten vertreten ist. Es wurde zum typischen Merkmal slawischer Töpferei. Eine Besonderheit der obodritischen Tonware des 8. bis 10. Jh. stellen stempelverzierte Gefäße dar (Taf. 23). Diese dekorative Verzierung wurde mit sehr einfachen Mitteln erreicht, da man die Stempel aus Linden- oder Holunderzweigen mit wenigen Handgriffen herstellen konnte. So erklärt sich auch, daß niemals zwei Gefäße das gleiche Stempelmuster tragen.

Die beginnende handwerkliche Produktion der Gefäße machte weitere Verbesserungen notwendig. In einer Werkstatt war ständig gut durchmischter und abgelagerter Ton in ausreichender Menge erforderlich. Wahrscheinlich legte man mit Holzbalken ausgekleidete Speichergruben an, wie sie auf der Siedlung bei dem Burgwall von Warszawa-Bródno Stare und innerhalb eines Hauses aus der sorbischen Siedlung des 9./10. Jh. von Sehlis, Kr. Leipzig, gefunden worden sind.¹¹⁴ Vervollständigt wurde auch die Brenntechnik. In Tornow entdeckte man Brenngruben, die eine Weiterentwicklung der alten Formen darstellten.¹¹⁵ Sie besaßen viereckigen oder runden Grundriß und stets einen mehrere Meter langen Graben, der von einer Seite auf sie zugeführt wurde. Damit war gegenüber den alten Brenngruben eine bessere Luftzuführung gewährleistet, die Gefäße konnten also schneller und härter gebrannt werden. Einen weiteren Fortschritt verkörpert wahrscheinlich ein Töpferofen von Löcknitz, Kr. Pasewalk, der aus einer eingetieften, mit Lehm ausgekleideten Brennkammer und einer vorgelagerten Heizgrube bestand.¹¹⁶ Öfen dieses Typs waren im frühen Mittelalter weit verbreitet, boten jedoch immer noch keine befriedigende Lösung, denn wirklich hohe Brenntemperaturen ließen sich erst mit dem Zweikammerofen erreichen. Derartige Öfen sind aus Polen und Mähren gut bekannt und in unserem Gebiet mit einem Befund aus der Siedlung Kremitz, Kr. Jessen, belegt (9./10. Jh.).¹¹⁷ Bei diesem Ofentyp besaß der untere Feuerraum eine eigene Luftzuführung und war von der oberen Brennkammer durch eine starke Lehmplatte getrennt. Über breite Schlitze gelangte die heiße Luft in den Brennraum, der dank höherer und gleichmäßigerer Temperatur die Produktion hart und weitgehend gleich gebrannter Gefäße gestattete (Abb. 43). Damit verringerte sich auch beträchtlich der Anteil von durch Fehlbrand unbrauchbar gewordenen Gefäßen.

Etwa seit der Mitte des 10. Jh. setzten sich bei allen Stämmen Keramikformen durch, die durchweg handwerklich gefertigt waren. Zunächst benutzte man weiterhin Handtöpferscheiben, doch waren sie stets gut zentriert. Daneben traten vereinzelt bereits im 11. Jh. und in breitem Umfang seit dem 12. Jh. dünnwandige, auf der schnell rotierenden Scheibe hergestellte Gefäße auf. Dies führte zur Vereinheitlichung der jungslawischen Tonware, bei der Töpfe mit hoher, gewölbter Schulter und mit abgesetztem Randteil dominierten, sowie zur Bevorzugung der Gurtfurchenverzierung. Darüber hinaus fertigte man vor allem in Mecklenburg und Brandenburg erstmals auch Deckelgefäße, ferner fanden verschiedene Schalenformen weite Verbreitung. Ein besonderes Merkmal der spätslawischen Töpferei waren die Bodenmarken (Taf. 23). Es handelte sich um Abdrücke von Figuren (Matrizen), die in die Töpferscheibe bzw. in

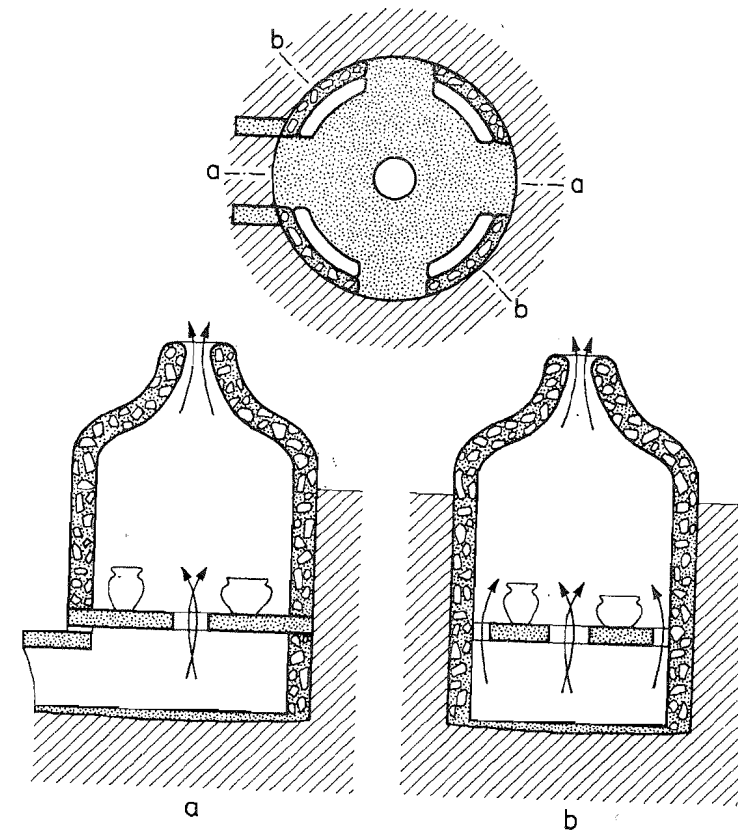


Abb. 43 Rekonstruktion eines Töpferofens von Kremitz, Kr. Jessen. 9./10. Jh.

eine auf der Scheibe liegende Holzplatte eingeschnitten waren. Bodenmarken traten nur bei einem geringen Prozentsatz der Gefäße auf, und es ist bislang ungeklärt, welche Funktion sie hatten. Gleiche Bodenzeichen beweisen jedoch die handwerkliche Massenproduktion und den Handel mit keramischen Erzeugnissen. So fanden sich im Umkreis von 23 km Gefäße mit Bodenzeichen aus einer Töpferwerkstatt bei dem Burgwall Brandenburg.¹¹⁸

Dank diesem Handel wurden nunmehr auch die dörflichen Siedlungen mit handwerklich produzierter Keramik versorgt, und die Haustöpferei kam zum Erliegen. Wie die Untersuchungen zahlreicher Siedlungen bewiesen, zog sich diese Umstellung über viele Jahrzehnte hin, und erst im Laufe des 12. Jh. hatte sich die handwerkliche Töpferware endgültig durchgesetzt. Die Traditionen der slawischen Töpferei wirkten noch weit bis ins 13. Jh. hinein, wurden dann allerdings immer stärker von den Formen der blaugrauen Standboden- bzw. Kugeltopfkeramik und ihnen verwandter Gefäße verdrängt. Veränderungen in der Wohnweise und den Methoden der Nahrungszubereitung erforderten nunmehr neue Gefäßformen.

e) Geweih- und Knochenverarbeitung

Geräte aus Knochen und Geweih gehören zu den von nahezu sämtlichen slawischen Siedlungen bekannten Fundstücken. Das erforderliche Rohmaterial stand durch Viehzucht und Jagd ständig zur Verfügung und ließ sich mit einfachen Methoden bearbeiten. Organische Säuren, wie sie z. B. im Sauerampfer enthalten sind, haben die Eigenschaft, Knochen und Geweih so weit aufzuweichen, daß das Material mit einem einfachen Messer bearbeitet werden kann. Nach einer Trocknung von wenigen Tagen erhält es seine alte Festigkeit zurück.¹¹⁹ Tatsächlich zeigen fast alle Knochengeräte Schnitzspuren. Diese einfache und seit der Steinzeit bekannte Technik erlaubte es, Geräte und Gegenstände aus Knochen und Geweih in jedem Haushalt herzustellen. Aus geeigneten Knochen schnitzte man die zur Lederbearbeitung benötigten Pfrieme und Nähnadeln, die häufig gebrauchten Schlittknochen, aber auch knebelartige Knöpfe, einfache Glätter und sogenannte Töpferkämme zum Verzieren der Tongefäße.

Seit dem 8. Jh. entstand wohl zuerst in den frühstädtischen Siedlungen, wie Menzlin und Ralswiek, sowie an großen Fürstenburgen ein eigenes Handwerk, die Kammachelei. Die Fertigung der seit früher Zeit bekannten, jedoch erst seit dem 9. Jh. weitverbreiteten Dreilagenkämme (Taf. 24; Abb. 138) erforderte mehrere Arbeitsgänge sowie besondere Arbeitsgeräte und -fertigkeiten. Das Ausgangsmaterial waren Abwurfstangen des Rothirsches, aber auch aus der Jagdbeute stammende Geweihe. Auf der Mecklenburg z. B. fand sich ein Schädelrest mit deutlichen Spuren der eisernen Säge, die zum Abtrennen des Geweihs benutzt wurde. Zunächst wurden die Spitzen abgetrennt und anschließend die Endteile abgeschnitten, aus denen die schmalen Deckleisten der Kämme gefertigt wurden. Daraufhin teilte man die mittleren Teile der Geweihstangen in etwa gleichgroße Stücke von 2–4 cm Länge, um daraus die mit großer Sorgfalt gearbeiteten Kammpplatten zu gewinnen. Da von den Deckleisten stets ein gleiches Paar benötigt wurde, mußte deren Bearbeitung, das Verzieren sowie das Anbringen der Nietlöcher mit großer Sorgfalt durchgeführt werden. Je nach der Größe des Kammes legte man sechs bis zwölf Kammpplatten nebeneinander und preßte sie zwischen die Leisten. Mit glühenden Bronzestiften wurde der Kamm nunmehr vernietet. Erst jetzt sägte man in die Kammpplatten die Zähnung ein.

Zum Arbeitsgerät der Kammacher gehörten Sägen, Messer, Bohrer, Hämmer und Gravierstichel. Die Häuser II und IV von Menzlin waren Werkstätten, in denen diese kompliziert herzustellenden Erzeugnisse sowie zahlreiche Halbfabrikate und Produktionsabfälle gefunden wurden (Abb. 44).¹²⁰ Ähnliche Werkstätten konnten in Ralswiek, Gdańsk, Wolin und Kołobrzeg untersucht werden, bestanden aber z. B. auch auf der Mecklenburg, der Brandenburg, auf dem Burgwall Köpenick, in Dierkow, Kr. Rostock, und in Usedom, Kr. Wolgast, wie das Fundmaterial dieser Burgen bzw. Frühstädte erkennen ließ.¹²¹

In den Kammachereien wurden zweifellos auch andere Knochen- und Geweihgeräte gefertigt, darunter vor allem Knochnadeln, Schreibgriffel (Taf. 24; 25; Abb. 140) sowie die oft reichverzierten Messergriffhülsen (Taf. 26; 68; Abb. 132) und Spielsteine (Abb. 139).¹²² In den Kammacherwerkstätten des Ostseegebiets verarbeitete man darüber hinaus Bernstein zu Perlen und Anhängern. Nach grober Zurichtung der Bernsteinrohlinge erfolgte zunächst die schwierige Durchbohrung und erst danach das eigent-

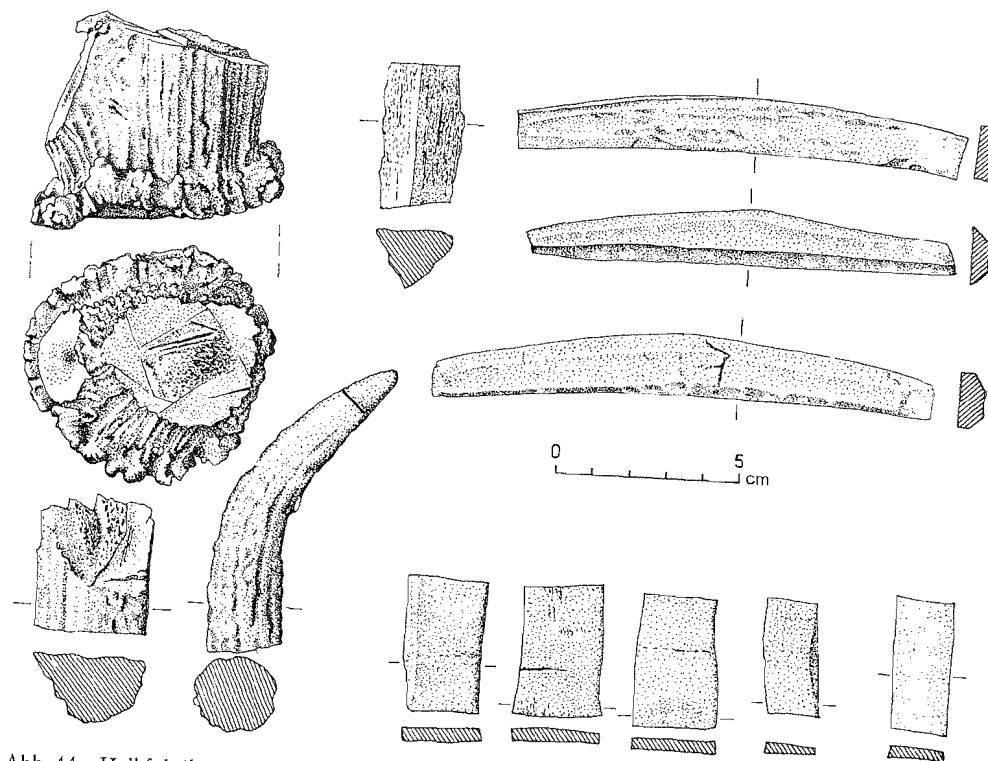


Abb. 44 Halbfabrikate der Kammacher: Deckleistenrohlinge, Kammpplatten, Abfallstücke aus Geweih aus der Siedlung Menzlin, Kr. Anklam. 8. bis 10. Jh.

liche Schleifen. Werkstätten sind wiederum von Menzlin, Dierkow sowie von Wolin und Kołobrzeg belegt. An diesen Fundstellen häuften sich u. a. Halbfabrikate, die bei der Durchbohrung zerbrochen waren.

f) Glasherstellung

Perlen und Fingerringe aus Glas wurden in Gräbern und Siedlungen¹²³ gefunden, die dem Zeitraum des 10. bis 12. Jh. angehören. Jedoch scheint Glasschmuck insgesamt keine allzugroße Verbreitung gefunden zu haben und andere Glaserzeugnisse, insbesondere Gefäße dürften bei den Slawen westlich der Oder weitgehend unbekannt geblieben sein. Die Konzentration von Siedlungsfunden auf frühstädtische Zentren und die Ergebnisse von speziellen Untersuchungen¹²⁴ deuten darauf hin, daß mindestens ein Teil des Glasschmucks importiert worden ist. Als Herkunftsgebiete kommen neben rheinischen Produktionszentren vor allem jene des Großmährischen Reiches aber auch frühe polnische Zentren an der Ostseeküste in Frage.¹²⁵

Westlich der Oder ist die Glasproduktion erst seit dem 11. Jh. zu belegen.¹²⁶ Die besten Befunde lieferten die Grabungen in Brandenburg, wo man offenbar hauptsächlich Glasinge erzeugte (Taf. 27). Neben Glasfluß fanden sich hier in großer Zahl ganze und zerbrochene Glasinge, die meist einfarbig schwarz, gelb, grün oder blau und seltener mehrfarbig waren. Diese Ringe wurden als Fingerringe und gelegentlich

als Ersatz für metallene Schläfenringe getragen. Ihre Herstellung erforderte die Beherrschung einer alten, aber gleichwohl komplizierter Technik. In speziellen Tiegel und in kleinen Öfen wurde das Glas geschmolzen. Durch den Zusatz von Metalloxiden konnte es gefärbt werden; für mehrfarbige Gläser benötigte man mehrere parallele Glasschmelzen. Mit einem Spieß, an dem eine Schwungscheibe befestigt war, wurde eine kleine Menge flüssiges Glas entnommen und durch schleudernde Drehbewegungen zu einem Ring ausgedreht. Ähnlich schwer zu beherrschen war die Produktion von Glasperlen. Analysen der Glasfunde aus Szczecin ließen erkennen, daß man unterschiedliche Flußmittel, wie Soda und Pottasche, einsetzte, um Qualität und Aussehen des Glases gezielt zu beeinflussen. Alle diese Arbeitsgänge erforderten umfangreiche Kenntnisse und schwer zu erlernende Handfertigkeiten, wie sie nur von ausgebildeten Handwerkern erbracht werden konnten. Übrigens drängten die Herstellungsverfahren selbst auf eine kontinuierliche, also massenhafte Produktion. Die insgesamt geringe, offenbar erst seit dem 11. Jh. und nur an wenigen Orten ausgeübte Glasherstellung trug also auch in den Gebieten westlich der Oder von Beginn an den Charakter handwerklicher Produktion. Im Unterschied zu den großmährischen und polnischen Werkstätten erreichte sie jedoch keine über die lokalen Bedürfnisse hinausreichende Bedeutung.

g) Lederverarbeitung

In einer ganzen Reihe von Siedlungen und Burgen fanden sich Schuhe und andere Erzeugnisse der Lederverarbeitung.¹²⁷ Die Verarbeitung von Tierhäuten, wie sie in jeder Siedlung anfielen, ist zu den weitverbreiteten und allgemein bekannten Arbeitsverfahren zu zählen, geschah also in der Regel im Hauswerk. Bei den Ausgrabungen auf der Mecklenburg zeigte sich jedoch in den Wohnschichten des 9. Jh. eine auffällige Konzentration von Schuh- und Lederresten. Mehr als 250 Einzelstücke bezeugten eine intensive Produktion. Deutete sich bereits hierin eine gewerbliche Schuhmacherei an, so ließ sie sich durch chemische Analysen bestätigen, mit denen die technisch anspruchsvolle Alaungerbung nachgewiesen werden konnte.¹²⁸ In bedeutenden Burgen und frühstädtischen Zentren ist deshalb mit handwerklicher Lederverarbeitung zu rechnen.

Die Schuhe waren meist dreiteilig, bestanden also aus der Sohle und der rechten sowie linken Oberseite (Abb. 45). Das Oberleder reichte nur bis in Höhe des Knöchels und konnte mittels eines durchgezogenen Lederbandes am Fuß fest gebunden werden. Stiefelartige Schuhe, wie sie im 9./10. Jh. vereinzelt aus Haithabu bekannt wurden, fehlen unter den slawischen Schuhen bzw. treten erst in jüngeren Fundkomplexen auf.¹²⁹ Überwiegend verwandte man für die Schuhe weiches Schaf- und Ziegenleder, lediglich für die Sohle wurde häufiger derbes Rindleder eingesetzt, wie Untersuchungen an zahlreichen Schuhresten von Groß Raden und der Mecklenburg erkennen ließen. Obwohl die meisten Schuhe einfach und schmucklos waren, zeigte sich, daß vor allem die Nähte mit großer Sorgfalt ausgeführt wurden. Die Mittelnäht auf der Schuhoberseite erlangte durch ihre Ausführung als Doppelnäht einen Ziereffekt. Vereinzelt wurde dies durch Einstichmuster verstärkt (Abb. 45). Lederne Messerscheiden, wie sie in der Mecklenburg aber auch in Groß Raden gefunden wurden, stellte man möglicherweise ebenfalls in diesen Werkstätten her, konnte sie jedoch auch jederzeit für den Eigenbedarf fertigen.

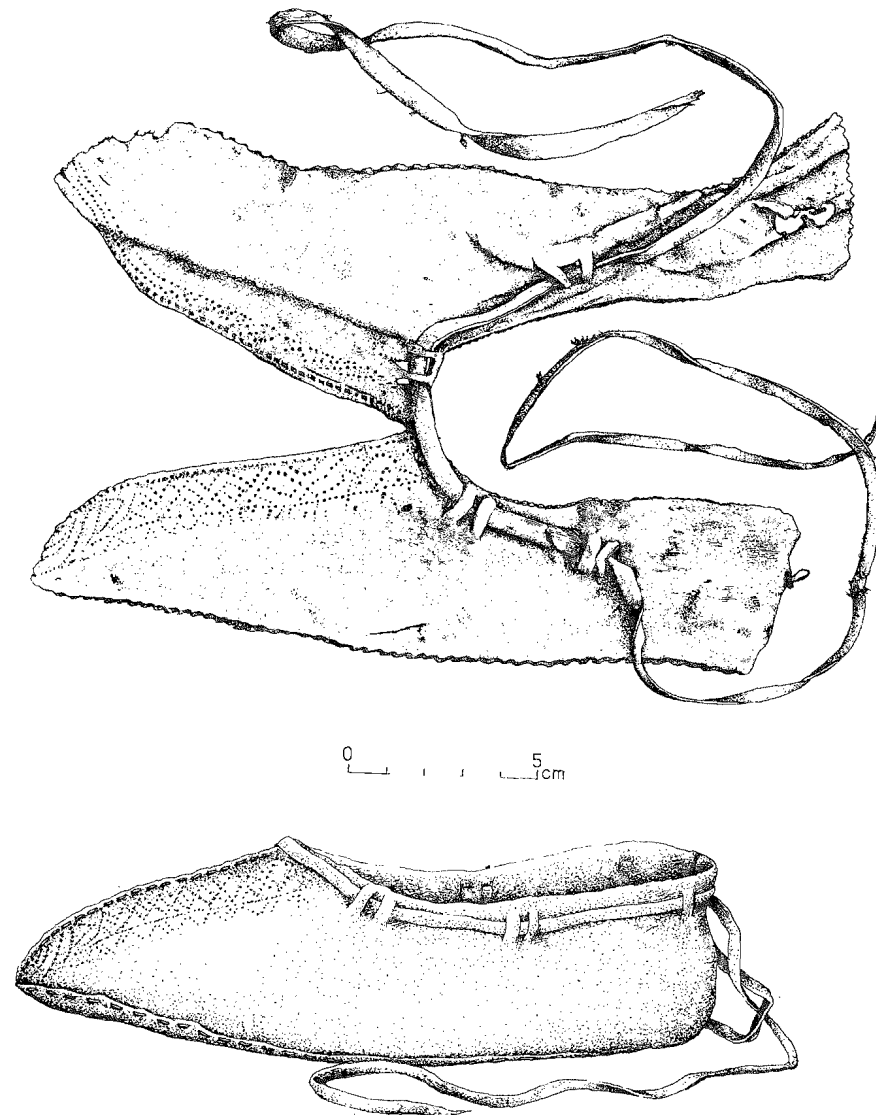


Abb. 45 Verziertes Schuhoberleder aus Schichten des 9. Jh. der Mecklenburg, Kr. Wismar, sowie Rekonstruktion des Schuhs.

h) Mahlsteinherstellung

Getreidemühlen gehörten zu jeder Siedlung und Burg, wenn nicht zu jedem Haushalt. Die übliche Form der Handdrehmühle erforderte die Herstellung von zwei genau aufeinander abgepaßten Mahlsteinen. In den Flachlandgebieten mit pleistozänen Böden sind die Mühlen in der Regel aus dem Gesteinsmaterial von Findlingen und daher wohl von ihren Besitzern im Hauswerk selbst gefertigt worden. Mineralogische Analysen einer ganzen Reihe von Mahlsteinen aus Burgen zeigten, daß Mühlen in großem

Umfang importiert wurden¹³⁰ (vgl. S. 79). Neben Eifelbasalt, der über die Nordsee und Haithabu vermittelt wurde, fanden sich vor allem Mahlsteine, die im Thüringer Wald bei Crawinkel, bei Rochlitz und in der Nähe von Halle gebrochen wurden (vgl. S. 137 f.).

In den Siedlungsgebieten der Sorben und Lusizer entstanden frühzeitig regelrechte Werkstätten. Sie dienten zur Versorgung größerer Gebiete, da südlich der Urstromtäler geeignetes Gestein nur an wenigen Stellen zu finden ist. Ortsnamen wie Sörnzig, Sornßig, Sorznig, die von žornosēki = ‚Mahlsteinbrecher‘ abgeleitet sind, enthalten Hinweise auf solche Werkstätten. In Sornzig, Kr. Oschatz, konnten neuerdings Reste einer Werkstatt ausgegraben werden.¹³¹ Spuren weiterer Werkstätten fanden sich in Sornßig und Binnewitz, Kr. Bautzen. In Sornzig wurden in einem Grubenhaus und wahrscheinlich in weiteren ebenerdigen Gebäuden Mahlsteine aus Kemmlitzer Quarzporphyr gefertigt, der in unmittelbarer Nähe der Werkstätten anstand. Mindestens 30 Rohlinge und Halbfabrikate barg man aus verschiedenen Abfallgruben (Taf. 27). Alle diese Steine wiesen Materialfehler auf und waren deshalb für die Weiterverarbeitung ungeeignet. Jedoch ließ sich an ihnen erkennen, daß bereits im Steinbruch die vorgesehene Mahlseite sorgfältiger behauen wurde. In der Werkstatt trieb man zunächst das Achsloch in den Stein, und erst danach erfolgte die endgültige Zurichtung und Glättung. Für diese Arbeiten verwandte man einen scharfen Eisenpickel. Aus der Anlage des Fundplatzes ließ sich eine regelmäßige, über mehrere Jahrhunderte reichende und wahrscheinlich umfangreiche Mahlsteinproduktion erschließen. Während diese Werkstätten wahrscheinlich im 9. Jh. errichtet wurden, existierte am Słęża in Niederschlesien bereits im 6./7. Jh. eine Siedlung von Mahlsteinhauern, womit die Tradition der kaiserzeitlichen Mahlsteinproduktion im frühen Mittelalter ihre Fortsetzung fand.

i) Salzsiederei

Das für die menschliche Ernährung und wohl bereits frühzeitig zur Konservierung vor allem von Fisch erforderliche Salz konnte bei den Slawen westlich der Oder nur an wenigen Stellen erzeugt werden. Wegen des zu geringen Salzgehalts und der klimatischen Bedingungen ließ sich an der Ostsee kein Meersalz gewinnen, und für einen einfachen Bergbau standen keine abbaufähigen Lagerstätten zur Verfügung. So mußte die Salzgewinnung auf jene Gebiete konzentriert werden, in denen Salzquellen zutage traten. Neben weniger bedeutenden Vorkommen in Wagrien sowie in verschiedenen Orten Brandenburgs und Mecklenburgs waren das vor allem die Salzquellen in und um Halle.¹³² Die Ausbeutung zahlreicher Solequellen im slawischen Gau Neletici ist in einer Urkunde Ottos I. vom Jahre 961 ausdrücklich bezeugt.¹³³ Auf dem Domplatz von Halle wurden sechs mit Ton ausgekleidete Solebecken mit einem Fassungsvermögen von 2,5–4 m³ untersucht (Abb. 46). Sie dienten zum Abklären und Aufbewahren der Sole vor dem eigentlichen Siedeprozess und gehörten zu einer Salzgewinnungsanlage, die im 9./10. Jh. in Betrieb gewesen ist.¹³⁴

Es spricht für die Bedeutung der hallischen Salzstätten, daß Ibrahim ibn Jacub ihnen bei seiner Reise durch Mitteleuropa einen Besuch abstattete. Und so darf man vermuten, daß ähnlich dem polnischen Zentrum von Wieliczka das Gebiet zwischen Halle–Eisleben–Bad Frankenhausen einen bedeutenden Teil des in jener Zeit benötigten Salzes lieferte.

Möglicherweise waren die Salzsieder zugleich auch Händler; nach einem Hinweis des

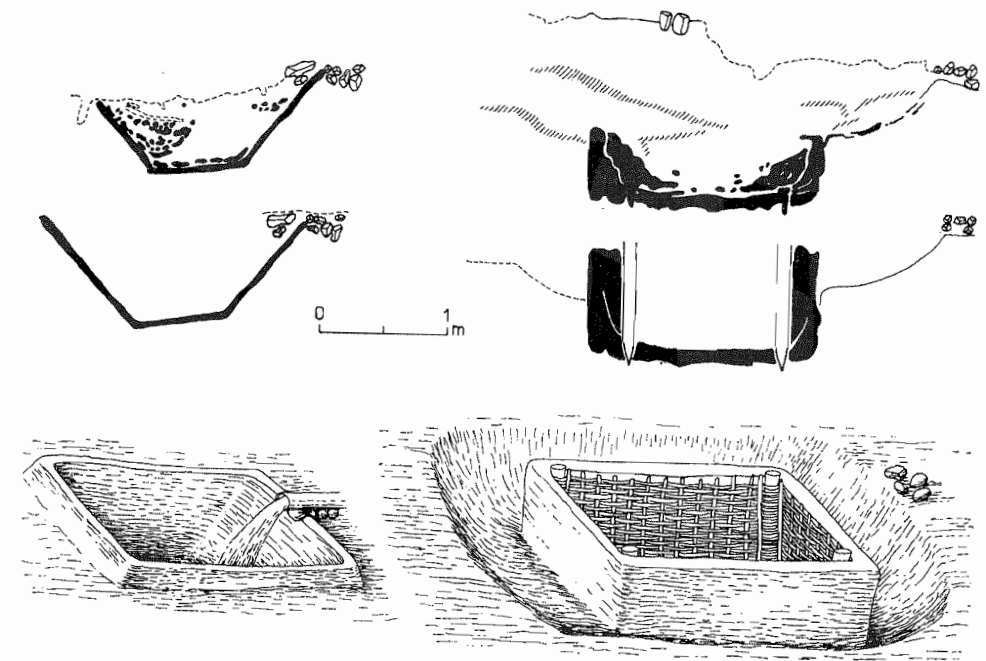


Abb. 46 Befunde und Rekonstruktion schräg- und steilwandiger Solebecken von Halle, Domhof, 10. Jh.

Ibrahim ibn Jacub könnte der Vertrieb auch in der Hand jüdischer Kaufleute gelegen haben. In jedem Fall bildeten sich hier frühzeitig Produzentenkollektive heraus, die in großem Umfang Salz produzierten und wohl auch vertrieben.

j) Pechgewinnung

Pech spielte in vielen Bereichen der Hauswirtschaft eine wichtige Rolle. Mit diesem Stoff konnten Leder und Stoffe vor Feuchtigkeit geschützt werden, weshalb man besonders Ledergeschirre, Schuhwerk und Fischnetze mit Pech behandelte. Außerdem wurde Pech zum Abdichten von Booten, Fässern und Eimern sowie zum Abschmieren von Radnaben benötigt. Pech und Teere verwandte man aber auch als Heilmittel. Von mehreren frühslawischen Fundstellen liegen Gefäße mit anhaftenden Pechresten vor, die zugleich Hinweise auf das Herstellungsverfahren geben.¹³⁵ Am Gefäßboden angebrachte Löcher beweisen, daß in diesen Gefäßen das Holzpech gewonnen wurde. Man füllte die Töpfe mit frischer Birkenrinde; gelegentlich auch mit Rinde anderer Laub- oder Nadelhölzer. Zusammen mit einem darunter stehenden Auffanggefäß setzte man sie sodann in eine Erdgrube ein, die im unteren, zylindrischen Teil so schmal war, daß sie gerade die zwei übereinanderstehenden Gefäße aufnehmen konnte. Dabei ragte das eigentliche Brenngefäß noch in den trichterförmigen oberen Teil der Grube hinein. Dieser wurde nunmehr mit Feuerungsholz aufgefüllt, und nach der Inbrandsetzung mit Lehm abgedeckt. So gewährleistete man eine geringe Luftzufuhr und ein vorsichtiges

oder Barrensilber mit. Der Silberbergbau im Harz wurde im 10. Jh. eröffnet; auch in Böhmen und Schlesien wurde wohl schon in der zweiten Hälfte des 10. Jh. Silber abgebaut (Abb. 47).



Abb. 47 Verbreitung verschiedener allgemeiner Waren-Äquivalente im Osten und Norden der karolingischen bzw. byzantinischen Münzgeldzonen.

c) Silberschätze

Während sich Leinentücher nur schwierig in größerer Menge und dauerhaft aufbewahren ließen, ist das Silber relativ unvergänglich, es konnte gehortet und bei Gefahrenzeiten in der Erde oder an anderen Stellen versteckt werden. Das war häufiger erforderlich. In den Kellern abgebrannter Häuser, neben den Häusern und Gehöften und in der Nachbarschaft der Dörfer fanden sich bisher fast 200 Silberschätze; sie gehören der Zeit zwischen dem 9. und frühen 13. Jh. an.¹⁴⁵

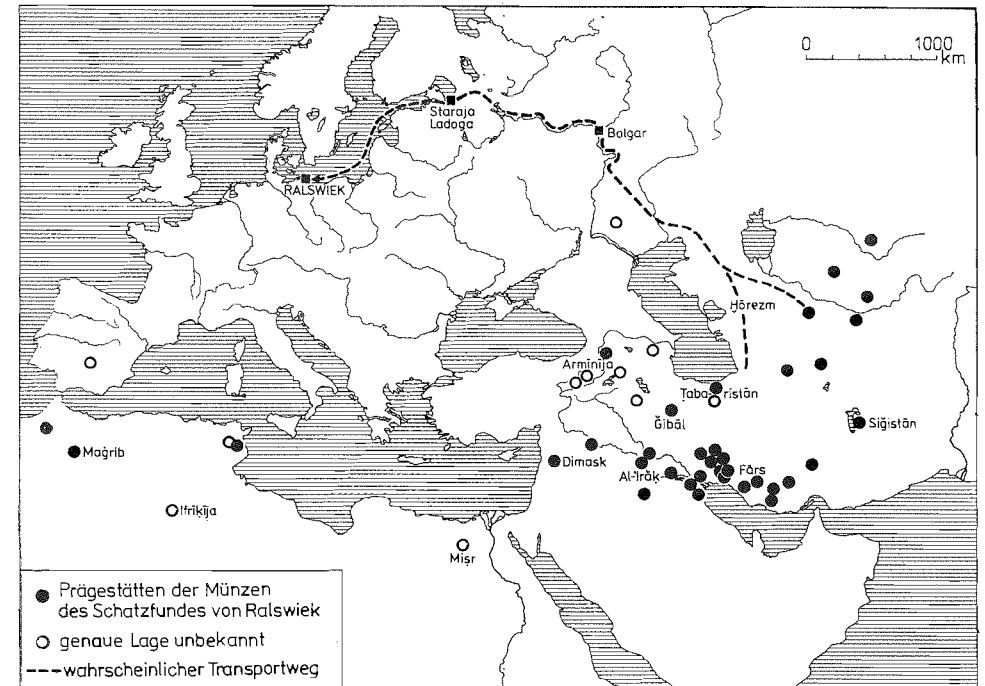


Abb. 48 Herkunft der Münzen im Schatzfund von Ralswiek, Kr. Rügen. Alle Münzen sind vor 844 geprägt.

Die Silberschätze waren zumeist in Tongefäßen aufbewahrt, oftmals in kleinen Leinenbeuteln, in Holzdosern, Flechtkörben oder Kästen. Regelrechte Tresore aus großen Felsensteinplatten legte man an. Diese Funde geben in mancher Hinsicht Auskunft über das damalige Geschehen. Erstens vermelden sie, daß die Besitzer der Schätze bei Kriegswirren und Raubüberfällen einen gewaltsamen Tod gefunden haben oder verschleppt worden sind. Sie konnten die Schätze nicht mehr heben und weiter gebrauchen. Sodann aber vermitteln uns die Schatzfunde einen tiefen Einblick in das Wirtschaftsleben, in die Werte, die als Schätze mindestens zeitweise erstarrten, über den Besitztum der Eigentümer und den unterschiedlichen Reichtum der einzelnen Gebiete. Die breite Palette des Inhalts dieser Schatzfunde spiegelt die große Weite wider, die der Händler der damaligen Zeit überbrückte (Taf. 28; 29; 31).

Schatzbildung in dem hier erkennbaren Umfang ist nur dort möglich, wo Mehrprodukt erzeugt und als Ware gegen ein allgemeines, nichtorganisches und daher ohne Arbeitsaufwand wertbeständiges Äquivalent eingetauscht bzw. verkauft werden kann. „Gerade in den Anfängen der Warenzirkulation verwandelt sich nur der Überschuß an Gebrauchswerten in Geld. Gold und Silber werden so von selbst zu gesellschaftlichen Ausdrücken des Überflusses oder des Reichtums“.¹⁴⁶ „Schatz als solcher wird hier nur der brachliegende Reichtum ... und darum Erstarrung der Ware in ihrer ersten Metamorphose“.¹⁴⁷ Die Verbreitung von Silbermünzen begann in nennenswertem Umfang in der ersten Hälfte des 9. Jh. Zunächst erreichten fast ausschließlich Münzen arabischer Herkunft über Osteuropa und die Ostsee die nördlichen Gebiete zwischen

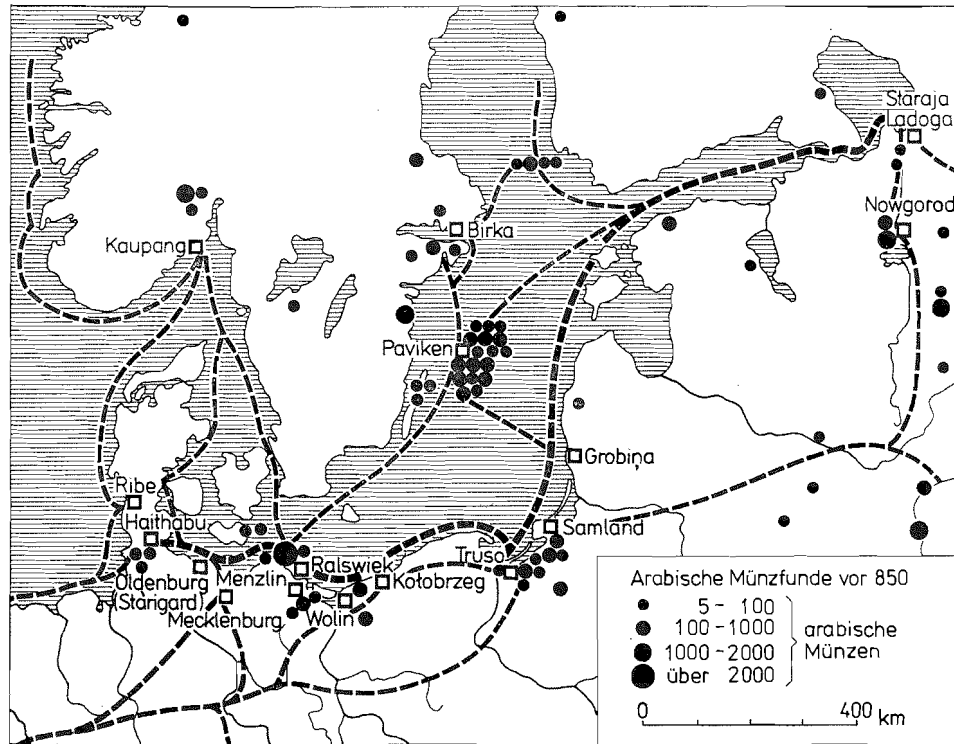


Abb. 49 Verbreitung arabischer Münzschatze und Hauptrichtungen von Schifffahrt und Handel im Ostseegebiet.

Elbe und Oder (Taf. 31; Abb. 48; 49). Am Ende des 10. Jh. erfolgte eine Umorientierung der Handelsbeziehungen auf Mittel- und Westeuropa, wie die Zusammensetzung einiger Schatzfunde deutlich zeigt (Abb. 50).

Die Zunahme der Schätze ist bis zu einem gewissen Grade ein Spiegelbild des zunehmenden gesellschaftlichen Reichtums, während der Rückgang seit dem 12. Jh. Ausdruck der sich allgemein durchsetzenden Warenzirkulation ist. In den Häusern der Dörfer und in den Gräbern erscheint gelegentlich seit dem 8./9. Jh., häufiger erst seit dem 11. Jh., eine Vielzahl von einzelnen Münzen, die für kleine Geschäfte und Dienstleistungen verwendet wurden. Mit anderen Worten, seit dem 11. Jh. hat sich das Silber als allgemeines Äquivalent auch im täglichen kleinen Handel durchgesetzt.

Im Vergleich zu den Nachbargebieten Gotland, Dänemark und Polen war der Anteil der Obodriten, Wilzen und Sorben an der Schatzbildung gering – was gewiß als Ausdruck ihrer relativen ökonomischen Schwäche gegenüber den zuerst genannten Ländern gewertet werden muß (Abb. 49; 51).

Das Silber in den Schätzen besteht zumeist aus Silberbruch, es ist zerhackt. Schmuck, darunter wertvolles Filigran, Barren und Münzen verfielen diesem Schicksal (Taf. 15; 28; 29; 31). Es gab keine garantierte silberne Münzeinheit, sondern das Silber wurde nach seinem Gewicht in Zahlung genommen. Anscheinend wurde es teilweise in Barren umgegossen (Taf. 32), um größere Handlichkeit zu erreichen. In Ralswiek auf Rügen

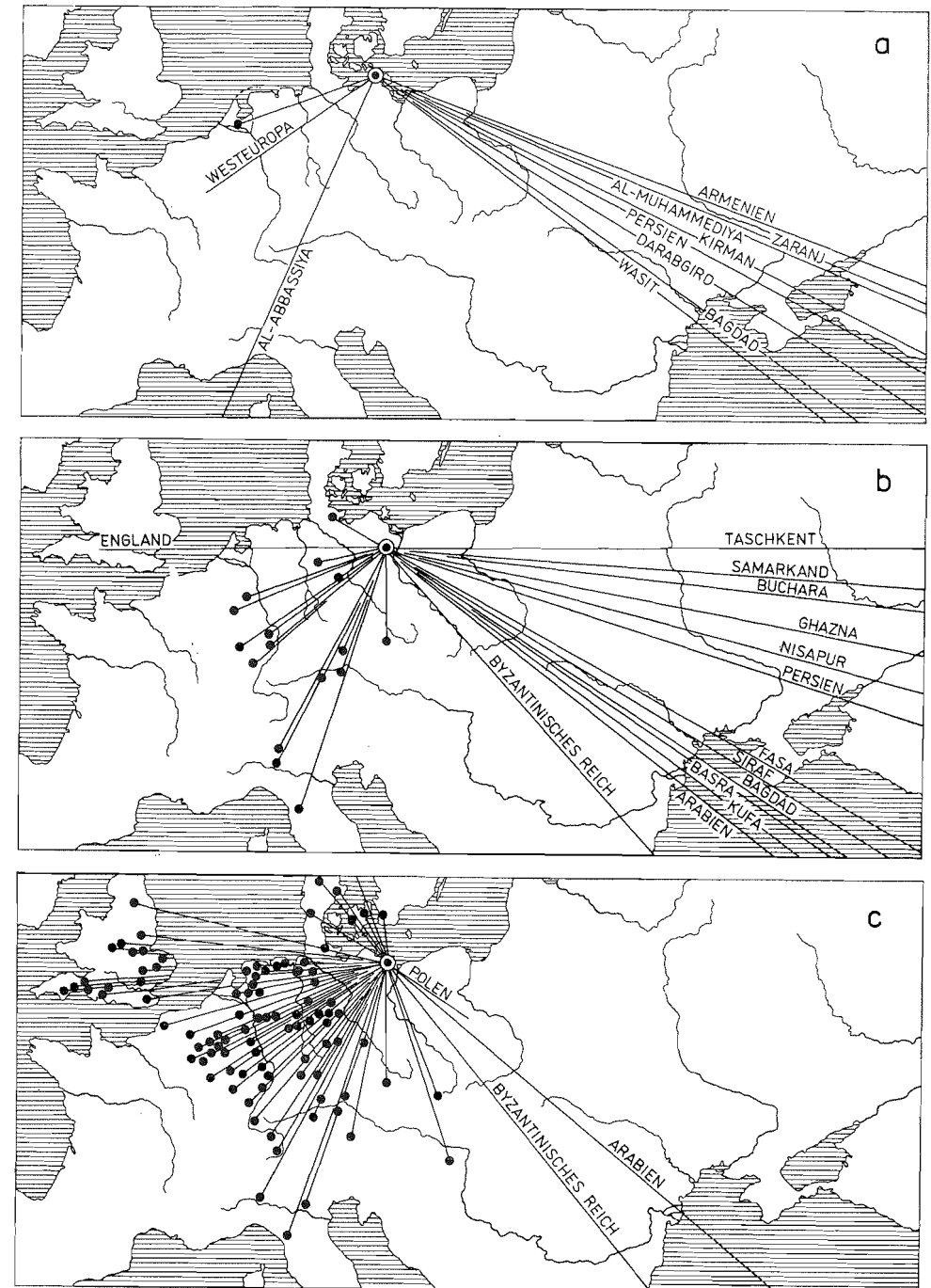


Abb. 50 Unterschiedliche Herkunftsgebiete in drei repräsentativen Schatzfunden des 9. bis 11. Jh.: a) Hacksilberfund von Prerow, Kr. Ribnitz-Damgarten. Anfang 9. Jh.; b) Hacksilberfund von Prenzlau-Alexanderhof. 10. Jh.; c) Hacksilberfund von Usedom-Voßberg, Kr. Wolgast. 11. Jh.

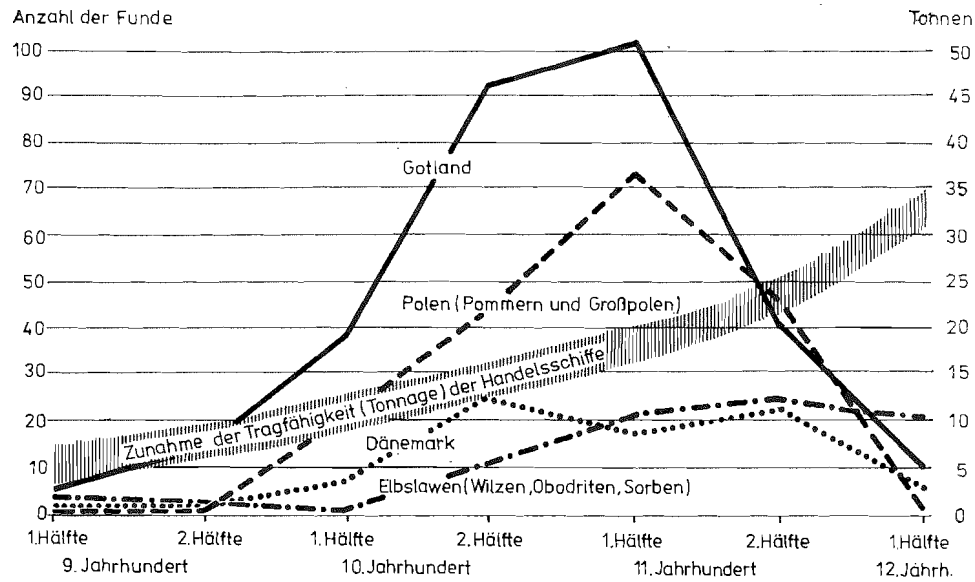


Abb. 51 Das Anwachsen der Schiffstonnage im Ostseeverkehr und die Häufigkeit von Silberschatzfunden in ausgewählten Gebieten.

fanden sich Gußformen für derartige Silberbarren. Bei jedem Kauf- und Verkaufsakt mußten daher kleine Silberwaagen zur Hand sein (Abb. 52).

Zur Waage gehörten entsprechende Gewichte. Zumeist waren sie kugelförmig, hatten abgeplattete Pole und auf den Polen Punkte. Damit dem Gewicht nichts abgezwaht oder zugefügt werden konnte, bestanden diese Gewichte in der Regel aus einem Eisenkern und einem Mantel aus Bronze. Die Punkte auf den Polen gaben an, wie schwer das Gewicht war. Es ist nicht vollständig geklärt, welche Einheit diesen Gewichten zugrunde lag. In den einzelnen Gebieten waren anscheinend verschiedene Gewichtssysteme verbreitet. Noch um 1124 ließ sich der Obodritenfürst Heinrich das den Ranen abgeforderte Lösegeld auf einer „Waage mit schwerstem Gewicht“ aus ihrem „Staatschatz und was irgend in den Familien an Gold und Silber vorhanden war“, zuwiegen.¹⁴⁸ In Zirzipanien war in jungslawischer Zeit eine Gewichtsreihe in Gebrauch, deren Einheiten etwa 7 g, 14 g, 21 g, 28 g betragen. Diese Gewichte sind auch in Schwedt/Oder gefunden worden. Dort gab es jedoch auch Gewichte, bei denen auf jeden Punkt etwa 9 g entfallen (9 g, 18 g, 27 g, 36 g).

d) Anfänge der Münzprägung

Während die Herrscher in Polen und Böhmen bereits im 10./11. Jh. Münzen prägen ließen, kam es in dem hier behandelten Gebiet erst Anfang des 12. Jh. zu ersten Münzprägungen in großen Zentren.¹⁴⁹ In Alt Lübeck ließ der Obodritenfürst Heinrich Münzen schlagen. Die Münzen schlossen sich in Form und Gewicht an niederelbische Agrippiner, aber in noch größerem Umfang an die Pfennige des Dänenkönigs Niels (1103–1134) an. Diese Münzen zeigen auf der Vorderseite eine Mauer mit Turm, auf der Rückseite ein Doppelfadenkreuz.¹⁵⁰

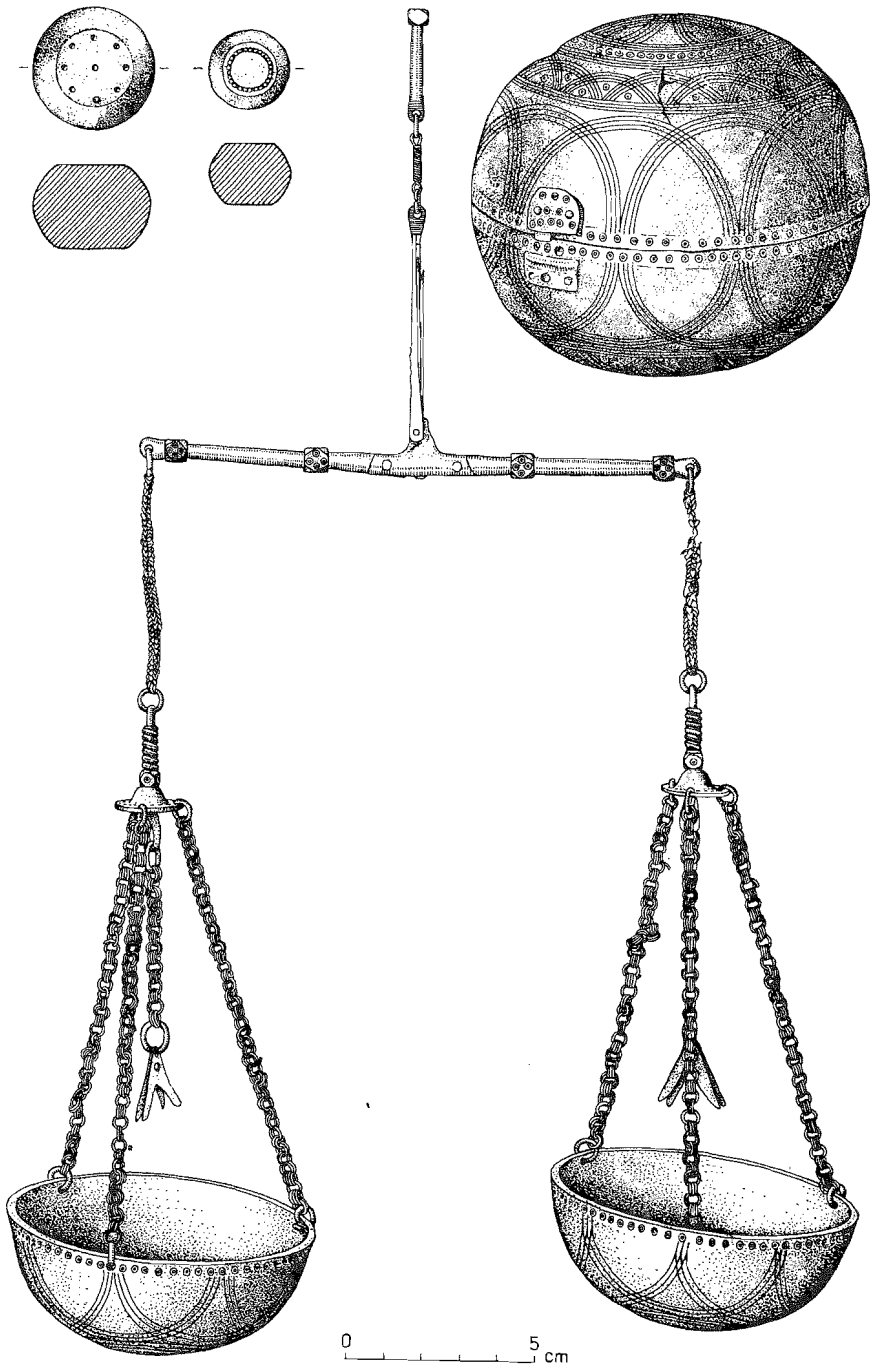


Abb. 52 Bronzene Waage mit Gewichten und Verwahrkapsel aus Bergen, Kr. Rügen. 11./12. Jh.

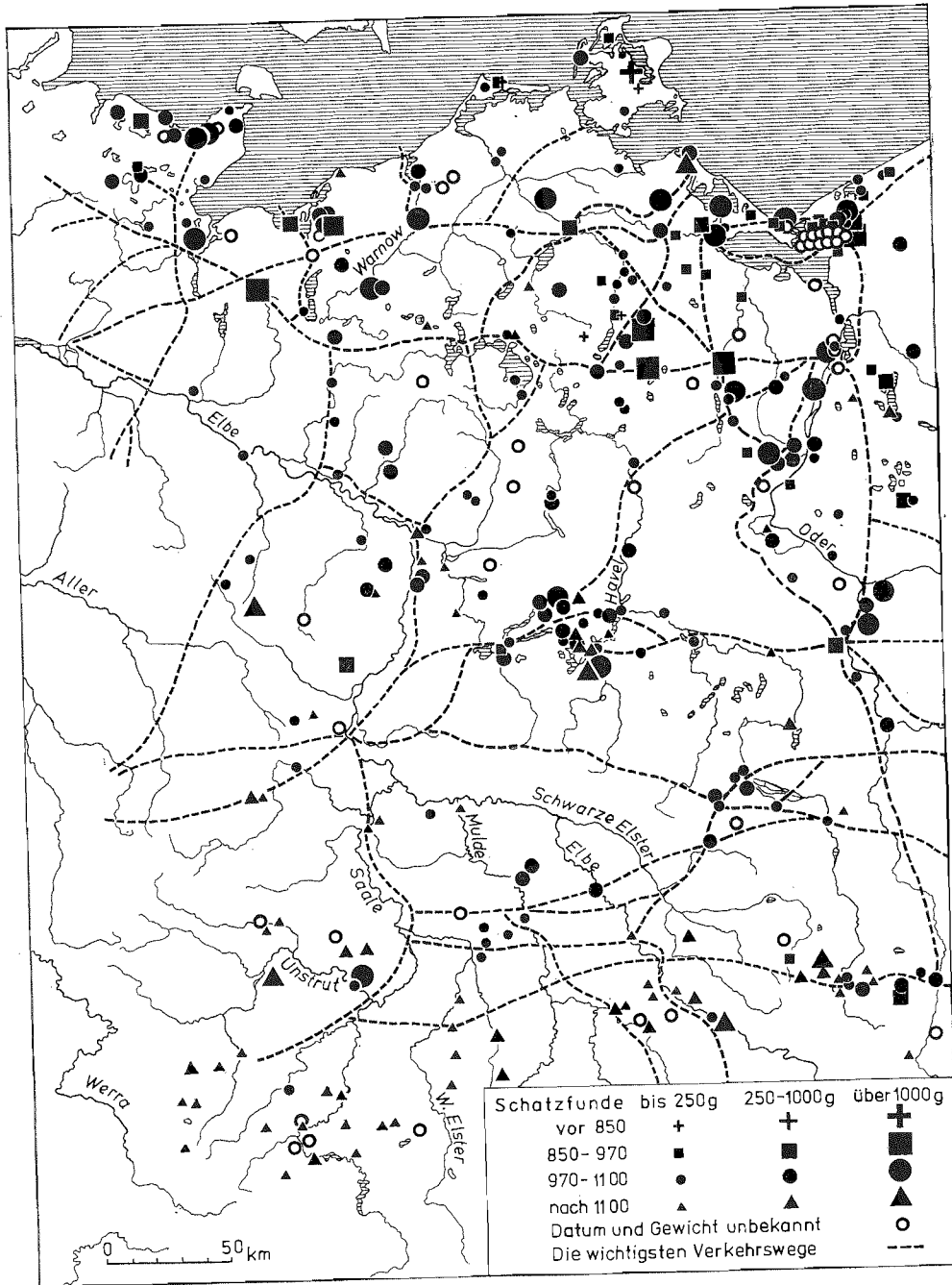


Abb. 53 Schatzfunde und Verkehrswege.

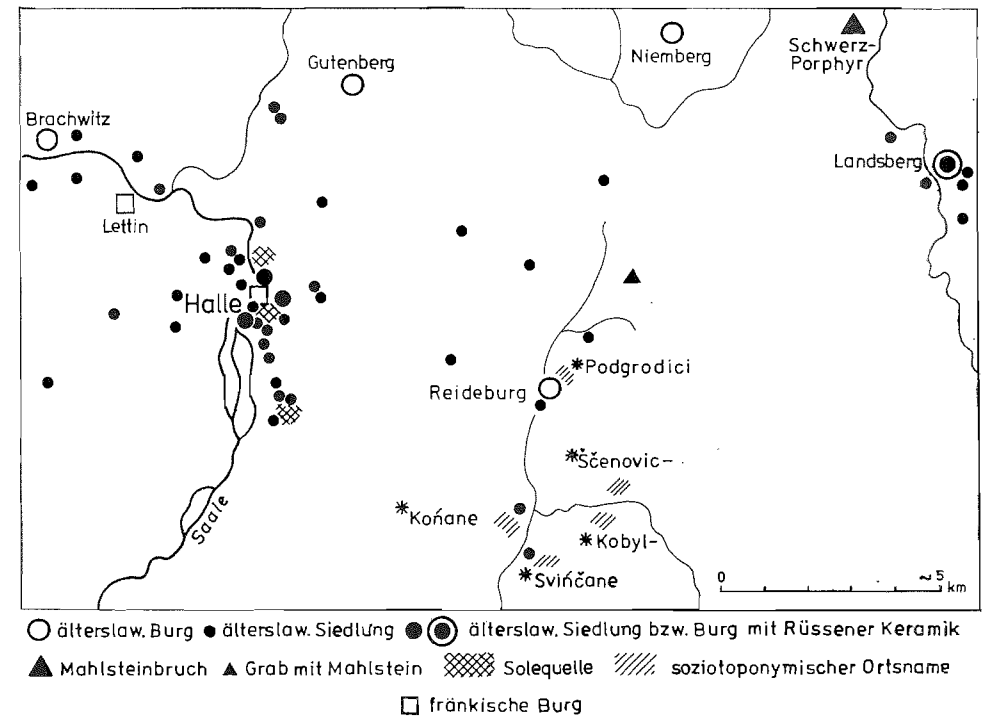


Abb. 54 Solequellen und die Ausdehnung der slawischen Besiedlung in der Umgebung von Halle.

Die Eisengewinnung und -verarbeitung beruhte auf dem Raseneisenerz, das fast im ganzen Land vorhanden war. Es wurde überall ausgebeutet, ohne daß sich besonders hervorragende Zentren entwickelten. Eisen und Eisengeräte erlangten daher höchstens im lokalen Handel und zeitweilig überregional als Ware Bedeutung (Abb. 33; 47).

Dagegen wurden Mahlsteine in den Fernhandel einbezogen.¹⁵⁶ In den Burgen von Alt Lübeck, Oldenburg, Hammer, Müßen, Basedow (alle in Holstein) und in Gahro und Neuzelle (Niederlausitz) fanden sich Drehmühlen aus rheinischer Basaltlava. Im Rheinland waren bei Mayen seit der Römerzeit Mahlsteinbrüche in Betrieb. Diese Mahlsteine wurden im frühen Mittelalter zu wichtigen Handelsprodukten im Nord- und Ostseegebiet. Andere Mahlsteinbrüche lagen bei Crawinkel in Thüringen. In den slawischen Burgen von Möllendorf, Kr. Finsterwalde, und Phöben, Kr. Potsdam, sind Drehmühlen aus Crawinkel gefunden worden. Darüber hinaus gab es aber seit dem 8./9. Jh. die Mahlsteinbrüche im Rochlitz-Mügelner Porphyrgbiet, die von Daleminzern oder Chutici betrieben wurden. Vorerst sind Drehmühlen von dort nur in Tornow und Vorberg in der Niederlausitz nachgewiesen. Auch das Hallenser Porphyrgbiet lieferte Mahlsteine, ebenso die Gegend um Altenburg. Sie gelangten u. a. bis in die Burgen von Potsdam und Phöben. Zum überwiegenden Teil sind die Drehmühlenfunde nicht auf ihre Herkunft untersucht worden. Wo dies geschah, erwiesen sich die aus den Burgen in der Regel als importiert. Selbst die Mahlsteine in der frühslawischen Siedlung von Dessau-Mosigkau waren bereits aus ausgewähltem Material, dem Grauwackensandstein, hergestellt. Der nächstgelegene Ort, an dem das Mineral ansteht,

liegt 20–25 km von Mosigkau entfernt bei Paschleben, Kr. Köthen. In Ringfurth, Kr. Tangerhütte, fand sich der Rest eines Mahlsteins, verbaut in einem Ofen der Siedlung des 9./10. Jh. Der Mahlstein war aus dem Tuff des mehr als 40 km entfernten Rotliegenden von Veltheimsburg (Alvensleben), Kr. Haldensleben, hergestellt. Weitere Steinbrüche lagen in der Oberlausitz und in Paditz bei Altenburg (vgl. Kap. II.7h).¹⁵⁷

Die Drehmühle als Produktionsinstrument scheint also ein bedeutsames Handelsprodukt gewesen zu sein (Abb. 55). Die Unhandlichkeit und das verhältnismäßig hohe Gewicht wurden vom Handelstransport offenbar ohne größere Schwierigkeiten bewältigt. Ob aus den Mahlsteinbrüchen in Daleminze und Chutici auch Gebiete Thüringens mit Drehmühlen versorgt wurden, ist bisher nicht bekannt, ebenso fehlen Untersuchungen über die Verbreitung von Mahlsteinen aus dem Slezka-Gebiet in Niederschlesien. Dort wurden seit dem 6./7. Jh. Drehmühlen gewerblich hergestellt.¹⁵⁸

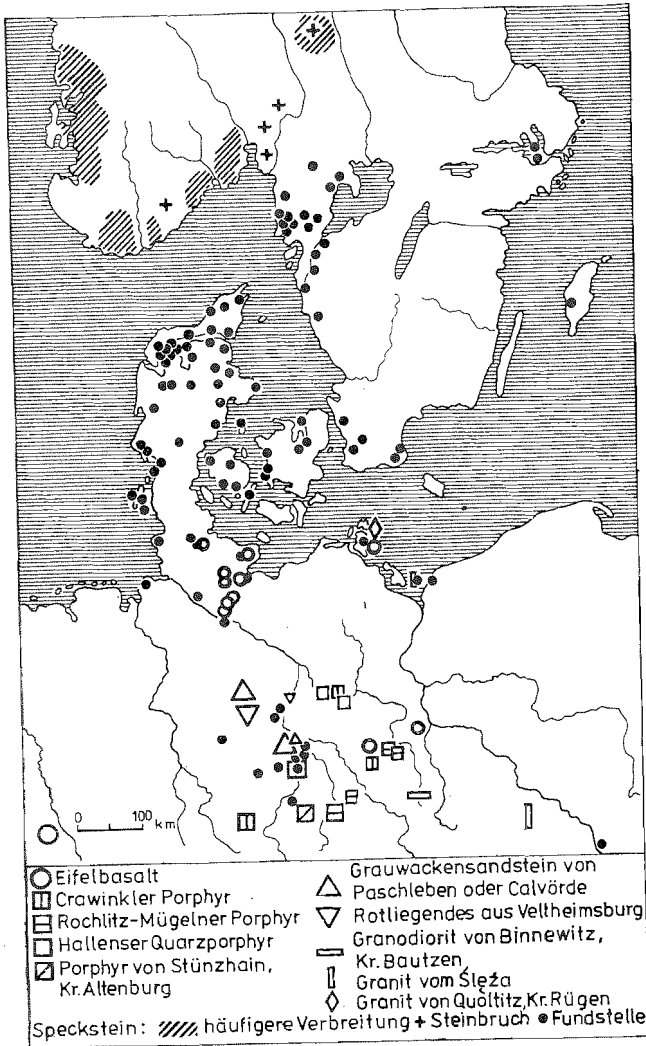


Abb. 55 Herkunft und Verbreitung importierter Mahl- und Specksteine. Die kleinen Signaturen bezeichnen die Fundstellen von Mahlsteinen; die großen Signaturen geben deren Herkunftsgebiet an.

Der Umfang des Honig- und Wachshandels ist noch schwieriger nachzuweisen als der Handel mit Mahlsteinen. Das häufige Auftreten slawischer Tongefäße in den ostseebenen skandinavischen Gebieten und auf den von Dänen und Schweden besiedelten Inseln läßt sich möglicherweise auf Honig- oder Wachsimport zurückführen, dem die Keramik als Verpackung diente. Tongefäße des Feldberger und Fresendorfer Typs gelangten selbst bis zu den ostslawischen Handelsorten Staraja Ladoga, Nowgorod, Pskow, Isborsk, ohne daß der Zweck, zu dem diese Gefäße genutzt und dorthin gebracht wurden, bisher bekannt ist. Von manchen sowjetischen Forschern wird sogar angenommen, daß diese Tongefäße bei der Übersiedlung von Menschen aus den Gebieten an der Odermündung in die ostslawischen Zentren mitgenommen wurden.¹⁵⁹

Eingeführt wurden außer den bereits genannten Mahlsteinen Luxusartikel aus Ost und West. Bisher fanden sich dauerhafte Produkte, wie Spinnwirtel aus Owrutscher Schiefer (Arensberg, Kr. Fürstenwalde, Schwedt an der Oder, Ralswiek auf Rügen, Warder, Kr. Seegeberg), glasierte Töneier (Weisdin, Kr. Neustrelitz, Brandenburg-Neuendorf, Görke, Kr. Anklam), beides Produkte der Kiewer Rus.¹⁶⁰ Vielfältige Schmuckstücke aus Silber und Bronze wurden wohl ebenfalls in großem Umfang importiert. Unter den Schmucksachen bedarf es jedoch noch der klaren Trennung zwischen Einfuhrgut und einheimischem Schmuck. Als Schmuck und vielleicht auch als Zahlungsmittel spielten Perlen aus Glas und Bernstein, vor allem aber aus Halbedelstein, eine größere Rolle. In den reichen Frauengräbern von Espenfeld bei Arnstadt fand man z. B. Perlen aus Bergkristall und Karneol in ganzen Ketten (Taf. 64). Weniger reiche Frauen hatten nur acht bis zehn Perlen, arm ausgestattete Gräber enthielten nur wenige Perlen oder einen Fingerring. Derartige Perlen aus Halbedelstein sind importiert worden. Sie kamen in den westslawischen Gebieten häufiger vor, ihr Ausgangsgebiet lag jedoch in der Kiewer Rus und im nördlichen Kaukasusgebiet.¹⁶¹ Die Funktion der Perlen als Wertmesser erklärt sich auch daraus, daß sie in Schätzen auftreten. Der Schatz von Potsdam, Hermannswerder, aus dem 11. Jh. enthielt beispielsweise etwa 70 Münzen, 58 Perlen aus Karneol, Bergkristall und Glas sowie 21 Stücke Rohbernstein.¹⁶² In vier von den ungefähr 200 Schatzfunden unseres Gebietes lagen derartige Perlen aus Halbedelstein.

Auch unter dem Metallschmuck gibt es Stücke, die in anderen Ländern hergestellt wurden, wie skandinavische Vogelfibeln des 7. Jh., bekannt aus Verchen und Schönfeld, Kr. Demmin (Abb. 56).¹⁶³ Gürtelgarnituren, Schnallen, Riemenzungen, Applikationen und Fibeln nordwesteuropäischer Herkunft stammen aus den Siedlungen des 9. Jh. in Menzlin, Arkona, Ralswiek und Oldenburg (Taf. 30; 33). Zahlreich ist Schmuck skandinavischer oder dänischer Ursprungs, vor allem Fibeln verschiedener Formen, prachtvolle Schalenspannen, Anhänger aus Gold und Silber in Form von Schmuckscheiben und Amuletten. In Ralswiek verfügte ein dort verstorbener Einwohner über ein Kästchen mit goldenem Scharnier, wie es in Schweden hergestellt wurde.¹⁶⁴ Schmuck kam auch aus den baltischen und finnougriechischen Gebieten ins Land (Taf. 33; Abb. 57).¹⁶⁵ In der Regel ist jedoch kaum zu entscheiden, ob diese Stücke Handelsware, Raubgut oder Gastgeschenke waren bzw. ob sie von Reisenden oder Zuwanderern als eigener Schmuck getragen wurden. Auf jeden Fall geben jedoch solche Gegenstände die Weite der Verbindungen an.¹⁶⁶

Im Küstengebiet wurden Specksteingefäße verwendet. Aus den Scherben solcher Gefäße stellte man teilweise Gußformen für Silberbarren her (Taf. 30). Speckstein ist ein Magnesiumsilikat, das sich in bergfrischem Zustand leicht schneiden läßt; es steht

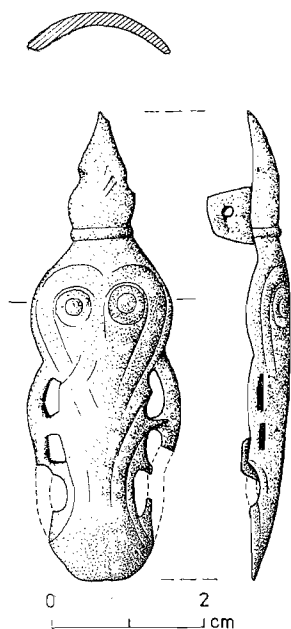


Abb. 56 Bronzene Vogelfibel skandinavischen Typs von Schönfeld, Kr. Demmin. 7./8. Jh.

in Westschweden und Norwegen an. Dort sind auch Steinbrüche aus der Wikingerzeit bekannt. Im Kleingewerbe gewonnen, wurden die Specksteingefäße an Sammelplätzen, wie Kaupang in Südnorwegen, auf Schiffe verladen. Jütland und die dänischen Inseln waren außer Norwegen Hauptabnehmer; auf dem Handelsplatz Haithabu südlich Schleswig fand sich eine Vielzahl von Bruchstücken dieser Specksteinschalen. Sie gelangten bis nach Alt Lübeck, Ralswiek auf Rügen und Wolin an der Odermündung.¹⁶⁷ Ebenso wie die Mahlsteine von einem leistungsfähigen Handel über Land zeugen, sind die Specksteingefäße Beweise des Seehandels. Außer Schalen handelte man auch Spinnwirtel aus Speckstein; diese sind bisher vor allem im Elbegebiet nachgewiesen (Abb. 55).¹⁶⁸

Vereinzelt kommt auch kostbare, geschmackvolle Keramik vor, die in Friesland bzw. im unteren Rheingebiet hergestellt wurde. Dazu gehören Reste von grauglänzenden, mit Einglätungen versehenen Friesenkannen und Badorfer Gefäße aus Ralswiek und Menzlin.¹⁶⁹

Neben diesen dauerhaften Produkten wurde eine Vielzahl anderer Güter eingeführt. In Opole in Polen fand sich in Schichten des 11. Jh. Seide, die aus China oder Japan stammte. Mit dem Import von Tuch aus Friesland ist ebenfalls – zumindest im Küstengebiet – zu rechnen. Nach der isländischen Knyttlingasaga soll der Tempelschatz von Arkona 1168 Gold und Silber, Silbergefäße, kostbare Waffen, Atlas, Seide und bunte Teppiche enthalten haben.¹⁷⁰

Von Bedeutung war sicherlich der Waffenhandel. Waffen und Brünnen wurden aus dem Frankenreich in die slawischen Gebiete verhandelt. Karl der Große erließ mehrfach, so auch im Jahre 805 Verbote dagegen. Manche der Schwerter mit skandinavischen Knaufformen (vgl. Kap. V.2) mögen über das Ostseegebiet eingeführt worden sein. Eine erhebliche Zahl davon geht wahrscheinlich auf Beute oder Kriegsverluste zurück.

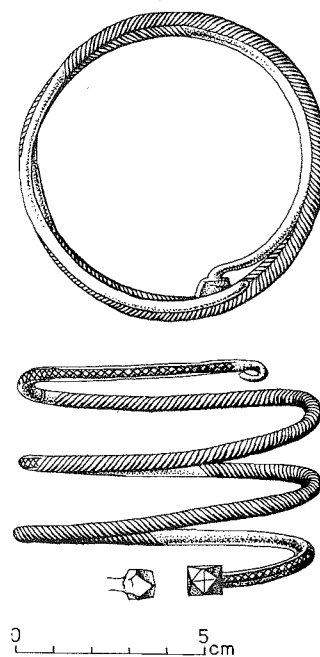


Abb. 57 Silberne Armspirale von Schwerinsburg, Kr. Anklam. 9./10. Jh.

Eine große Rolle spielte der Menschenhandel. Seit dem 10. Jh. häuften sich die Nachrichten über den Kauf und Verkauf von Sklaven und Kriegsgefangenen. Im 10. Jh. hatten Milzener, Lusizer, Daleminzer und Nisanen bereits einen Sklavenzehnt zu zahlen.¹⁷¹ Schon im 9. Jh. wurde im Ostseegebiet mit Sklaven gehandelt. Bischof Ansgar kaufte dänische und slawische junge Männer auf, um sie zu Christen zu erziehen und als Missionare auszuschicken.¹⁷² Ein Sklave kostete in dieser Zeit ungefähr so viel wie ein Pferd – 300 g Silber. Der Raub von Menschen war in den Stammeskriegen ein wichtiges Kriegsziel. Geld, Geiseln und Gefangene führten die siegreichen Obodriten, Redarier, Dänen und Sachsen um 1057 nach dem Sieg über die Zirzipanen fort.¹⁷³ Der Sohn des Obodritenfürsten Heinrich, Mstislav, überfiel um 1100 die Linonen und schleppte viele Gefangene weg.¹⁷⁴ Um 1128 teilten die Pomoranen nach den erfolgreichen Kriegszügen gegen die Lutizen Geld, Kleider, Vieh und Gefangene unter die Krieger auf.¹⁷⁵ Die Obodriten, die um 1170 während des Einfalles Heinrichs des Löwen in das obodritische Gebiet zu den Pomoranen flohen, wurden von diesen aufgegriffen und ohne Erbarmen als Sklaven an Polen, Tschechen und Sorben verkauft.¹⁷⁶ 1168 sollen an einem Markttag in Mecklenburg bei Wismar 700 gefangene Dänen zum Kauf gestanden haben.¹⁷⁷

Die Nachrichten über den Menschenhandel sind außerordentlich zahlreich – wohl eine Widerspiegelung seiner großen Bedeutung. Kaufmannskarawanen, die das Gebiet durchzogen, scheinen sich nicht nur auf den Aufkauf von Menschen beschränkt zu haben, sondern raubten diese, wo es anging, und führten sie mit sich fort. Es wird angenommen, daß Sklavenhandel und Sklavenraub im 9./10. Jh. ein Hauptziel der von Magdeburg und anderen fränkischen und deutschen Handelsorten ausziehenden Kaufmannskarawanen gewesen ist.¹⁷⁸ Zusammen mit den Kriegszügen wirkten sich Menschenhandel und Menschenraub für manche Gebiete verheerend aus.

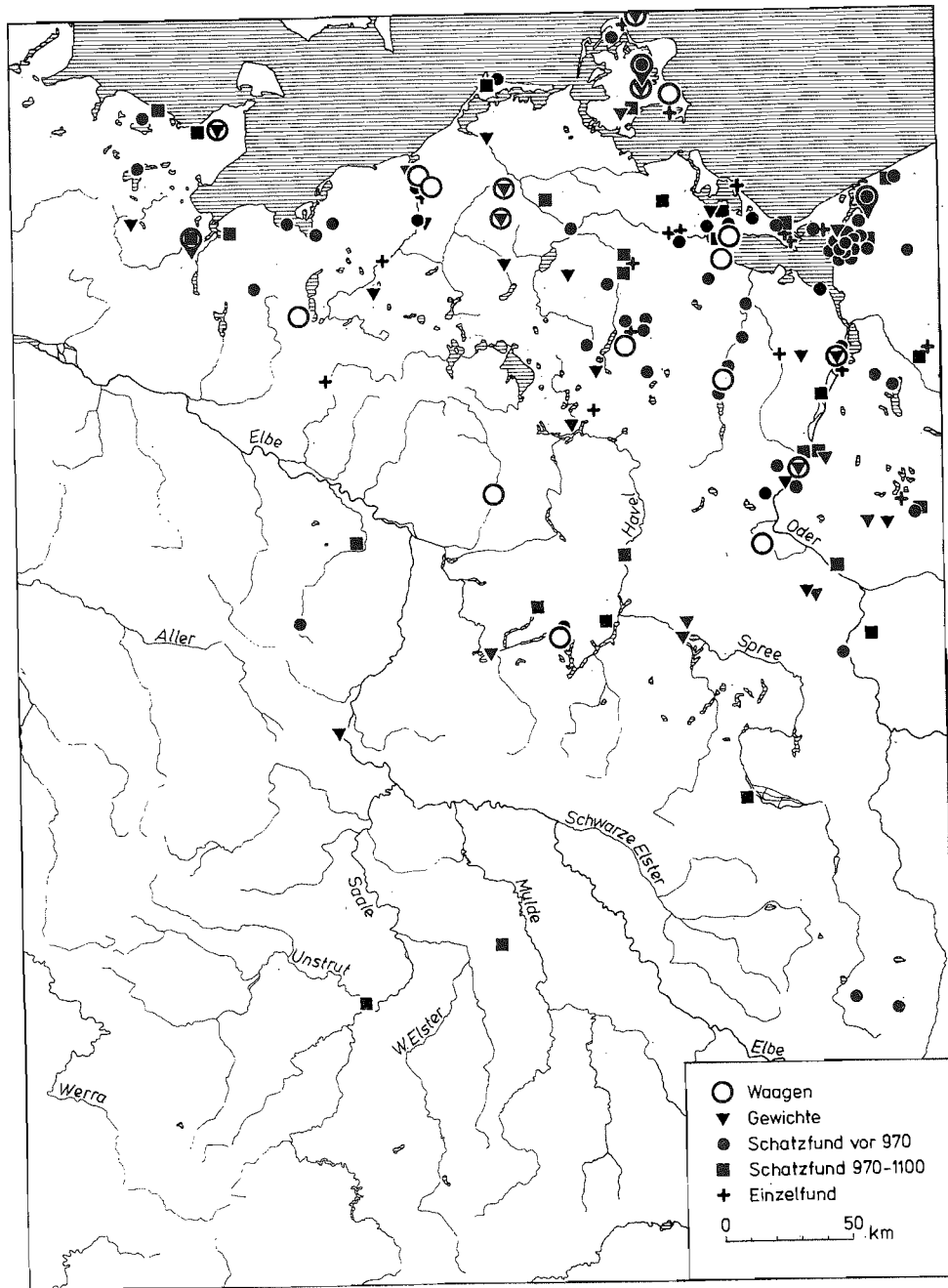


Abb. 58 Verbreitung von arabischen Münzen, Waagen und Gewichten.

berschatz gefunden, der einem dort in der Mitte des 9. Jh. ansässigen Kaufmann gehörte. Der Schatz war bei herannahender Gefahr in einem Weidenkorb neben dem Ofen vergraben worden. Die Asche des Ofens überdeckte das Versteck; die Siedlung brannte nieder und der Schatz blieb unter dem Hausschutt in der Erde. Der Kaufmann ist also entweder getötet oder verschleppt worden. Dieser Schatz hatte einen sehr hohen Wert (oben Tabelle S. 134). Er bezeugt zudem die unmittelbare Verbindung zum Wolgagebiet (Taf. 28; Abb. 48). Der Kaufmann bewohnte ein Gehöft mit Wirtschaftsgebäuden, Speichern und Werkplätzen, u. a. zur Kammerherstellung, zur Edelmetallverarbeitung, und einer Schmiede. Außerdem gehörte zum Grundstück ein Landeplatz am Ralswicker See. Neben dem Kaufmannshaus 157/16 gab es weitere Gehöfte von Händlern (Abb. 120).¹⁹¹ Sowohl in Ralswiek als auch in Menzlin waren nach den Ergebnissen der archäologischen Ausgrabungen vor allem in den dazugehörigen Gräberfeldern auch fremde, überwiegend skandinavische Kaufleute ansässig. Während in Ralswiek und wohl auch in Menzlin Werkstätten an den Gehöften von Fernhändlern lagen, waren in den Burg- und Vorburgsiedlungen solche Werkstätten offenbar Bestandteil der lokalen Versorgungsorganisation, ohne daß Einzelheiten über die sozialökonomische Stellung der Handwerker und über die Verbreitung ihrer Produkte überliefert oder zu erschließen sind. In Groß Raden, Kr. Sternberg, beispielsweise war die Zentralsiedlung einer Siedlungskammer streng gegliedert. Haus stand neben Haus. In ihnen lebten u. a. Zimmerleute, Stellmacher, Töpfer, Schmiede, Drechsler, Buntmetallschmiede, Gerber und Schuhmacher. Diese Menschen und deren Familien wurden mit landwirtschaftlichen Produkten versorgt, wahrscheinlich in direktem Austausch gegen ihre Arbeitsprodukte.¹⁹² In größerem Umfang scheinen Kaufleute im 12. Jh. in Alt Lübeck, Brandenburg und an dem einen oder anderen Ort ansässig geworden zu sein. Auf Rügen kam im 12. Jh. jeweils im November eine große Menge von Handelsleuten zusammen, um Heringe einzukaufen.¹⁹³ Aufgrund der schriftlichen Quellen entsteht der Eindruck, daß diese spezialisierten Fernhändler bis in das 12. Jh. hinein selten der einheimischen slawischen Gesellschaft entstammten.

Ein anderer Typ des Fernhändlers ging wohl aus der slawischen Oberschicht hervor. In den frühstädtischen Siedlungen Wolin, Szczecin, Kołobrzeg lag der Handel in den Händen der Stadtoligarchie. Es gab also eine handeltreibende Adelschicht. Aus ihr kamen gewiß auch die Händler, die das Diederhofener Kapitular 805 voraussetzt. In den Burgen dieser Schicht finden sich daher häufig Waagen und Gewichte. In der Burg Schwedt an der Oder sind 17 Gewichte und 2 Waagenreste geborgen worden. Gewichte und Waagenreste lagen u. a. in Behren-Lübchin, Neu Nieköhr, Teterow, Alt Lübeck (Abb. 58).

Bis zur Mitte des 12. Jh. sind Handel und Marktverkehr – abgesehen von den wenigen Seehandelsplätzen (S. 269 ff.) – ausschließlich in Verbindung mit den politischen Mittelpunkten des Landes, vor allem mit den Sitzen der Fürsten und des Hochadels, überliefert. Erst in der zweiten Hälfte des 12. Jh., im Zusammenhang mit Klostergründungen entstanden Märkte auch außerhalb dieser Zentren.

Die Märkte wurden wohl periodisch abgehalten, verbunden mit besonderen gesellschaftlichen Ereignissen und Zusammenkünften oder bestimmten Einschnitten im Produktionsrhythmus. Auch darf als sicher vorausgesetzt werden, daß die Fernhändler, sofern sie begehrte Waren anboten, jederzeit in den Burgen der Oberschicht und auf den Lokalmärkten willkommen waren. Spätestens im 12. Jh. kam es zur Herausbildung von Wochenmärkten.¹⁹⁴

h) Handels- und Verkehrswege

Austausch und Handel, oftmals mit unhandlichen und schweren Produkten, setzten das Bestehen oder die Entwicklung eines entsprechenden Wegenetzes voraus. Spuren davon lassen sich in der Überlieferung der schriftlichen Quellen, ergänzt von den archäologischen Funden, nachweisen.¹⁹⁵ Das Netz der Handelswege wurde durch zwei Grundbedingungen geformt: erstens durch die Notwendigkeit, große wirtschaftliche Zentren zu verbinden. Dadurch wurden die allgemeinen Richtungen der Wege und die Knotenpunkte des Netzes bestimmt. Zweitens hing der Verlauf der Wege entscheidend von der Landesbeschaffenheit ab. Gebirgspässe mußten benutzt, Täler und günstige Furten im Verlauf der Flüsse und Niederungen des Nordens gebührend berücksichtigt werden.

Die Handels- und Verkehrswege nahmen mehrere Hauptrichtungen (Abb. 53). Zwei große und seit alters bedeutsame Wege verliefen in Nord-Süd-Richtung. Die Oder und eine ihr parallele Talrandstraße führten den Verkehr, der aus dem Donaubecken durch die Mährische Pforte kam, bis zur Odermündung. Bei Guben etwa überschritt diese Straße die Neiße, folgte dann der Oder auf dem westlichen Talrand, überquerte bei Oderberg die Finowniederung und verzweigte sich nördlich von Schwedt. Der östliche Zug folgte der Oder bis Szczecin, der westliche ging zur Peenemündung, nach Usedom, Wolgast und zur Küste. Im Westen verband eine Straße Prag mit dem mittleren und unteren Elbegebiet. Sie führte von Prag über Most und das Erzgebirge zum oberen Muldetal oder von Prag über Ústí nad Labem, den Kulm-Nollendorfer Paß in das Elbtal, berührte Wurzen, Merseburg, Halle, Magdeburg, folgte dann dem Elbtal im Westen oder ging östlich der Elbe über die Lewitzniederung und Schwerin zum obodritischen Hauptort Mecklenburg (Reric) und zur Küste der Ostsee. Bei Most und in der Lewitzniederung gab es Dämme und Brücken im Verlauf dieser Straße. Sie werden uns von dem bereits erwähnten jüdischen Kaufmann Ibrahim ibn Jacub, der 965 diesen Weg zwischen Prag und Mecklenburg streckenweise benutzte, geschildert.¹⁹⁶

Südwestlich von Parchim – etwa im Verlauf dieser Straße gelegen – sind unlängst Brückenreste und Bohlendämme an einem alten Eldeübergang entdeckt worden. Dort, wo die Brücke auf die Siedlung südlich der Elde traf, lag ein Zollhaus. Funde von Gewichten in dem auf der Straßenseite offenen Gebäude weisen darauf hin, daß hier die Waren sehr genau gewogen und taxiert wurden. Diese Zollstelle – die erste bisher archäologisch nachgewiesene – bestand im 11./12. Jh.¹⁹⁷ Ob sie ältere Vorläufer hatte, ist noch nicht sicher (Taf. 47; Abb. 127).

Für den Handelsverkehr zwischen den westslawischen Gebieten und dem Donaubecken kam diesen Straßen mit ihren Varianten große Bedeutung zu.

Von besonderer Wichtigkeit waren auch die Straßen, die das Land in westöstlicher Richtung durchzogen. Sie hatten zum großen Teil transeuropäischen Charakter. Im Süden gelangte man vom Rheinland über Frankfurt–Erfurt–Riesa–Bautzen–Görlitz–Wrocław–Kraków nach Kiew. Bereits im 9. Jh. berichtete der arabische Geograph Ibn Khordadbeh über einen Handelsweg, der von Spanien durch das Land der Franken und Slawen nach Itil im Chasarenreich führte. Von dort kam man nach Zentralasien und China; der Verlauf dieses Weges ist nicht im einzelnen bekannt. Der Handelsweg berührte Verdun und wohl Mainz im Westen, Kiew und vermutlich Kraków im Osten. Wahrscheinlich stellte die Straße Mainz–Erfurt–Bautzen–Görlitz–Wrocław–

Kraków einen mindestens zeitweise benutzten Abschnitt dieses intereuropäischen oder interkontinentalen Handelsweges dar. Die Verbreitung von arabischen Münzen in der Lausitz sowie in Mittelschlesien und von Gegenständen russischer Herkunft, wie einer Tonlampe (Taf. 50), scheint für diese Annahme zu sprechen (Abb. 53).

Aus der Gegend von Halle und Merseburg ging eine Straße durch die Niederlausitz in Richtung Krosno–Poznań. In der Niederlausitz schnitt sie sich mit der Straße Magdeburg–Wrocław–Kraków–Kiew; eine bedeutsame Straße führte von Magdeburg nach Brandenburg, von dort über Köpenick und Lebus nach Poznań oder über das Havelland und die Uckermark nach Szczecin und weiter in die pommerschen und baltischen Gebiete.

Eine weitere Straße verlief von Magdeburg über Havelberg und das Müritzgebiet nach Demmin. Im Norden war die bedeutendste Straße die von Schleswig und dem unteren Elbegebiet über Mecklenburg–Werle–Lüchow–Dargun–Demmin–Usedom nach Wolin. Im 11. Jh. benötigte man zur Bewältigung dieses Weges von der Elbe zur Odermündung etwa sieben Tage. Von diesen großen Straßen gingen kleinere ab, es gab Verzweigungen und Verbindungen untereinander. Einige verliefen auf uralten Verbindungsrouten, die seit der Bronzezeit offenbar nicht in Vergessenheit geraten waren. Dazu gehörten die Oder- und Elbstraße, die Hohe Straße über Bautzen, die Straßen von Magdeburg nach Poznań, die Straße von Magdeburg zur Peenemündung und von Magdeburg nach Schlesien. Seit der Zeit der frühesten slawischen Besiedlung des Landes im 6. und 7. Jh. sind diese benutzt worden; sie waren teilweise wohl Leitlinien dieser Besiedlung und Linien frühen fränkischen Handels.¹⁹⁸

Im Westen werden 805 die Grenzpunkte erwähnt, an denen diese Straßen vom fränkischen in das slawische Gebiet hinüberführten, wie in Bardowick bei Lüneburg, Schezla, Magdeburg, Erfurt, Hallstadt bei Bamberg, Forchheim in Bayern und Lorch in Österreich.¹⁹⁹ Von großer Bedeutung für den Handelsweg, der vom fränkischen Reich bzw. Bayern durch das Donautal nach Osten führte, waren die in der Zollordnung von Raffelstetten genannten Zollstellen und Handelsplätze bei Linz, Ebersburg und Mautern (vgl. Kap. I.7).²⁰⁰ Während der Jahrhunderte änderte sich zwar der Verlauf dieser Straßen in einzelnen Teilen, im Prinzip jedoch werden diese Verbindungen bis auf den heutigen Tag – jetzt als Autostraßen oder Bahnliesen – benutzt (Abb. 102).

Dort, wo diese Straßen Niederungen und Flüsse überquerten, lagen ihre schwachen Punkte, dort boten sich dem Reisenden Schwierigkeiten, und feindliche Heere konnten aufgehalten werden. Daher sind an diesen Übergangspunkten besondere Anlagen und Sicherungen gebaut worden. Nur einige seien erwähnt. Am Übergang des Ost-Westweges über die Peene befand sich im Westen von Demmin bei Wolkow anscheinend eine Brücke. Bei Guben wurden Dammreste gefunden. Die Lewitz überquerte eine etwa 1,5 km lange Brücke; die Ueckerrinne scheint zunächst bei Potzlow nördlich des Oberueckersees überschritten worden zu sein. Nach der Eroberung dieses Gebietes durch Pommern entstand wohl die Burg im Oberueckersee bei Fergitz. Der Weg wurde verlegt und über eine etwa 2,8 km lange Brücke, die bis 18 m tiefes Wasser überspannte, geführt (Abb. 39; 40; 59). Die Burg inmitten des Sees konnte diesen Verkehr überwachen und aufhalten. Das ist zweifellos ein extremes Beispiel dafür, in welcher Weise die sich bildenden Staaten Einfluß auf die Führung der Verkehrswege nahmen.²⁰¹

An solchen Übergangsstellen lagen oftmals größere wirtschaftliche Zentren, gewichtige Schatzfunde und Waffenfunde kamen zutage. Auch im übrigen Verlauf der

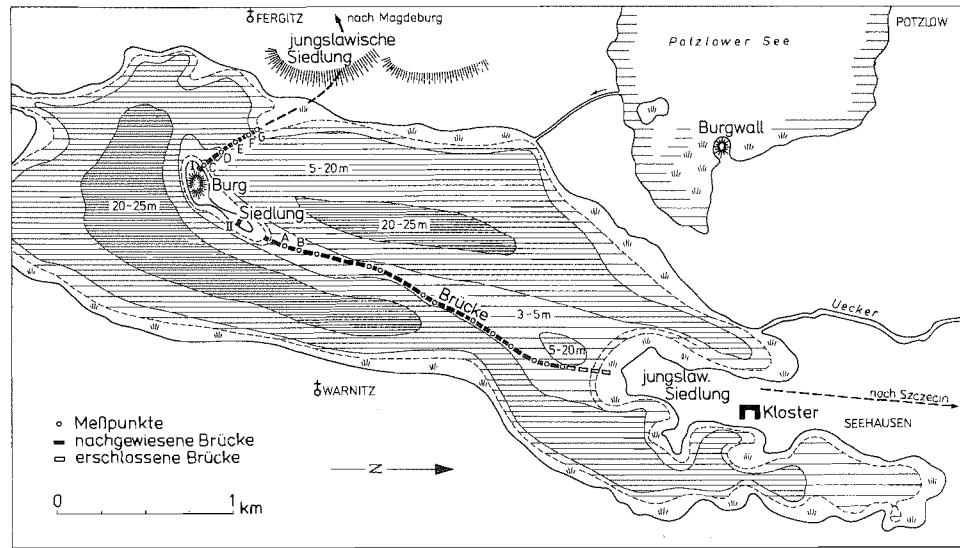


Abb. 59 Verlauf der Brückentrassen im Oberuckersee bei Prenzlau. Vgl. Abb. 39; 40.

Straßen treten Schätze und Importgegenstände gehäuft auf. Zwischen Brandenburg und Potsdam sind neben dieser Straße allein 20 Schatzfunde bekannt geworden.²⁰²

Eine ebenso große oder noch größere Rolle als der Landverkehr spielte der Verkehr auf den Wasserwegen. Wo immer es anging, scheint man den Wasserweg ob der Bequemlichkeit und Sicherheit bevorzugt zu haben. Den ersten Platz nahm der Seeverkehr auf der Ostsee ein. An den Zentren früherer Staaten oder an wichtigen Umschlagorten zwischen See- und Landhandel entstanden daher im Ostseegebiet seit dem 7./8. Jh. Handelsmittelpunkte, die sich im 9./10. Jh. zu großen Handelsmetropolen entwickelten. Kaupang diente dem Handel mit Norwegen, Birka dem mit Schweden und war zugleich Vermittler zwischen Osten, Süden und Westen. Am Ende des großen Weges von Arabien und Byzanz durch Osteuropa und die Kiewer Rus blühten Staraja Ladoga und Nowgorod auf. An der Weichselmündung entstand Truso, an der Odermündung wurde Wolin „die größte von allen Städten, die Europa birgt“.²⁰³ Im Obodritenland ist Reric (an der Wismarer Bucht) mindestens vor 808 in diese Reihe zu stellen.²⁰⁴ Als Mittler zwischen Ost- und Nordseehandel schließlich erreichte seit dem 9. Jh. Haithabu (südlich Schleswig) größte Bedeutung. Dazwischen lagen zahlreiche Orte, die am Fernhandel über die Ostsee beteiligt waren, deren Bedeutung jedoch keineswegs die der genannten Orte erreichte. Vor allem über diese Orte gelangten im 9./10. Jh. Waren aus dem Orient und Okzident in die slawischen Länder zwischen Elbe und Weichsel.²⁰⁵

Ranen, Obodriten, Pomoranen und in beschränktem Ausmaß die Lutizen hatten an diesem Handel über das Meer ebenso Anteil wie Dänen oder Schweden. Es nimmt daher nicht wunder, daß die Seefahrer dieser Stämme einen ausgedehnten, spezifischen Schiffbau entwickelten (vgl. Kap. II.7). Bei Ralswiek auf Rügen ist es in den Jahren 1966 bis 1968 bzw. 1980 gelungen, vier derartige Schiffe aufzufinden (Taf. 34; 44; Abb. 60). Sie waren im 9./10. Jh. außer Dienst gestellt und aus dem Wasser des

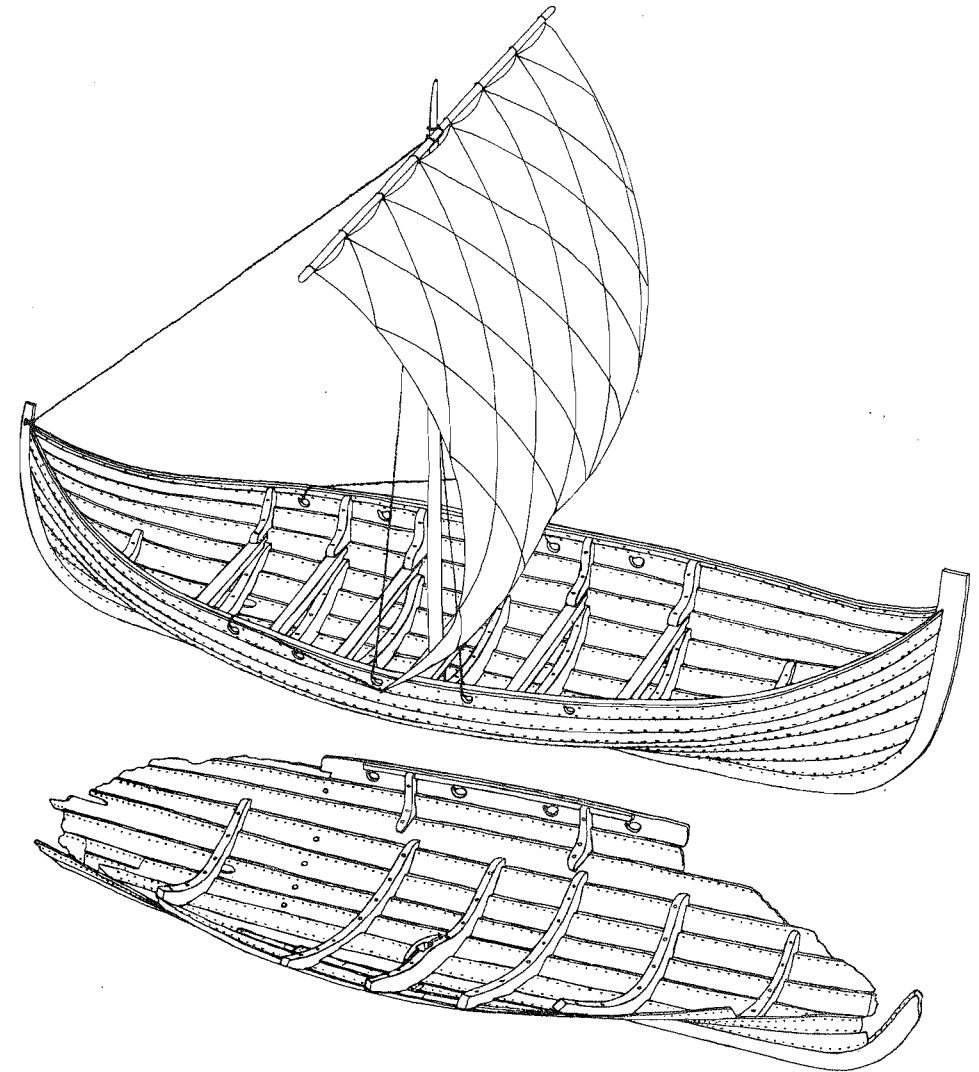


Abb. 60 Rekonstruktionszeichnung eines Segelschiffes von Ralswiek, Kr. Rügen. 9. Jh. Vgl. Taf. 34; 44.

Großen Jasmunder Boddens auf Land gezogen worden. Ein Boot war 13–14 m lang und etwa 3,40 m breit, während das zweite Boot etwa 9,50 m lang und 2,50 m breit war; es wurde von 8 oder 10 Ruderern oder durch Segel bewegt. Solche Schiffe konnten mehrere Tonnen Ware laden.²⁰⁶ Die Ranen transportierten in diesen Booten auch ihre Reitpferde. Zeitweise war die Seefahrt so entwickelt (besonders im 11. und zu Beginn des 12. Jh.), daß die slawischen Küstenstämme weite Teile der Ostsee beherrschten; das gilt insbesondere für die Fehmarnen in Wagrien und die Ranen.

Ebenso wie für die Kaufleute anderer Völker gab es auch für diese Seefahrer kaum eine Grenze zwischen Kaufmannsfahrt und Piraterie. Wo man dem stärkeren oder

gleichstarken Partner begegnete, war man der Kaufmann, der zum Handel bereit war. Traf man auf schwächere Partner, neigte man zu Händeln und Piratenakten, da das kostenlos Waren verschaffte. Auf diese Weise ließen sich wohl slawische Händler, Seefahrer und Piraten auf den dänischen und schwedischen Inseln nieder, wie auf Oland und in Birka im Mälarsee, ebenso wie sich skandinavische Händler, Seefahrer und Piraten südlich der Ostseeküste ansiedelten, wie in Menzlin bei Anklam, in Wolin oder in Ralswiek auf Rügen. Slawischer Piraterie verdanken vermutlich die prachtvollen goldenen Schmucksachen von Hiddensee und von Peenemünde (Taf. 61; 63), die um die Jahrtausendwende in Skandinavien hergestellt wurden, ihre Herkunft, ebenso wie vielleicht der zwei Kilogramm schwere Silberfund von Malkendorf in Holstein, der vorwiegend Silberschmuck aus Skandinavien enthielt.

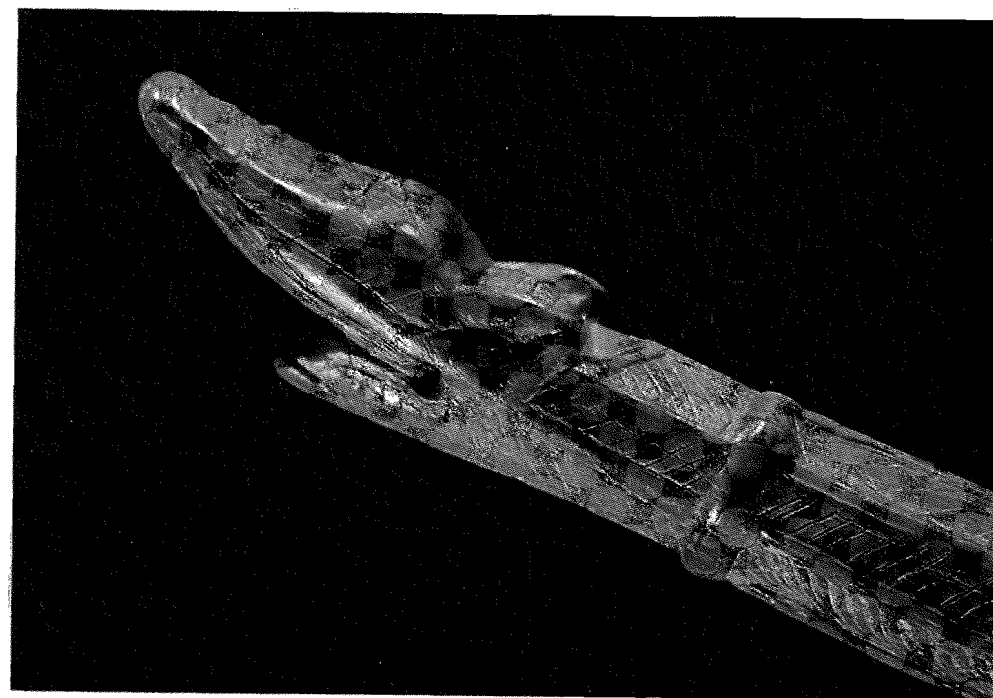
Von der Küste aus drang man in das Binnenland vor, auf der Oder, der Warnow, der Trave, der Recknitz und der Peene. Die Seeschiffe, wie sie oben beschrieben wurden, konnten auf diesen Flüssen weit aufwärts fahren, auf der Oder bis nach Schlesien, auf der Warnow bis über Schwaan, auf der Trave über Lübeck und auf der Peene über Demmin hinaus. Auf den Binnengewässern müssen neben Einbäumen auch größere Plankenboote benutzt worden sein, wie aus einigen Nachrichten hervorgeht.

Um das Verladen der Waren von Schiffen auf Wagen zu erleichtern, hatte man im Ostseegebiet bereits im 9. Jh. regelrechte Container-Kästen in Gebrauch. Solche Kästen waren geklinkert und wasserdicht. Sie ließen sich in Schiffen unterbringen und bequem auf Wagenuntergestellen als Wagenkästen befestigen (Abb. 61). Derartige Container mögen in erster Linie erfunden worden sein, um die Schiffsschleppstellen bequemer überwinden zu können. Fernfahrten mit Schiffen hatten derartige Schiffsschlepps nicht selten zu passieren. So lag ein bekannter Schlepp auf der jütischen Halbinsel. Um von der Nordsee in die Ostsee zu gelangen, transportierte man Waren und Schiffe in der Regel von dem in die Nordsee mündenden Fließchen Treene etwa 20 km über Land bis zur Schlei bzw. zum Hafen von Haithabu am Hedebyer Noor und gewann damit die Ostsee. Auf diese Weise mied man die lange und gefährliche Fahrt durch das Skagerrak.²⁰⁷ Ähnliche Schleppstellen, auf denen die Handelsgüter über Land transportiert wurden, lagen zwischen dem Flußsystem von Oder, Weichsel und Pripjet, zwischen Westlicher Dvina und oberem Dnepr am Lovat', zwischen Staraja Ladoga und Wolga.²⁰⁸ Container zum Wechsel vom See- zum Landtransport sind in Ralswiek auf Rügen und in der Mitte des 10. Jh. auch in der slawischen Oldenburg bekannt gewesen. Einige davon wurden als Särge benutzt und gelangten damit in die Erde.²⁰⁹

Der Verkehr über Land vollzog sich mit Lasttieren wie Pferden oder Eseln, auf Ochsenwagen oder mit Pferdegespannen. Die Begleiter waren in der Regel wohl beritten. Sowohl Teile von Wagen als auch von Pferdesätteln sind bekannt (Taf. 18; Abb. 144). An den Straßen gab es Etappenorte, an denen man rasten oder nächtigen, sich beköstigen und das Vieh tränken konnte. Diese Etappenorte lagen wohl nicht mehr als 20–30 km auseinander. Häufig mögen sie mit Burgorten, Furten und Flußübergängen identisch gewesen sein.

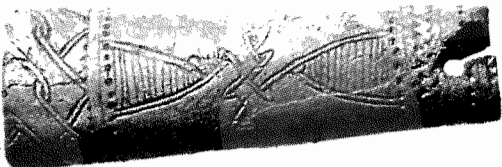
Die Unterhaltung der Brücken und Wege an Fluß- und Niederungsübergängen war vielfach sehr aufwendig. Es ist daher damit zu rechnen, daß an solchen Stellen schon früh Wegegeld erhoben wurde.

Das Gedeihen des Handelsverkehrs hing von den politischen und gesellschaftlichen

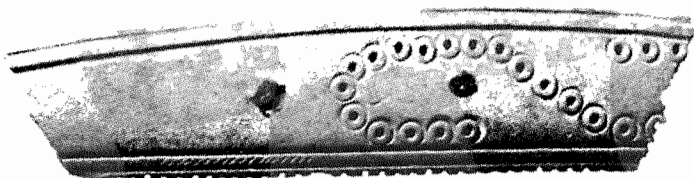


TAFEL 25. a) Knochenflöte von Tützpatz, Kr. Altentreptow, Länge 13,2 cm. Einzelfund; b) Griffel aus Knochen mit mittelaramäischer Inschrift aus der Siedlung Ralswiek, Kr. Rügen. Länge 11,6 cm. Vgl. Abb. 140; c) Geweihgriffel mit Tierkopf aus der Siedlung Ralswiek, Kr. Rügen Vgl. Abb. 140.

TAFEL 26



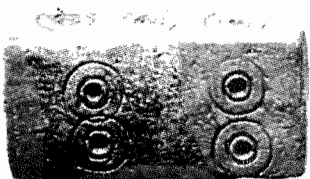
a) Messergriff aus Knochen von der jungslawischen Siedlung Wustrow, Kr. Neustrelitz.



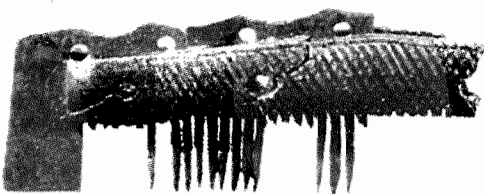
b) Kammbeschlag mit S-Muster aus der altslawischen Siedlung Rützenfelde, Kr. Malchin. Erhaltene Länge 9,8 cm.



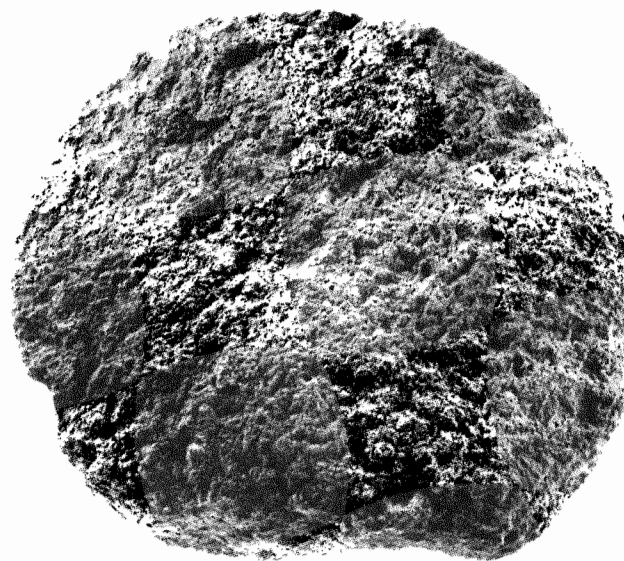
c) Kammfutteral aus der slawischen Siedlung Schwennenz, Kr. Pasewalk. Erhaltene Länge 12,2 cm.



d) Geweihwürfel von Rossow, Kr. Pasewalk, Oberflächenfund. Länge 4,3 cm.



e) Kammfragment aus der slawischen Siedlung Rossow, Kr. Pasewalk. Erhaltene Länge 6,8 cm.



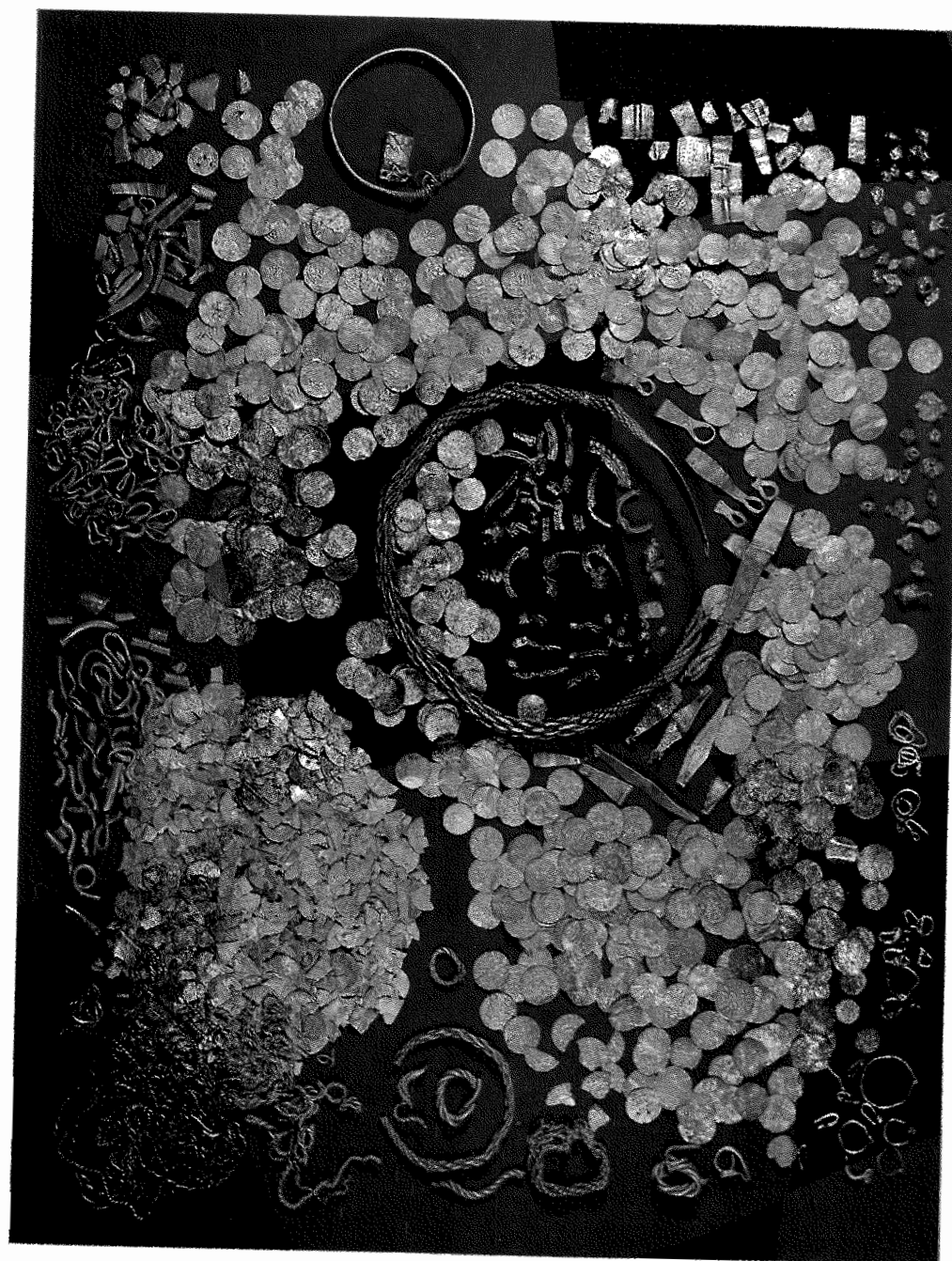
a, b) Bei der Durchbohrung zerbrochenes Stück und Rohling eines Mahlsteins aus Sorzig, Kr. Oschatz. 9. bis 13. Jh.



c) Glasfingerringe bzw. Bruchstücke davon mit Durchmessern von etwa 2,5 cm aus der Brandenburg. 11./12. Jh.



TAFEL 28. Schatzfund aus 2211 ganzen und zerstückelten arabischen Silbermünzen im Gewicht von 2750 g sowie mit Bruchstück eines Armrings vom Permer Typ aus der Siedlung von Ralswiek, Kr. Rügen, niedergelegt nach 844.



TAFEL 29. Hacksilberfund mit Münzen verschiedener Herkunft im Gewicht von etwa 2000 g sowie ungefähr 1800 g Silberdraht bzw. Barren und Schmuck, ganz und in Stücken von Schwaan, Kr. Büttow, niedergelegt nach 1024.



a, b) Bronzene irische Gürtelgarnitur mit Riemenzunge, Länge 4,2 cm, und Schnalle, Länge 6,8 cm, aus dem Gräberfeld Menzlin, Kr. Anklam. 9. Jh.



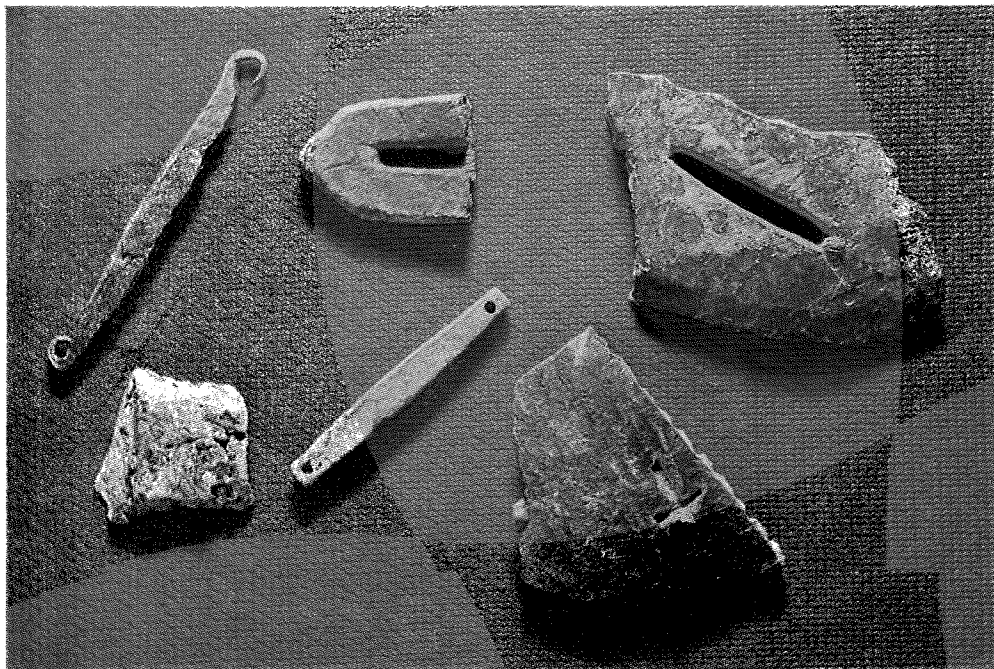
c-g) Eiserne Ringfibel aus Drense, Kr. Prenzlau, bronzene Ringschnalle aus Löcknitz, Kr. Pasewalk, silberne Ringschnalle aus Wendischhagen, Kr. Malchin. Bronzene Ringfibel im finnischen Stil und Rechteckfibel aus Bronze, friesischer oder westfälischer Herkunft, von Menzlin, Kr. Anklam. 8. bis 10. Jh.



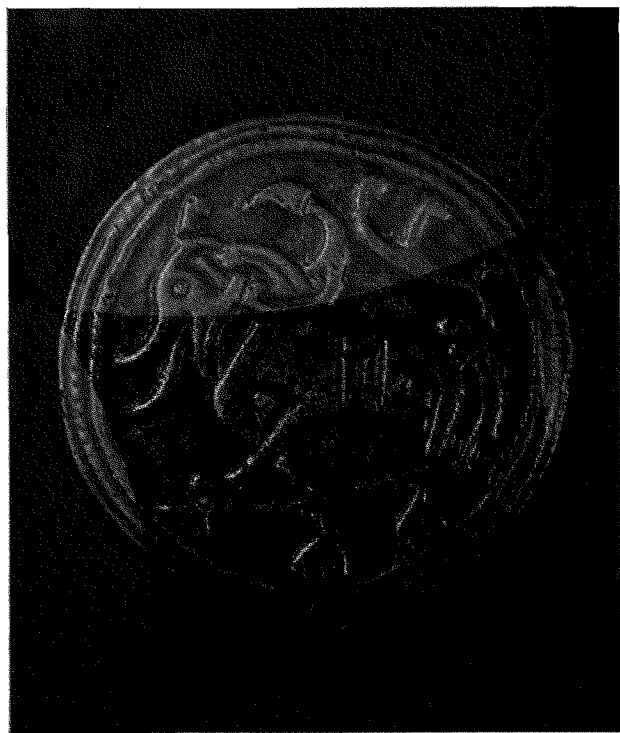
TAFEL 31. a) Schatzfund aus vorwiegend deutschen und arabischen Münzen sowie Bruchsilber von Dorow, Kr. Grimmen. Erste Hälfte 11. Jh.



b) Silberschatz aus arabischen Münzen und Barren von Pre-row, Kr. Ribnitz-Damgarten. Erste Hälfte 9. Jh.



TAFEL 32. a) Kleinfunde aus der Siedlung Ralswiek, Kr. Rügen, darunter Bruchstück eines Specksteingefäßes, wie sie aus Norwegen importiert wurden. Diese Bruchstücke wurden zum Teil benutzt, um Gußformen für Barren anzufertigen.



b) Bronzene Schmuckscheibe von 4,8 cm Durchmesser im degenerierten Jellingstil aus der jungslawischen Inselsiedlung Carwitz, Kr. Neustrelitz.

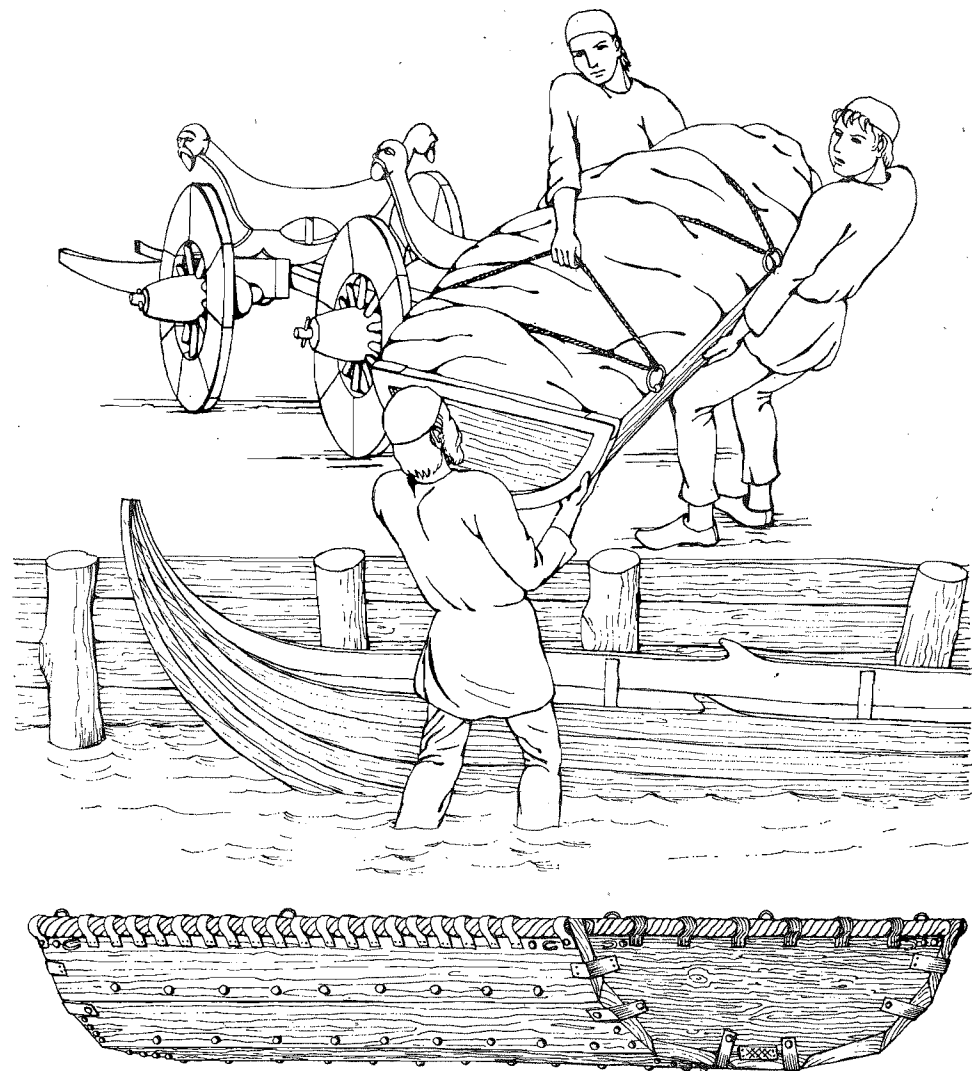


Abb. 61 Rekonstruktionszeichnung eines Wagenkastens nach Fundresten von der Oldenburg/Stargard in Holstein (BRD), Mitte 10. Jh. Der Kasten war abnehmbar und konnte daher als transportabler Behälter zum Verladen der Waren vom Landtransport auf Schiffe benutzt werden.

Verhältnissen ab, die in und zwischen den beteiligten Ländern herrschten. Die dänisch-obodritischen Kriege führten 808 zur Verschleppung der Kaufleute aus Reric. Selbst wenn damit nicht das Ende dieser Niederlassung bewirkt wurde, so war doch zunächst eine beträchtliche Minderung des Handelsverkehrs mit dem Obodritenland die Folge. Während der Kriegswirren in der zweiten Hälfte des 11. Jh. kam der Handel im Ostseegebiet weitgehend zum Erliegen. Die Ranen vertrieben u. a. sächsische Kaufleute, als diese einen Geistlichen mitbrachten, der sie bekehren sollte. Als 1128 die Bürger von Szczecin zum Christentum übertraten, brachen die Ranen den Handel mit

ihnen ab. Die politische und geistige Situation in den Frühstädten an der Odermündung ermöglichte andererseits im 10. und 11. Jh. die Bildung von Kaufmannsvierteln, in denen jeweils Kaufleute verschiedener Herkunft und Konfession unbehelligt wohnten. Auch in Alt Lübeck und Brandenburg bahnte sich diese Entwicklung zu Anfang des 12. Jh. unter dem Schutze slawischer Fürsten an. Die Länder der Stämme waren also nicht nur Durchgangsgebiete für den intereuropäischen Handelsverkehr, sondern einbezogen in den frühmittelalterlichen Handel, Ausgangsgebiet und Pol dieses Handels zugleich. Damit aber gerieten sie in den Sog des zugleich strukturzersetzenden und strukturformenden Handels. Die Entstehung von Kaufmannssiedlungen war ein bedeutsames Ergebnis dieser Entwicklung – nicht weniger bedeutsam ist jedoch die weite Verbreitung der Geld- und Warenwirtschaft gewesen, die Anregung der handwerklichen Arbeitsteilung und der gewerblich-regionalen Arbeitsteilung, vornehmlich seit dem 10. Jh. Die politische Macht des Adels und der Fürsten sowie die ökonomische Macht der Grundbesitzer wurden ergänzt von der Macht des Geldes.

III. Dorfsiedlungen, Burgen und frühe Städte

1. Siedlungsweise und Siedlungsform

a) Grundzüge der Siedlungsweise

Wenigstens zwei Grundbedingungen bestimmten die Art und Weise, in der Siedlungen angelegt, ausgebaut oder wieder aufgegeben wurden: erstens die stetige, von allen Stämmen mit mehr oder weniger großen Erfahrungen betriebene Landwirtschaft mit Ackerbau und Viehzucht; zweitens die allmählich fortschreitende Differenzierung der Gesellschaft, verbunden mit der Herausbildung einer adligen Oberschicht. Sowohl von Handwerkern und Kaufleuten als auch vor allem von der adligen, besonders der fürstlichen Oberschicht wurden ganz andere Gesichtspunkte bei der Siedlungsgestaltung geltend gemacht als von den Bauern. Schließlich wirkten traditionelle Vorstellungen auf die Anlage von Siedlungen und die Ausprägung ihrer Formen ein. So vermochten z. B. die frühesten Einwanderer dem Schutzbedürfnis grundsätzlich auf zwei Wegen nachzukommen: entweder durch Befestigung der gesamten Siedlung oder durch Anlage einer nur in Gefahrenzeiten beanspruchten Fluchtburg in mehr oder weniger unwegsamem Gelände. Die einzelnen Wirtschaftshöfe konnten in Dörfern und Weilern zusammengefaßt sein oder die lockere Streuung über das beackerte Land bevorzugen, wie z. B. auf der Insel Rügen.

Grundlage des Siedlungsbildes war die bäuerliche Siedlung, das Dorf.⁴ Seit dem Ende des 7. und dem 8. Jh. begann man mit dem Bau von Burgen und befestigten Adelsitzen und allmählich wurde das ganze Land mit Burgen überzogen.

Diese Burgen wurden nach verschiedenen Gesichtspunkten angelegt, einer war jedoch allen gemeinsam: die Macht der sich bildenden adligen Oberschicht sollte repräsentiert und gegen innere und äußere Gegner gesichert werden.

Mit der Absonderung der Oberschicht trennten sich allmählich handwerkliche Produzenten von der dörflichen Siedlung. Sie ließen sich vor den adligen Burgen nieder oder wurden dort angesiedelt. Vor den Burgen bildeten sich auf diese Weise Vorburgsiedlungen oder Suburbien. In diesen lebten Bevölkerungsteile, die nicht in erster Linie in der Landwirtschaft tätig waren, wie Fischer, Jäger, Dienstleute und andere. Schließlich entstanden nach den älteren, bescheidenen Anfängen der Seehandelsplätze seit dem 11./12. Jh. an einigen Orten ausgeprägte Kaufmannssiedlungen. Von der Einwanderung bis zum 12. Jh. hatte sich also bereits eine große Entwicklung und Differenzierung im Siedlungsbild vollzogen, deren einzelne Etappen und Glieder bisher jedoch nur unzureichend erforscht sind.

Die Bauern legten ihre Siedlungen neben der Feldflur an. Derjenige, der die Felder bearbeitete, mußte auf ihnen oder in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft wohnen. Dort, wo zunächst aus außerökonomischen Gründen andere Lösungen gesucht wurden oder gesucht werden mußten, veränderte man diese unter dem Druck der Umstände bald

in die hier genannte Richtung (Abb. 72). Die Auswahl des Siedlungsplatzes und der Dorf- und Flur durch die ankommenden Siedler war der wichtigste Akt, mit dem die Einwanderung abschloß. Zur Wirtschaft des Bauern gehörten Viehhaltung sowie Viehzucht. Die daraus erwachsenden Anforderungen mußten bei der Bestimmung des Siedlungsplatzes ebenfalls Berücksichtigung finden. Die bedeutendsten waren Weidegründe in der Nachbarschaft und Möglichkeiten zur Tränke des Viehs. Das Vorhandensein von Wasser für Mensch und Tier war also der erstrangige Gesichtspunkt, den man bei der Festlegung des Dorfplatzes berücksichtigte. Schließlich sollte das Dorf auch gegen Witterungsunbilden geschützt sein, und endlich wollte man vermeiden, daß Fremde ohne Kontrolle in das Dorf gelangten. Es mußten also solche Geländestellen ausgewählt werden, die einen gewissen natürlichen Schutz boten, d. h. mindestens auf mehreren Seiten durch die Naturgegebenheiten schwer oder für einen Ortsfremden überhaupt unzugänglich waren.

Unter dem Gesichtspunkt rein wirtschaftlicher Interessen war es am günstigsten, das Dorf an der Grenze von Hochland und Talaue, am Bach, Fluß, Teich oder See zu gründen. Geradezu ideale Verhältnisse boten Halbinseln oder Landzungen, die in die Niederung hineinragten, an deren Fuß ein Bach floß, die ein See umspülte oder die mindestens undurchdringliches oder schwer passierbares Gelände umgab. Die Landseite konnte dann leicht durch eine Palisade, eine Bohlenwand oder einen kräftigen Dornenverhack gesperrt werden, so daß sich auch eine Schar von Kriegerern oder Räubern notfalls abwehren ließ.

Dorfstellen mit den oben charakterisierten Besonderheiten sind daher in allen Landschaften und bei allen Stämmen von Arkona bis in das Vorland der Mittelgebirge bevorzugt worden. Dort boten die aus der Hochfläche herausragenden Sporne und Geländevorsprünge ähnlich günstige Bedingungen. Steile Hänge übernahmen den Schutz, der im Flachland von der Niederung ausging. Diese Vorliebe für die Anlage der Dörfer auf Halbinseln und Bergspornen blieb vom Beginn der slawischen Besiedlung bis in das 12./13. Jh. erhalten.

Die Lage der Dorfsiedlungen auf Halbinseln in der Niederung bot jedem Hof den unmittelbaren Zugang zur Viehweide. Triftwege führten nach verschiedenen Seiten. In Tornow, Kr. Calau, ließen sich Spuren eines solchen Weges finden, der beiderseits von einem Flechtwerkzaun eingefast wurde. Noch besseren natürlichen Schutz genossen Siedlungsplätze auf inselartigen Erhebungen oder Inseln. Derartige Verhältnisse wurden besonders im mittleren Havelgebiet in sehr großem Umfang beobachtet.

Aber auch im Seengebiet Mecklenburgs sind solche Lösungen nicht selten gewesen. Im Carwitzer See bei Feldberg z. B. liegt an der See-Enge zwischen zwei Hochflächen eine größere Anzahl von Inseln. Diese waren seit der Jahrtausendwende dicht besiedelt.² Ideale Bedingungen für Siedlungen in Insel- und Halbinsellage waren im Süden des Tollensesees und in der Lieps vorhanden. Seit der Zeit der slawischen Einwanderung bis in das 13. Jh. bestanden hier Siedlungen verschiedener Art. Eine auf Insel- und Seeufersiedlungen beruhende Siedlungskammer ähnlicher Beschaffenheit ist auch am Plöner See durch langjährige Untersuchungen festgestellt worden.³ Ein System von Brücken konnte die Inselsiedlungen mit dem Festland verbinden. Die Anlage von Brücken war jedoch sehr aufwendig, und nur wenige Siedlungen, zumeist wohl nur die, die infolge ihrer Lage an Verkehrs- oder Übergangsstellen bei der Errichtung solcher Verbindungswege von den Bewohnern der Umgebung unterstützt wurden, erhielten diese Kommunikationen. Die Mehrzahl der Inselbewohner war auf Flöße oder

Boote angewiesen, um das feste Land zu erreichen. Unter diesen Bedingungen wurden die Vorteile der Schutzlage durch Nachteile für die Ackerwirtschaft aufgehoben. Für die Bewohner der Inseln spielten neben dem Fischfang Ackerbau und Viehzucht daher wohl eine weniger bedeutsame Rolle, sofern nicht auf der Insel selbst genügend Ackerland vorhanden war. Aus der Lage von Siedlungen auf Inseln im Gewässer darf jedoch nicht ohne weiteres auf den Charakter dieser Siedlungen als Fischersiedlungen schlechthin geschlossen werden.

Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse bei inselartigen Erhebungen in der Niederung, die durch Dämme zu erreichen waren. Der Bau derartiger Dämme in den feldarbeitsfreien Monaten bot keine Schwierigkeiten. Daher darf damit gerechnet werden, daß zahlreiche Siedlungsplätze in der Niederung ebenfalls von Ackerbauern besetzt waren. Gerade die Insellage von slawischen Siedlungen aber ist es gewesen, die mehrfach auch ernsthafte Wissenschaftler zu der Schlußfolgerung verleitet hat, daß die Slawen vorwiegend Jagd und Fischfang getrieben, den Ackerbau dagegen kaum gekannt hätten. Zum Teil wurden dieser These wegen die Ausgrabungsfunde sogar fehlinterpretiert. Nur ein Beispiel sei genannt: Ausgrabungen auf einer Insel in der Oder-Warthe-Niederung bei Küstrin brachten neben anderen Siedlungsfunden Reste von Fischen und Wasservögeln zutage. A. Kiekebusch schloß daraus auf eine reine Fischereibevölkerung. Gleichzeitig wurde jedoch durch den Zoologen Hilzheimer nachgewiesen, daß die Bewohner Pferde, Rinder, Schweine und Schafe bzw. Ziegen hielten. Die Großviehhaltung, insbesondere die Haltung von Pferden und Schweinen, spricht nachdrücklich dafür, daß die Bewohner dieser Inselsiedlung in größerem Umfang Ackerbau getrieben haben.

Zahlreiche Dörfer sind vorwiegend unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Interessen entstanden, während der Gesichtspunkt, einen natürlich geschützten Platz auszuwählen, keine Rolle spielte. Das mag daher kommen, daß sie in relativ ruhigen Zeiten angelegt wurden, in denen die Bedrohung durch Krieg und Unruhen weniger groß war. Genauer lassen sich jedoch bei dem derzeitigen Wissensstand diese Zusammenhänge nicht feststellen. Bei solchen Siedlungen bevorzugte man zwar ebenfalls den Rand der Niederung oder die Nähe des Wassers, jedoch entstanden sie parallel zum Talrand oder direkt auf der Hochfläche als in sich geschlossene Einheiten. Neben mehr oder weniger geschlossenen Dorfsiedlungen gab es offenbar kleine Gehöftgruppen, die als Weiler bezeichnet werden, und Einzelhöfe. Keine dieser Siedlungsformen ist jedoch bisher näher untersucht worden.

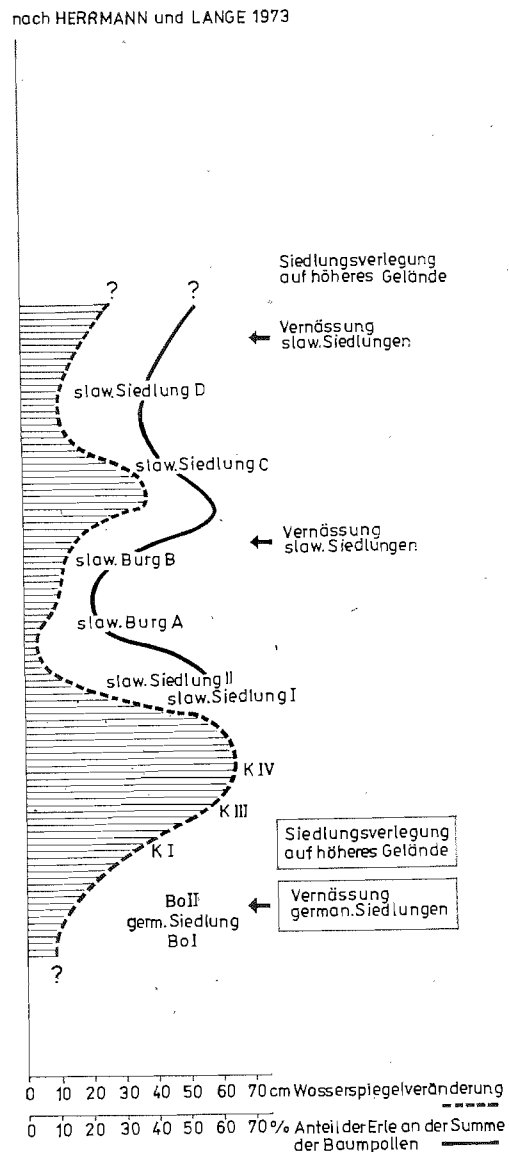
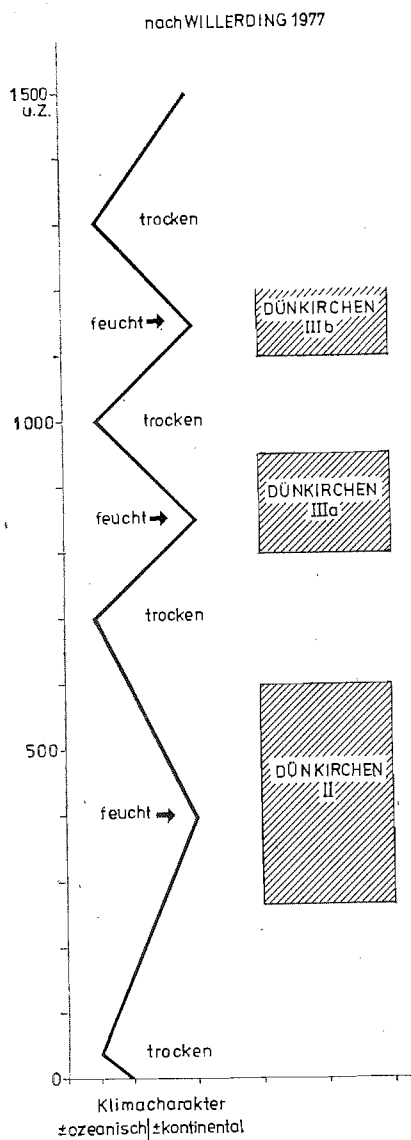
Das vielgestaltige Bild von der Lage der Höfe, Weiler und Dörfer wurde noch erweitert durch die Burgen und Befestigungen, die Vororte der frühen Siedlungsgilde, Stammesgebiete oder frühen Staaten. Wie bereits angedeutet, waren für deren Platzwahl teilweise wiederum völlig andere Gesichtspunkte maßgebend als für die Anlage der Dörfer (vgl. Kap. III.3).

In der Regel bestand eine Siedlung nur über einige Generationen. Sei es, daß die Ausdehnung der Wirtschaftskraft der einzelnen Gemeinwesen und die sich verändernde soziale Struktur die Wahl eines neuen Siedlungsplatzes erforderlich machten, sei es, daß nach einer Brandkatastrophe ein neuer Dorfplatz bevorzugt wurde. Vielfach scheinen die militärisch-politischen Verhältnisse die Verlegung von Siedlungen erzwungen zu haben. So ist im 12. Jh. in der zweiten Phase der feudalen deutschen Ostexpansion die Neugründung von Siedlungen auf Inseln in den nördlichen Gebieten besonders verbreitet gewesen. In anderen Fällen nahmen die Gentilaristokratie und die entstehende Adels-

Schem. Verlauf der Erlenkurve im nordwestdt. Flachland

Nordsee-transgressionen

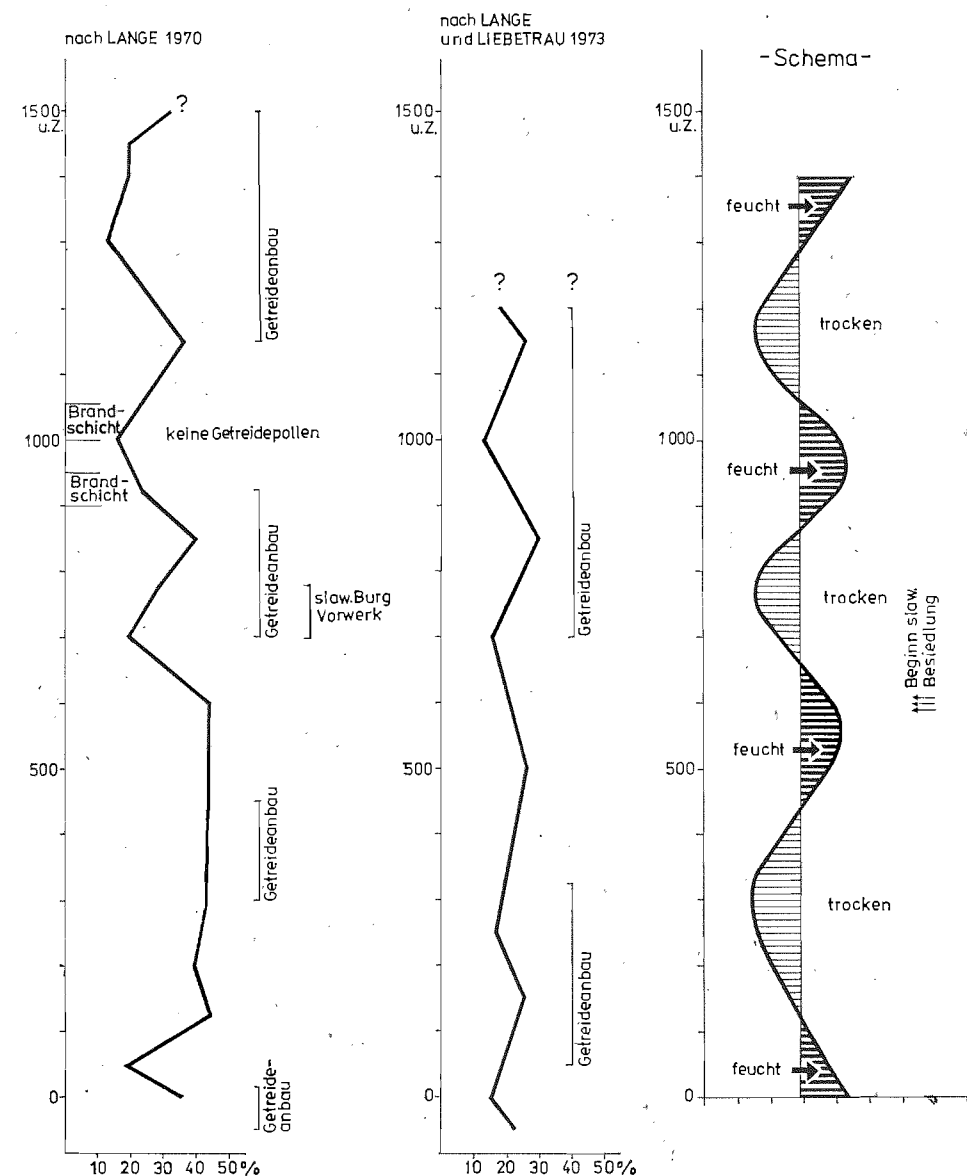
Trocken- und Feuchtphasen in Tornow, Niederlausitz



Verlauf der Erlenkurve in der Peenemündung bei Demmin

Verlauf der Erlenkurve in Friedland, Kr. Beeskow

Wechsel von Feucht- und Trockenphasen



Einfluss auf die Veränderung der Siedlungsstruktur. So sind solche Burgsiedlungen wie Feldberg, Tornow, Groß Raden, Scharstorf, Bosau usw. ohne Zweifel durch bewußte und vorbedachte Entscheidungen gegründet und teilweise auch wieder verlassen worden. Wenn z. B. Siedlungen am Talrand oder in der Niederung lagen,

Abb. 62 Wechsel von Feucht- und Trockenperioden.

erzwangen der Wasserspiegelanstieg und die zunehmende Verfeuchtung im 8./9. Jh. bzw. im 11./12. Jh. ihre Verlegung (Abb. 62; 63).⁴

Einige Einschnitte in der Entwicklung des Siedlungswesens lassen sich bereits erkennen.

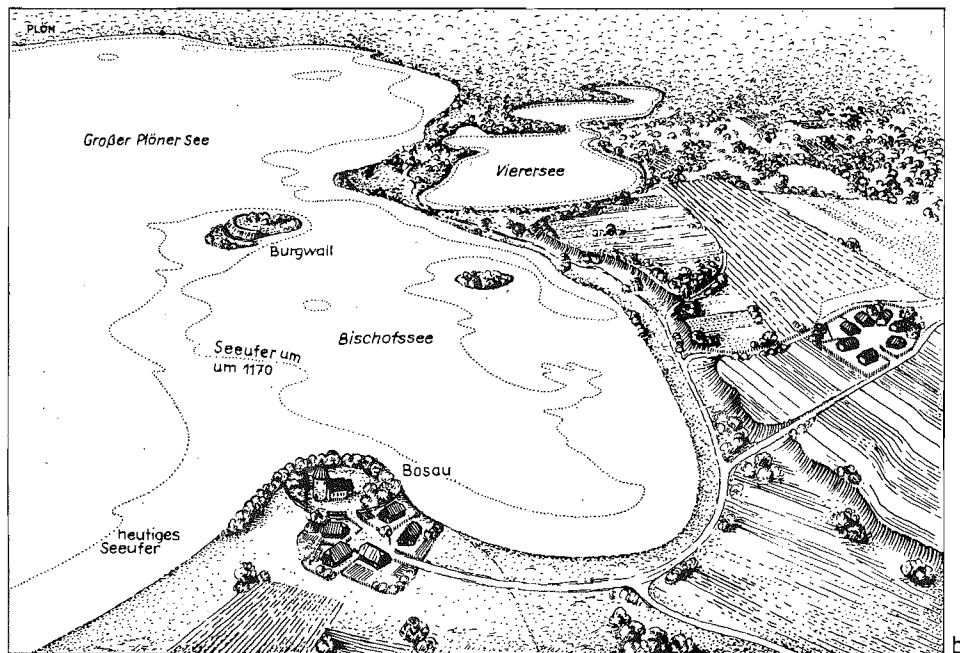
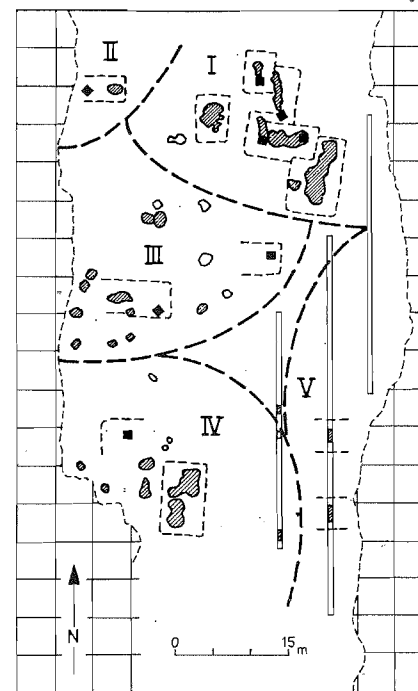
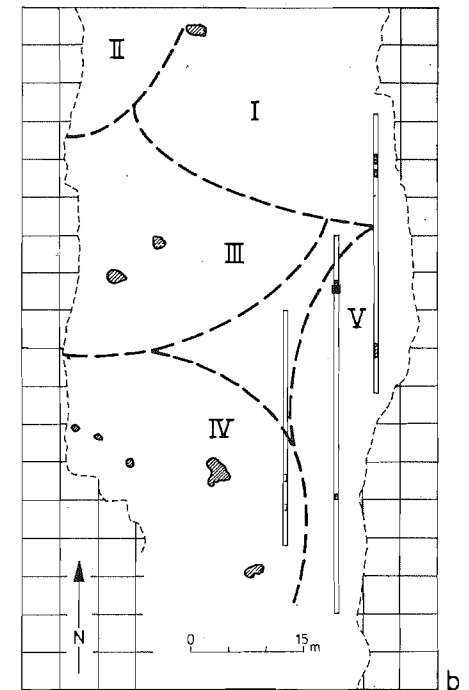
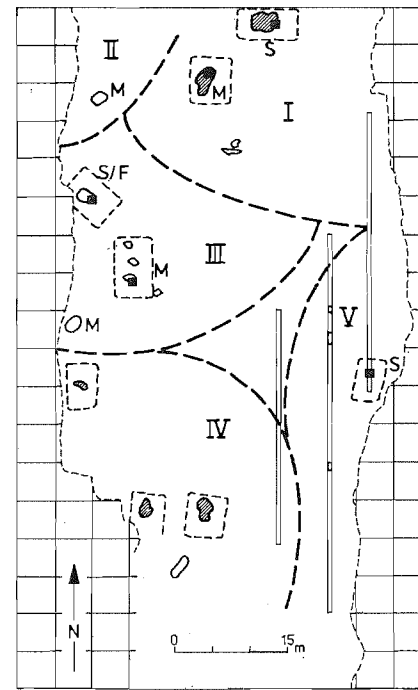


Abb. 63 Rekonstruktionszeichnungen von Burg und Siedlungen sowie der Landschaft bei Bosau in Ostholstein (BRD): a) 8./9. Jh.; b) um 1170.



Reste kontinuierlicher dörflicher Siedlung vom 7.-12. Jh.

- a Gehöfte I-V, 7.-9. Jh.
 - b Gehöfte I-V, 9.-10. Jh.
 - c Gehöfte I-V, 10.-12. Jh.
- Orientierungslinien zur Abgrenzung von Gehöften
- Herd
 - ▨ Hausreste, Gruben, Keller
 - sonstige Gruben
 - vermuteter Standort des Hauses
- S Keramik der Sukower Gruppe
 - F Keramik der Feldberger Gruppe
 - M Keramik der Menkendorfer Gruppe

Abb. 64 Spuren verschiedener aufeinander folgender Dörfer von Neubrandenburg-Fritscheshof.

So gehörte die erste Siedlungsperiode in das ausgehende 6. und in das 7. Jh. Der größte Teil der während und nach der Einwanderungszeit angelegten Siedlungen der Gruppe des Prager Typs oder des Sukow-Szeligi-Typs scheint spätestens an der Wende des 7. zum 8. Jh. aufgegeben worden zu sein.

Eine zweite Siedlungsperiode wurde in einigen Gebieten durch die Einwanderung der Wilzen und der Lusizer im 7. Jh. eingeleitet. Im Verlaufe des 9./10. Jh. gab es einschneidende Veränderungen besonders im wilzischen Gebiet und bei den Lusizern. Die großen Volksburgen der Wilzen mit ihren ausgedehnten Siedlungsflächen wurden durch mehrere kleine Siedlungen und Burgen abgelöst. Im Verlaufe der obodritisch-wilzischen Auseinandersetzungen, der deutschen Ostexpansion und des Vordringens des polnischen Feudalstaates in alte wilzische und sorbische Gebiete kam es wiederum zu beachtlichen Veränderungen in der Siedlungsstruktur. Seit dem 12. Jh. setzte ein ausgedehnter Landesausbau ein, der das Siedlungsbild weitgehend veränderte.

Einige Siedlungsplätze wurden jedoch so günstig angelegt, daß sie den Anforderungen des gesellschaftlichen Lebens über viele Generationen entsprachen. Die Lage auf Halbinseln und Spornen, z. B. auf der Grenze zwischen Niederung und Hochfläche, erfüllte die Ansprüche der bäuerlichen Wirtschaft des 7. bis 10. Jh. ebenso wie die des 10. bis 12. Jh., aber auch noch die der hochmittelalterlichen Bauernwirtschaft. So sind bei Neubrandenburg-Fritscheshof unmittelbar nach der Einwanderung im 7. Jh. ein Weiler oder ein Dorf aus vier bis fünf Gehöften gegründet worden, das an der einmal gewählten Stelle unter mehrfacher Erneuerung bis zum 12. Jh. existierte (Abb. 64).⁵ Das gleiche gilt für die Lage mancher Städte und Burgen. Eine Anzahl von Dörfern und Städten im ehemaligen slawischen Siedlungsgebiet hat sich daher aus Siedlungen entwickelt, die zur Zeit der slawischen Einwanderung oder in den Jahrhunderten danach entstanden sind. Zumeist waren es die Burgen oder die ältesten Teile der mittelalterlichen Städte, die auf oder unmittelbar neben derartigen Siedlungsstellen angelegt wurden (vgl. Kap. VII.4).

b) Entwicklung und Differenzierung der Siedlungsformen

Die ältesten Siedlungen wurden während der Einwanderungszeit des 6./7. Jh. errichtet. Das geschah, wie oben darzulegen versucht wurde, nach bestimmten Gesichtspunkten.

Ein wichtiger Umstand, der die Erstgründung der Siedlungen mit bestimmte, war die Tradition, die einwandernde Gruppen in ihre neuen Siedlungsgebiete mitbrachten. Es handelt sich um die Tradition im weitesten Sinne, um die spezifische Form der gesellschaftlichen Struktur ebenso wie um Gewohnheiten, die sich unter anderen geographischen Verhältnissen herausgebildet und gefestigt hatten.

Trotz mancher Unsicherheiten ließ sich feststellen, daß die Stammesgruppen aus verschiedenen Richtungen eingewandert sind, ihre Herkunftsgebiete also oft weit auseinander lagen. Noch weit davon entfernt, die sich daraus ergebenden Unterschiede in der Art und Weise der Siedlungsgründung voll übersehen zu können, lassen sich jedoch an einigen Beispielen auffällige Eigenarten erkennen.

Die Stämme mit Keramik vom Prager Typ, die das mittlere Elbegebiet in Besitz nahmen und von denen Teile bis in das mittlere Havelgebiet vorstießen, bevorzugten eingetiefte kleine Häuser von etwa $4 \times 4 \text{ m}^2$ Größe. Derartige Hütten wurden je nach Größe der Siedlungseinheit zu kleinen Dörfern, wohl auch zu Weilern, zusammen-

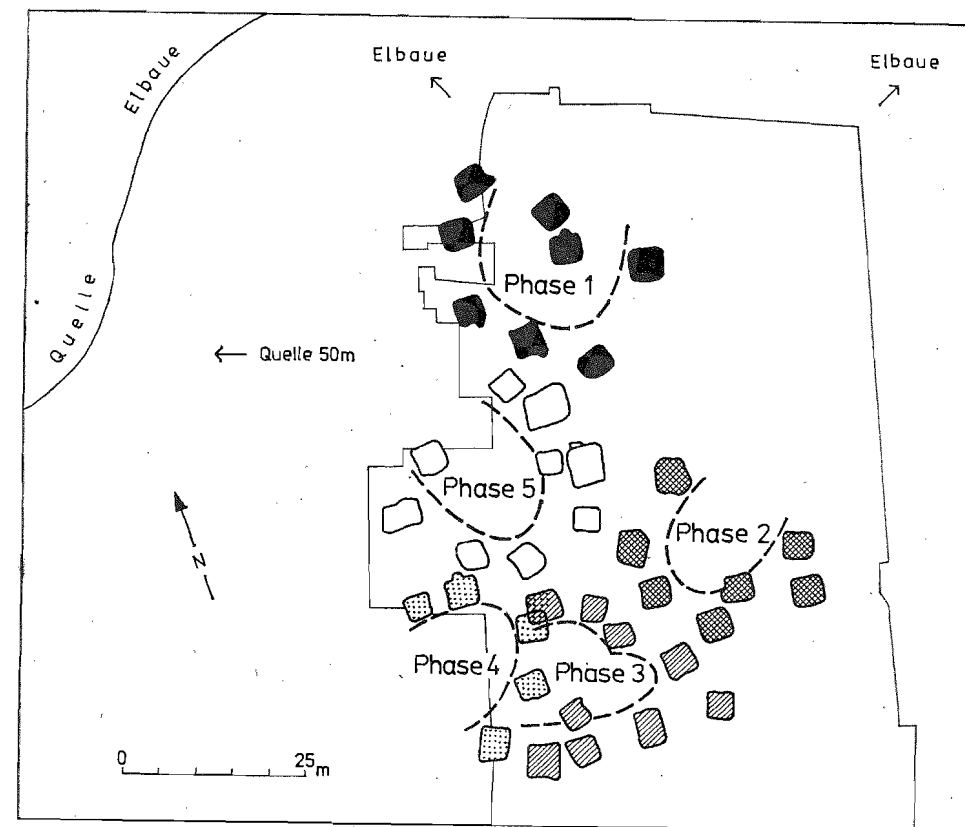


Abb. 65 Plan der Siedlung von Dessau-Mosigkau. Ende 6. bis erste Hälfte 7. Jh.

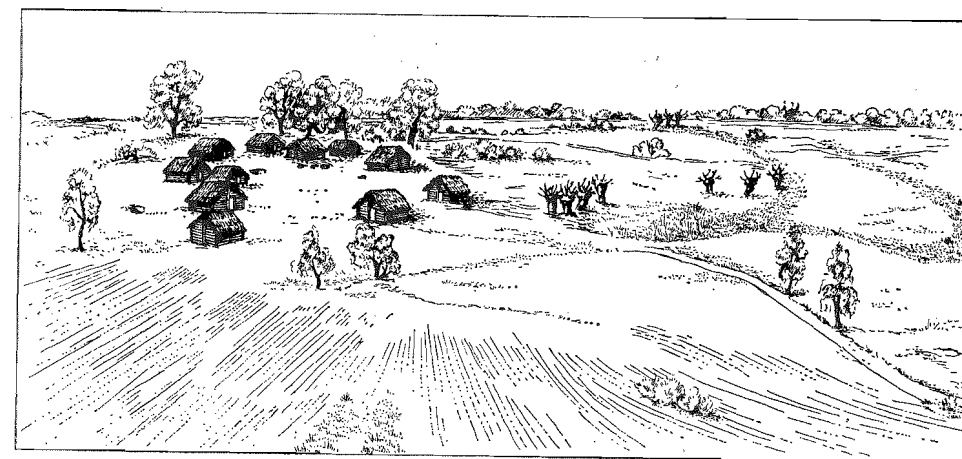


Abb. 66 Rekonstruktionszeichnung von Phase 5 der frühslawischen Siedlung mit Grubenhäusern in Dessau-Mosigkau. Erste Hälfte 7. Jh.

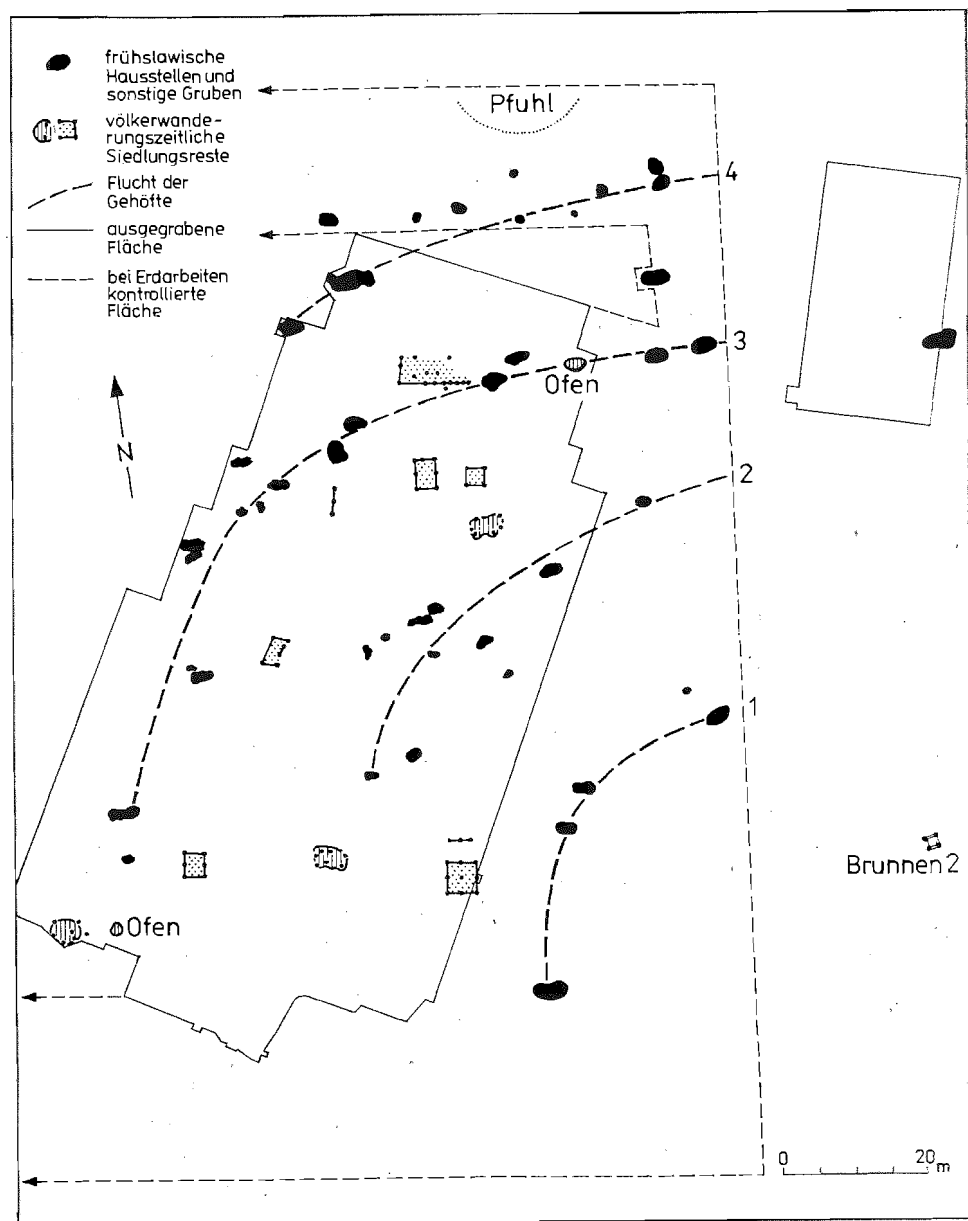


Abb. 67 Spuren der germanischen und frühslawischen Siedlung von Berlin-Marzahn mit der vermutlichen Lage der Gehöfte.

gefaßt. Zur Zeit ist nur eine derartige Siedlung annähernd vollständig untersucht worden, und zwar die auf dem Zoberberg bei Dessau-Mosigkau. Sie wurde um 600 auf dem nördlichen Teil einer sandigen Anhöhe, etwa 100 m vom südlichen Rand der Elbaue entfernt, angelegt (Abb. 65). In unmittelbarer Nähe befand sich eine kleine

Quelle. Während der Ausgrabungen 1962 bis 1964 konnten mehrere Siedlungsphasen festgestellt werden. Jeder Zerstörung – außer der letzten – folgte ein Neuaufbau. Die Häuser umstanden etwa im Halbkreis einen Platz von 15–18 m Durchmesser, der zur Aue hin mehr oder weniger geöffnet war. In jeder der fünf Dorfphasen gab es 7 bis 10 Häuser (Abb. 66). Das Dorf bestand vom Ende des 6. bis zum Anfang des 8. Jh., eine Phase währte also 25 bis 30 Jahre oder rund eine Generation. Nach jeder Zerstörung ist das Dorf bzw. sind die einzelnen Häuser nicht genau auf dem gleichen Grundstück wieder aufgebaut worden, sondern es erfolgte eine geringfügige Verschiebung des ganzen Dorfes. Der Abstand zwischen den Dorfplätzen der ersten und der zweiten Phase betrug etwa 40 m. Aus diesen Verhältnissen darf geschlossen werden, daß entweder zu den einzelnen Häusern noch keine festen Hofgrundstücke gehörten oder, wenn sie vorhanden waren, diese noch nicht fester, individueller Besitz der Familie waren, die das Haus bewohnte. Denn nach dem Niederbrennen der Siedlung (das möglicherweise nach beginnendem Verfall der Hütten von den Bewohnern selbst vorgenommen wurde), erfolgte die Neubebauung ohne Rücksicht auf alte Grenzen oder Hausplätze.

Die Öffnung des Dorfes zur Aue stand wohl im Zusammenhang mit deren Nutzung als Weidegrund. Andererseits bot die Anordnung der Häuser auf der Hochfläche die Möglichkeit, den einzelnen Häusern unmittelbar Gärten und Felder anzuschließen. Die Ausgrabungen haben dazu allerdings keine Angaben – etwa durch den Nachweis von Zäunen – beigesteuert.⁶

Der Platz, der von den 6 bis 10 Grubenhäusern umgeben wurde, hatte kaum über 15 m Durchmesser. Diese geringe Größe spricht eher für einen Hofplatz (Abb. 65). Eine ähnliche Ausdehnung wie Dessau-Mosigkau wies auch der westliche Siedlungs-

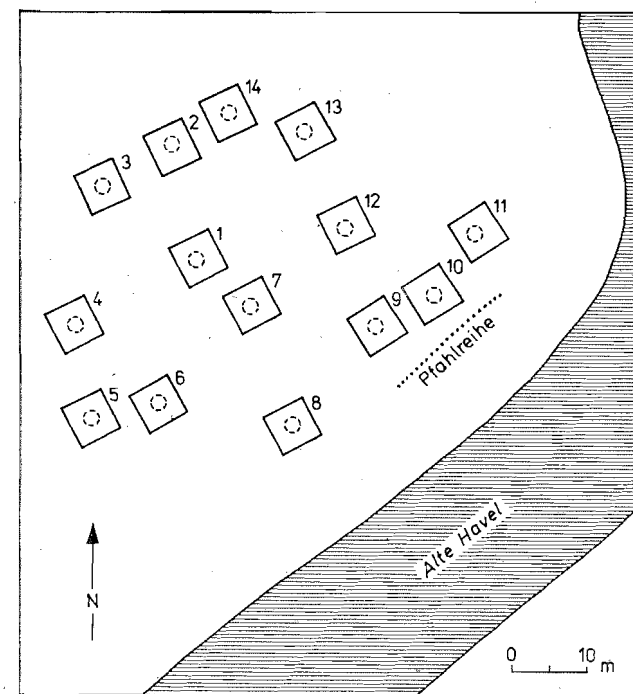


Abb. 68 Schematischer Plan des jungslawischen Dorfes von Zehdenick, Kr. Gransec. Häuser 1–14 mit Herdstellen.

teil von Březno in Nordwestböhmen auf.⁷ Einige in jüngster Zeit untersuchte Siedlungen in den Gebieten, die in der Einwanderungszeit des 6./7. Jh. von der Sukow-Szeligi-Gruppe erreicht wurden, ließen teils in Halbkreis- oder in Rundform angelegte Siedlungen, teils nach unregelmäßigen Gehöftgruppen geordnete Siedlungen erkennen. So konnten in Berlin-Marzahn 47 Gruben und Hausreste ausgegraben werden, die dem Anschein nach in vier hintereinander liegenden Kreisbögen angeordnet waren. Die Kreisbögen waren nach Südosten, d. h. der Niederung zu, offen. Auch diese Siedlung ist nicht vollständig ausgegraben worden; die vorliegenden Ergebnisse vermitteln jedoch eine Vorstellung von Topographie und Ausdehnung derartiger Siedlungen (Abb. 67).⁸ Ähnliche Verhältnisse wurden in Pommern bei Dzedzice angetroffen.⁹ Dagegen waren in der ältesten Siedlung bei Neubrandenburg-Fritscheshof die Häuser der Sukow-Szeligi-Periode offenbar weitläufig angeordnet, auf anscheinend abgegrenzten Grundstücken, auf denen sich ein allmählicher Ausbau zu wenigstens fünf Gehöften bis in das 12. Jh. hin vollzog (Abb. 64).¹⁰

Die Anordnung von Dörfern in Rundform oder auf Kreisbogenabschnitten zeigt sich auch an einigen anderen, allerdings weniger sorgfältig untersuchten Fundstellen. Um einen halbkreisförmigen Platz war anscheinend das altslawische Dorf Berlin-Mahlsdorf angeordnet. Der Halbkreis war ebenfalls zur Niederung hin geöffnet (Abb. 69).¹¹

Die Runddorf- oder besser Halbkreisform lag den kleinen Siedlungen von Finowfurt, Kr. Eberswalde, und der Siedlung von Pannewitz bei Kamenz zugrunde. In Pannewitz hat es den Anschein, daß nur ein Teil der gesamten Siedlung erfaßt worden ist, so daß die untersuchten Bauten vermutlich nur zu einem Dorfteil, vielleicht sogar nur zu einem Hof gehören.¹² Die Ausgrabungen in Tornow haben gezeigt, daß große Höfe in jungslawischer Zeit, in Tornow wohl der Hof, der dem Dorfherrn zuzuordnen ist, ebenfalls Rundform aufweisen können.

Mehr durch Zufall konnte F. Engel 1934 unter günstigen Bedingungen die jungslawische Wüstung Devstorf bei Dobbin, Kr. Lübz, vermessen. Auch bei dieser Siedlung handelt es sich um ein eindeutiges Runddorf mit wenigstens 21 Gehöften oder Hausstellen (Abb. 70).

Für Bosau am Plöner See in Ostholstein ist für das 12. Jh. die Runddorf-Form mit einiger Sicherheit zu erschließen. Trotz ausgedehnter Siedlungsforschungen ist der ältere Grundriß nicht zu rekonstruieren. Aufgrund der Geländebeziehungen und der Streuung der Siedlungsreste darf jedoch eine Rundform des Siedlungsgrundrisses angenommen werden.¹³

Außerhalb des hier behandelten Gebietes finden sich Rundformen unter vergleichbaren geographischen Bedingungen sowohl im völkerwanderungszeitlichen oder nachvölkerwanderungszeitlichen slawischen als auch im germanischen Gebiet. Eine besondere Ausprägung erfuhr diese Siedlungsform im sogenannten „Rundling“ (Abb. 160 f.). Diese geschlossene Ortsform, die an der Grenze zwischen Niederung und Hochfläche angelegt wurde und nur einen, nachts verschließbaren Zugang besaß, war u. a. dadurch gekennzeichnet, daß das Ackerland segmentförmig hinter den einzelnen Höfen lag, von diesen aus also ohne Rücksicht auf die Nachbarn direkt bewirtschaftet werden konnte. Der Rundling wurde jahrzehntelang als typisch altslawische Siedlungsform angesehen. Inzwischen ist jedoch erwiesen, daß er erst zur Zeit der feudalen Ostexpansion, häufig unter Beteiligung von Slawen, entstanden ist.¹⁴

Es ist daher anzunehmen, daß die Rundformen in ihren unterschiedlichen Ausprä-

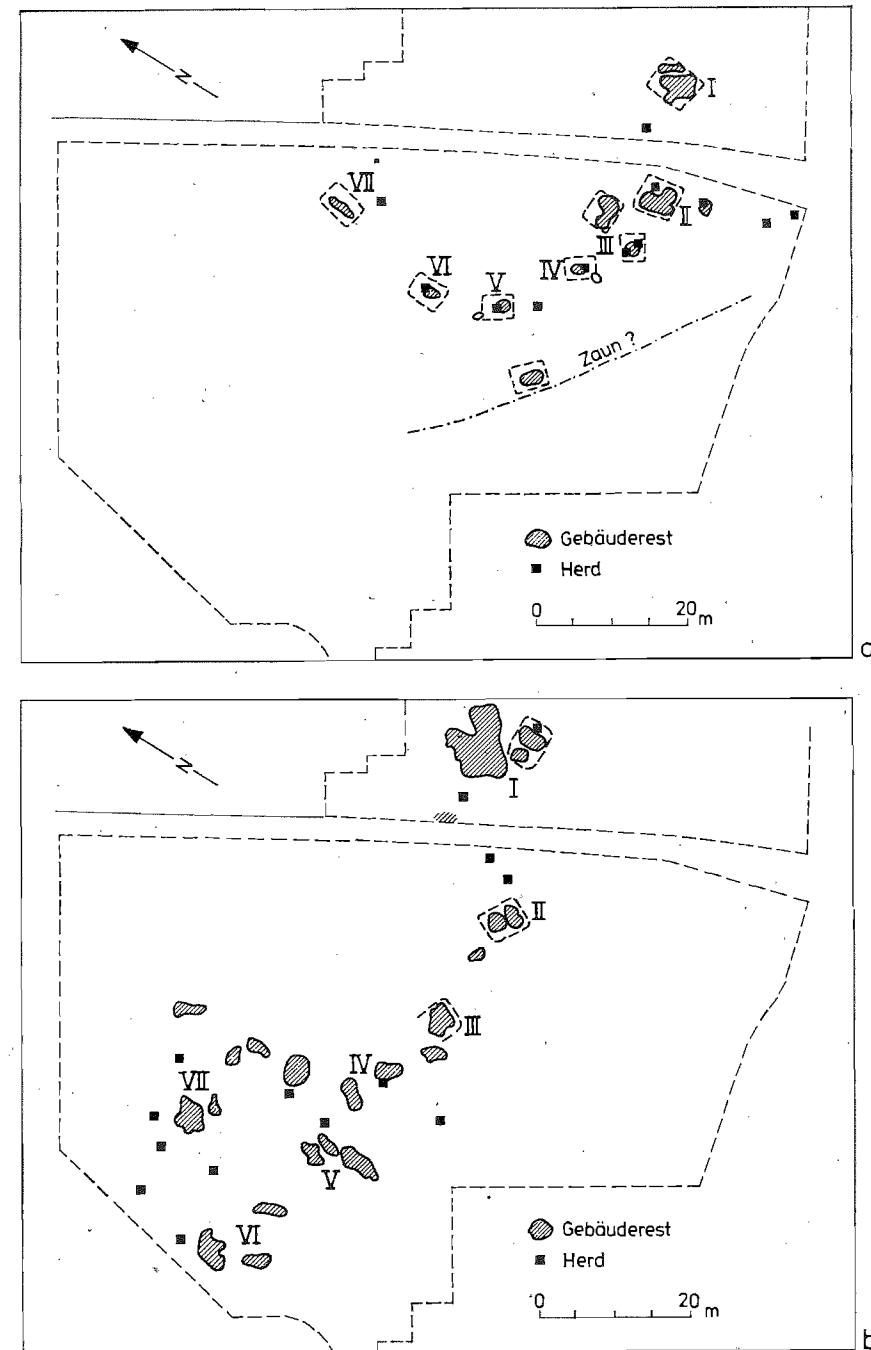


Abb. 69 Pläne des altslawischen Dorfes von Berlin-Mahlsdorf: a 8./9. Jh.; b 9./10. Jh. (Die römischen Ziffern weisen auf vermutete Gehöfte hin.)

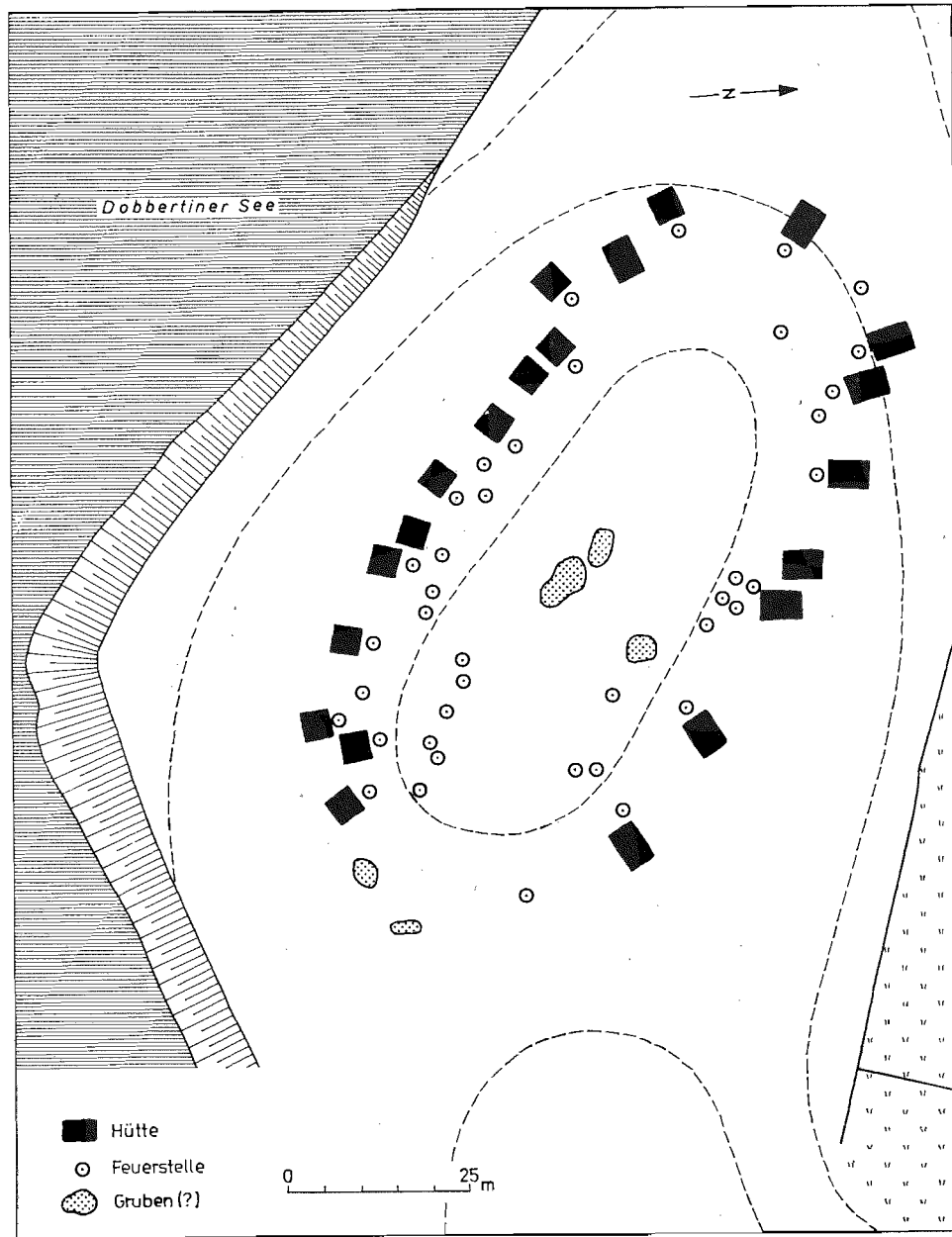


Abb. 70 Schematischer Plan der jungslawischen Siedlung Devstorf, Kr. Lübz.

gungen wesentlich das Siedlungsbild bei den slawischen Stämmen während des gesamten behandelten Zeitraumes bestimmt haben. Das läßt darauf schließen, daß ihre Bewohner gleichberechtigt direkten Zugang zum anschließenden Garten- und Ackerland der Hochfläche und zur Niederung bzw. Weide hatten. Der Dorfplatz mag außer-

dem dem Vieh Schutz geboten haben, das nachts oder während des Winters hier zusammengetrieben wurde. Da sich bisher bei den einzelnen Gehöften, soweit die Ausgrabungen zuverlässig und genau waren, für die ältere Zeit Ställe oder Viehpferche nicht nachweisen ließen, muß damit gerechnet werden, daß kollektive Viehhaltung ein wesentliches Grundelement für dieses Anlageschema gewesen ist. Es steht in jedem Falle fest, daß diese Dörfer einer Gruppe dienten, die durch gemeinsame Interessen zusammengeschlossen war und in gegenseitiger Übereinstimmung wirtschaftete.

Gleichmäßige Siedlungsformen wie das Runddorf mußten gesprengt werden, wo sich innerhalb der Siedlungsgemeinschaft stärkere wirtschaftliche und soziale Unterschiede herausbildeten, mögen diese nun innerhalb oder außerhalb genereller Abhängigkeit aller Dorfbewohner von herrschaftlicher Gewalt entstanden sein.

Bisher wird man daher vergeblich unter den Runddörfern nach stärker differenzierten Besitzverhältnissen oder Tätigkeitsbereichen suchen. Kleinere Abweichungen in der Hausgröße, wie sie z. B. in Dessau-Mosigkau auftreten, sagen wenig aus, da es sich bei derartigen Häusern um die Bauten unterschiedlich großer Familien handeln kann. Außerdem kann mit einem etwas größeren Versammlungsraum usw. gerechnet werden.

Die Errichtung unbefestigter Dörfer, die auf eine natürliche Schutzlage verzichteten, kann nur unter den Bedingungen relativer Ruhe und Gefahrlosigkeit erfolgt sein. Dörfer wie Mosigkau, Berlin-Marzahn oder Neubrandenburg-Fritscheshof drücken aus, daß sich eine einwandernde Bevölkerung in kleinen Gruppen über das ganze Land verteilte, Siedlungsgefülle anlegte und diese ausbaute.

Anderen Bedingungen sahen sich ganz offensichtlich wilzische Stämme (vgl. Kap. I.4) gegenüber. Sie blieben teilweise auch nach der Einwanderungszeit in größeren Siedlungen wohnen, legten diese an natürlich geschützten Plätzen an oder umgaben sie sogar mit großen Befestigungsanlagen. Diese großen Siedlungen bildeten den eigentlichen Kern von Siedlungsgefüllen. Aus Dahmen bei Teterow, Grimmen und von anderen Orten sind Siedlungen bekannt, die sich über mehrere Hektar ausdehnten. Sie lagen auf großen Inseln, die von sumpfiger Niederung umgeben waren, aber auch auf Inseln im See (Waren-Feißneck). Bisher ist keine dieser Siedlungen genauer untersucht worden. Umfangreichere Ausgrabungen fanden lediglich in Feldberg, Zislow bei Röbel und auf der Sternberger Burg bei Sternberg, Bez. Schwerin, statt. In allen Fällen handelte es sich zwar um befestigte Siedlungen, jedoch mag sich ihre Grundrißgliederung nicht so sehr von der der übrigen Großsiedlungen unterscheiden haben.

In Feldberg und in Zislow war die regelmäßige Anordnung der Häuser auf den terrassierten Abhängen von Höhenrücken an Seen typisch. Die Häuser waren im Vergleich zu denen von Dessau-Mosigkau und anderswo verhältnismäßig groß. Ihre Länge betrug 7–13 m und ihre Breite 4–6 m. In Feldberg zogen sich etwa 8 Hausreihen, die zur gleichen Zeit bewohnt waren, an den Abhängen entlang (Abb. 71).

Die Häuser in Feldberg hatten aneinandergereiht eine Länge von etwa 700 m bei durchschnittlicher Breite von 4–6 m. Werden die gleichen Bewohnerzahlen wie in Dessau-Mosigkau zugrunde gelegt, nämlich ein Bewohner auf etwa 3 m², so ergibt das für Feldberg eine Bewohnerzahl von 600 bis 1 200 Personen. Unbeschadet dessen, daß dieser Zahl große Unsicherheiten innewohnen, vermittelt sie eine Vorstellung von den erheblichen Unterschieden zwischen den Verhältnissen in Dessau-Mosigkau und im Gebiet der Feldberger Gruppe.¹⁵ Weniger vollständig wurden die Siedlungsbauten in der Burg von Groß Görnow¹⁶, in Wildberg bei Neuruppin¹⁷ und in Reitwein a. d. Oder im

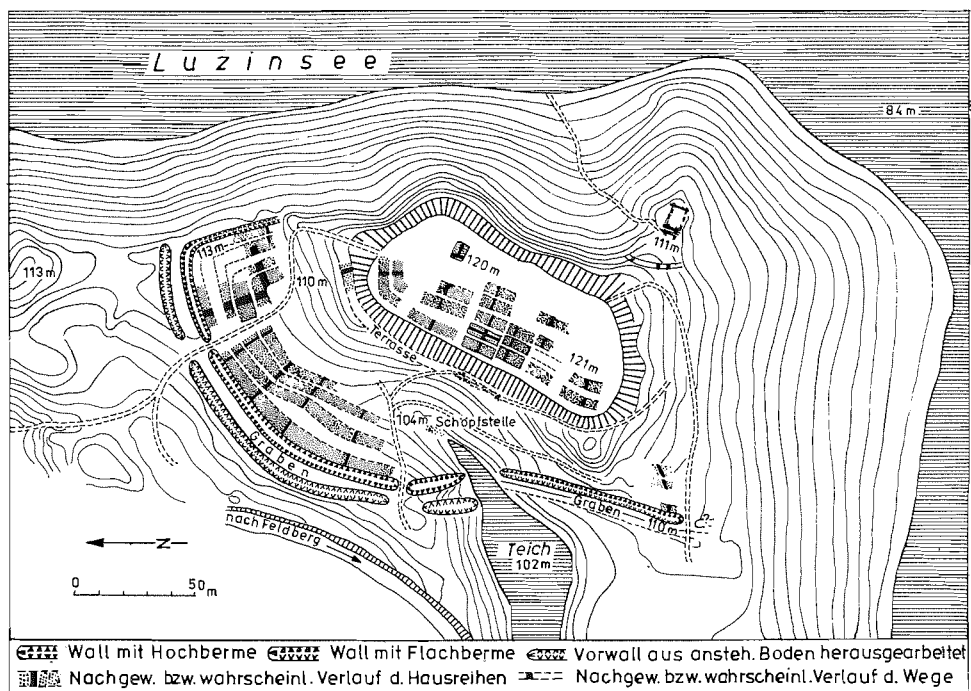


Abb. 71 Schematischer Plan der befestigten Siedlung von Feldberg, Kr. Neustrelitz. 8./9. Jh.

Kreis Seelow¹⁸ erfaßt. In Wildberg ließ sich immerhin ebenfalls in einem kleinen Ausschnitt der Siedlung eine 120 m lange und 3–4 m breite Hausreihe nachweisen.

Diese Konzentration der Bevölkerung entsprach keineswegs dem Stand der Produktivkräfte und den wirtschaftlichen Gegebenheiten. Schon nach wenigen Jahrzehnten lösten sich diese Großsiedlungen auf. Die Bewohner verteilten sich über ein größeres Siedlungsgebiet und ließen sich direkt in ihrem jeweiligen Wirtschaftsareal nieder (Abb. 72).

Die Frage, weshalb die wilzischen Stämme trotz des Widerspruches zu den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen zunächst diese großen Siedlungen anlegten, ist bis jetzt nicht sicher zu beantworten. Es ist die Hypothese aufgestellt worden, daß sie bei der Einwanderung bereits auf ältere, früher angekommene Gruppen stießen, zu denen sie in Feindschaft gerieten. Das verhinderte zunächst eine Zerstreung der Bevölkerung über das Land, die erst nach dem Ausgleich mit den älteren Gruppen zustande kam.

Hinweise auf derartige Zusammenhänge haben Ausgrabungen in mehreren Siedlungskammern erbracht. In der Siedlungskammer am Zusammenfluß von Mildnitz und Warnow im westlichen Mecklenburg entstand zunächst eine Burg der Sukow-Szeligi-Gruppe, die Sternberger Burg des 7. Jh. Auf einem Höhenrücken wurde zur Zeit des Eindringens von Siedlern mit Keramik vom Feldberger Typ die Burg von Groß Görnow erbaut. Dieser folgte im 9. Jh. schließlich das Burgzentrum von Groß Raden (Abb. 73).¹⁹ Im mittleren Havelgebiet legten zur Zeit der Ausdehnung der Gruppe mit Feldberger Keramik die bereits ansässigen Siedler mit Keramik vom Sukow-

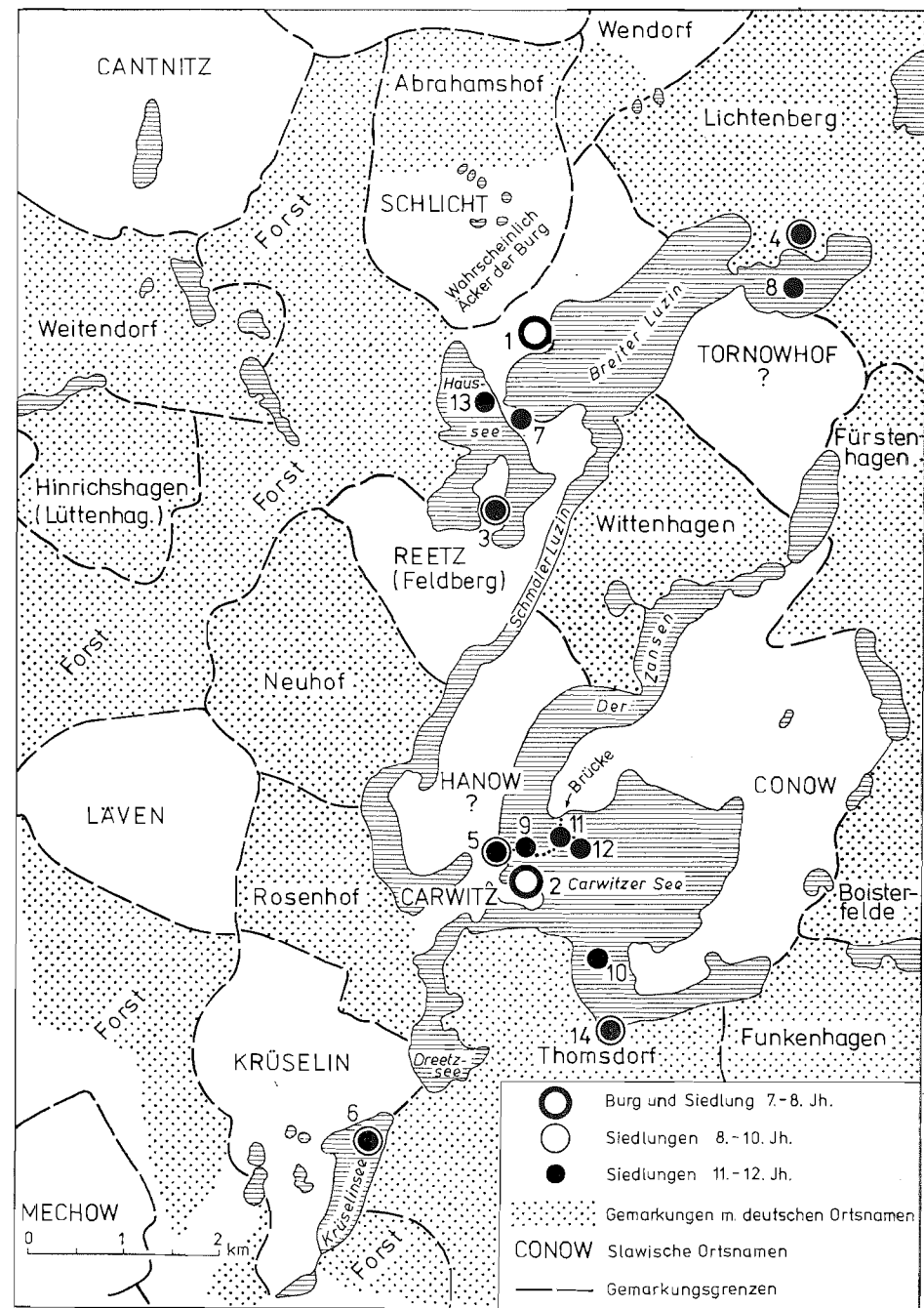


Abb. 72 Die Umgestaltung der Siedlungskammer von Feldberg nach Zerfall der befestigten Großsiedlung: 1 Schloßberg; 2 Carwitz, Halbinsel Hauswerder; 3 Feldberg, Amtswerder; 4 Lichtenberg, Mönchwerder; 5 Carwitz, auf dem Hanow; 6 Krüselin, Insel im See; 7 Feldberger Hütte, meteorologische Station; 8 Lichtenberg, Insel im Hüttensee; 9 Carwitz, Jägerwerder; 10 Carwitz, Kohlwerder; 11 Carwitz, Steinwerder; 12 Carwitz, Bollenwerder; 13 Feldberg, Tannenwerder; 14 Thomsdorf, angelandete Insel zwischen Ort und Carwitzer See.

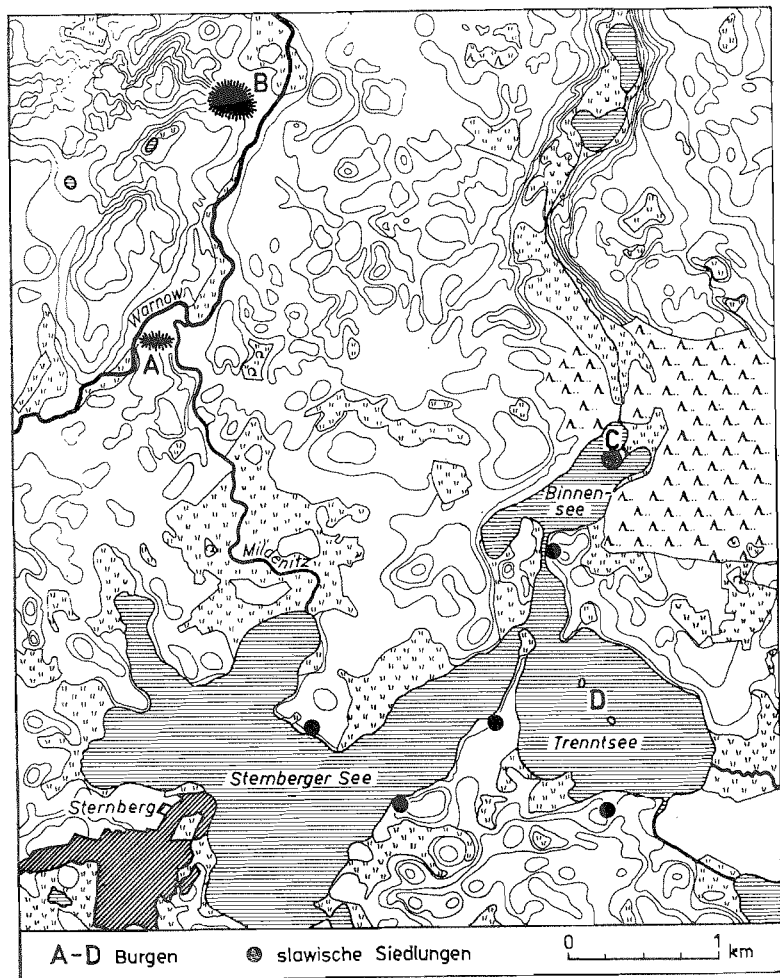


Abb. 73 Abfolge von Burgen im Siedlungsgefülle am Sternberger See: A Sternberger Burg, 6./7. Jh.; B Groß Görnow, 7. bis 9. Jh.; C Groß Raden, zweite Hälfte 9. bis Anfang 11. Jh.; D Insel im Trenntsee.

Szeligi-Typ oder vom Prager Typ befestigte Siedlungen und Burgen an. Das geschah in Brandenburg, Spandau, Köpenick und an anderen Orten.²⁰

Die Siedlungsverhältnisse im Gebiet des Tornower Typs, d. h. in der Lausitz und den anschließenden Landschaften, unterschieden sich von denen in den bisher behandelten Gebieten teilweise beträchtlich. Die Ausgrabungen in Tornow, Kr. Calau, von 1960 bis 1969 haben uns Kenntnis von einem Siedlungskomplex vermittelt, der in der römischen Kaiserzeit gegründet wurde und bis in die Neuzeit bestehen blieb. In den kaiserzeitlichen und in den völkerwanderungszeitlichen Siedlungen gab es eine beträchtliche wirtschaftliche und gesellschaftliche Differenzierung. Das Bild des Dorfes bestimmten zeitweilig einige oder sogar nur ein großes Bauerngehöft, um das kleinere Wirtschaften gruppiert waren. Teile der Bevölkerung blieben auch bei der slawischen

Einwanderung im Lande. Die ersten slawischen Einwanderer gehörten zu den Stämmen der Sukow-Szeligi-Gruppe. Ihre Spuren fanden sich auf dem Lütjenberg in Form von einigen Hausresten, die denen von Berlin-Marzahn entsprachen.²¹ Kurze Zeit nach der Ankunft slawischer Einwanderer mit Keramik vom Tornower Typ, die auf dem Lütjenberg eine unbefestigte Siedlung errichteten, wurde auf dem Borchelt eine slawische Siedlung angelegt (Abb. 74 oben; 76). Der Borchelt war eine etwa 2 ha große flache, lehmig-sandige Halbinsel in der Niederung der Schrake. Auf der nördlichen Spitze dieser Halbinsel entstand eine Burg. In dieser war nur ein Haus ständig bewohnt, während eine größere Anzahl von Menschen in gadenartigen Unterkünften hinter dem Wall in Notzeiten Zuflucht und Obdach fand (Abb. 98). Unmittelbar vor der Burg lag ein kleiner Wirtschaftshof, der wohl zur Burg bzw. dem ständig darin ansässigen Häuptling oder Dorfadligen gehörte. An diesen Wirtschaftshof schloß sich ein größerer Wirtschaftsteil an mit Brenngruben für die Keramikherstellung, Eisenverhüttungs- und -verarbeitungsstellen, Silos, Brunnen usw. Erst dann folgten die Häuser des Dorfes. In der näheren Umgebung der Großhäuser befanden sich einige kleinere Hütten oder Wirtschaftsanlagen. Ein eigentlicher Dorfplatz war nicht vorhanden. Als Versammlungsort diente die Burg mit ihrem freien Innenhof und den Unterkünften hinter dem Wall.²²

Tatsächlich könnte ein einziges Großhaus – ob in Feldberg oder in Tornow – die gleiche Größe wie alle 8 Häuser des ersten Dorfringes von Dessau-Mosigkau zusammengekommen aufweisen (Tornow Haus 109 etwa 128 m², Dessau-Mosigkau Dorf 1 etwa 120 m² Wohnfläche). Jede Schlussfolgerung wird die bis jetzt noch immer geringe Materialmenge zu berücksichtigen haben. Die erwähnten Befunde lassen es jedoch für die verglichenen Siedlungen als sicher erscheinen, daß diese Häuser unterschiedlich strukturierten gesellschaftlichen Gruppen dienten. Während in Dessau-Mosigkau in einem Haus eine Familie lebte, dürfte es sich in Tornow oder Feldberg um eine Großfamilie gehandelt haben. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch in Dessau-Mosigkau die Einfamilien noch in die Großfamilienstruktur eingebettet waren. Die 7 bis 10 Häuser eines jeden Dorfringes können durchaus einer einzigen Großfamilie gehört haben. Damit würde am besten der komplikationslose Wechsel der Hausstellen, der sich in Dessau-Mosigkau beobachten ließ (Abb. 65), übereinstimmen. Dagegen lebten in der Tornower Siedlung und wohl auch in Feldberg mehrere Großfamilien in einem Dorf zusammen. In Tornow waren es wenigstens 8 bis 9. Die Anteile dieser Gehöfte an der Dorfstelle scheinen fest abgegrenzt gewesen zu sein. Es läßt sich eine gewisse Grundstückskontinuität trotz aller Veränderungen innerhalb der Dorfstruktur und des Bebauungsplanes über etwa 600 Jahre verfolgen.

Ebenso wie im Feldberger Gebiet im 8./9. Jh. die Großsiedlungen aufgegeben wurden, sind auch in Tornow die Häuser durch kleinere Bauten von 30–50 m² ersetzt worden (Abb. 74 unten; 77). Das zur Burg gehörende Gehöft, das Wirtschaftsviertel und die Burg selbst wurden wesentlich verändert und sind damit deutlicher Ausdruck eines Herrschaftsverhältnisses. Nach der endgültigen Zerstörung der Burg wurde das große Gehöft vor der ehemaligen Burg ausgebaut und erweitert, während daneben kleinere Bauerngehöfte entstanden (Abb. 75 oben). Diese lagen unregelmäßig über die Dorfstelle verstreut. Jedoch blieb das Gelände mit den ehemaligen Wirtschaftsanlagen weitgehend unbenutzt. Lediglich unmittelbar neben dem größeren Hof im Südosten gab es einige Wirtschaftsbauten. Das Dorf wurde im Norden und Westen mit einer Palisade umgeben (Abb. 75 unten). Ähnliche Zusammenhänge zwischen Siedlungsgründung

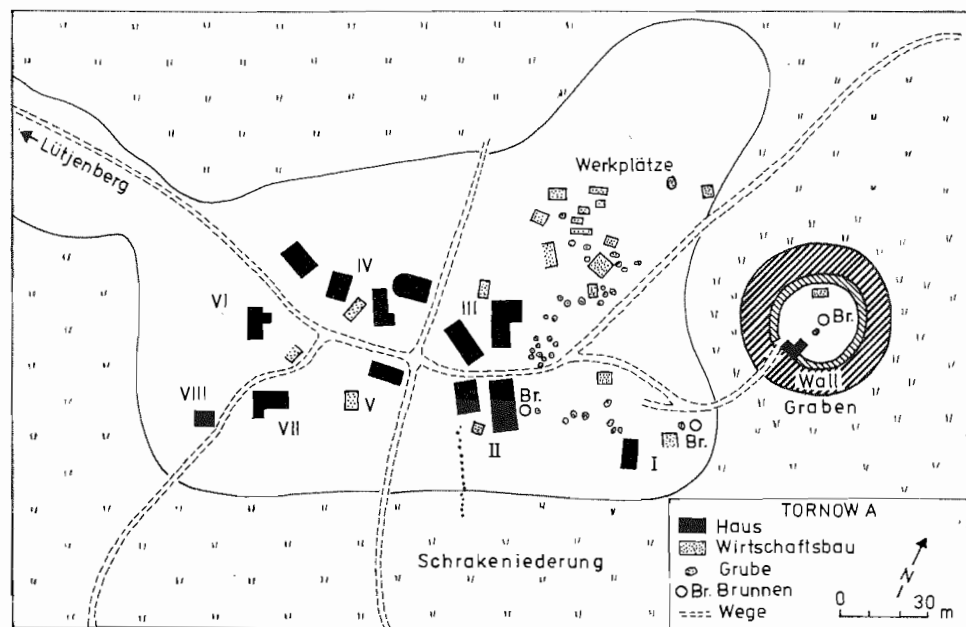


Abb. 74 Schematisierte Gesamtpläne von Burg und Siedlung Tornow, Kr. Calau. Periode A und B. 7. bis 9. Jh.

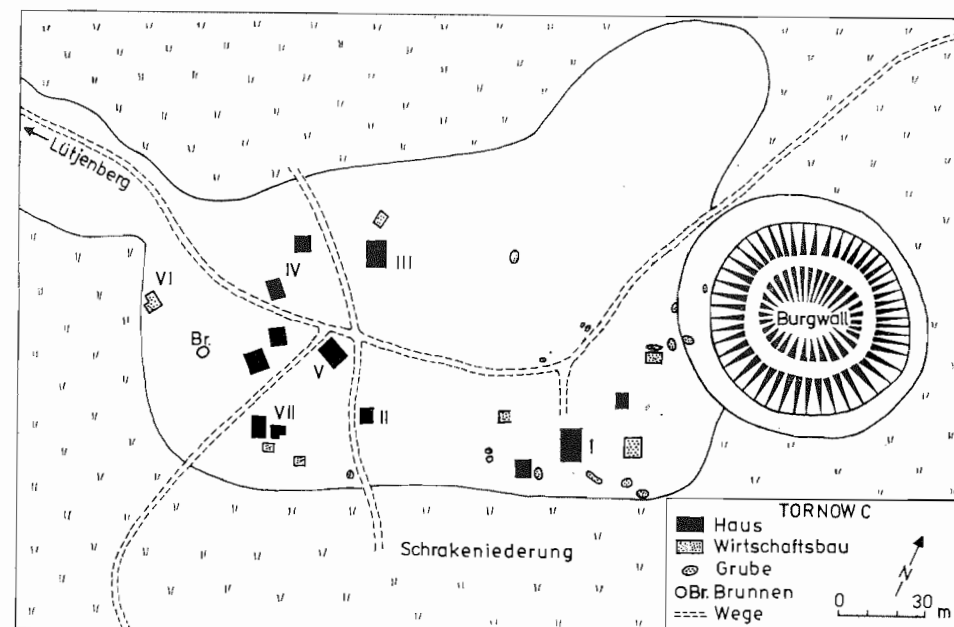
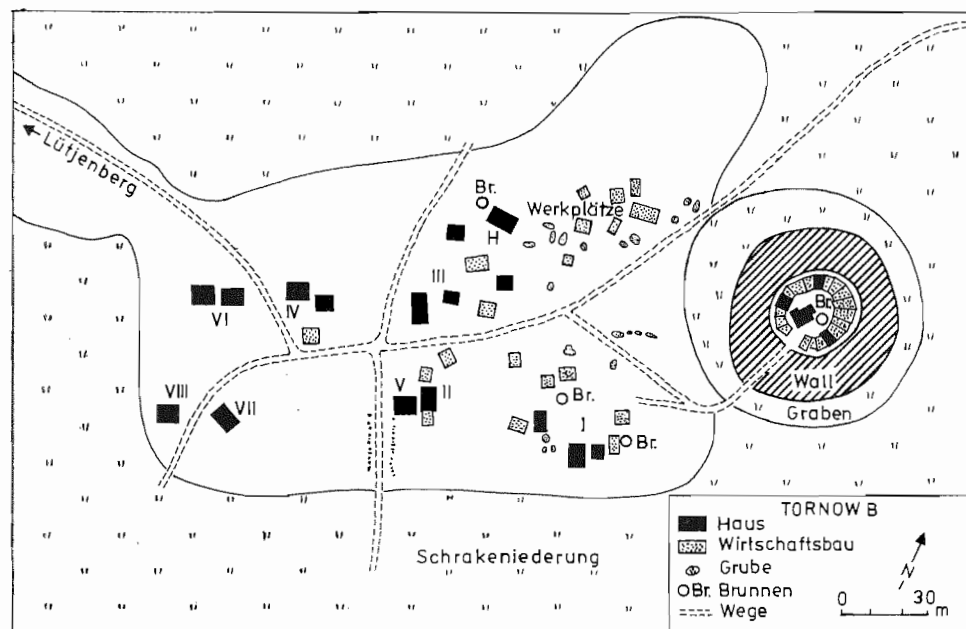
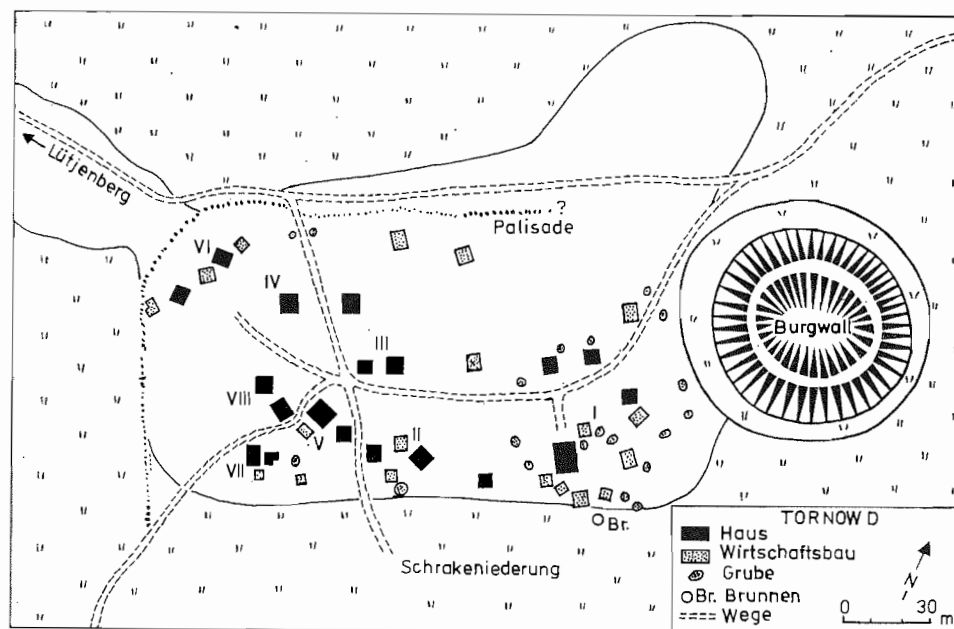


Abb. 75 Schematisierte Gesamtpläne der Siedlung Tornow, Kr. Calau, Periode C und D. 10. bis 12. Jh.



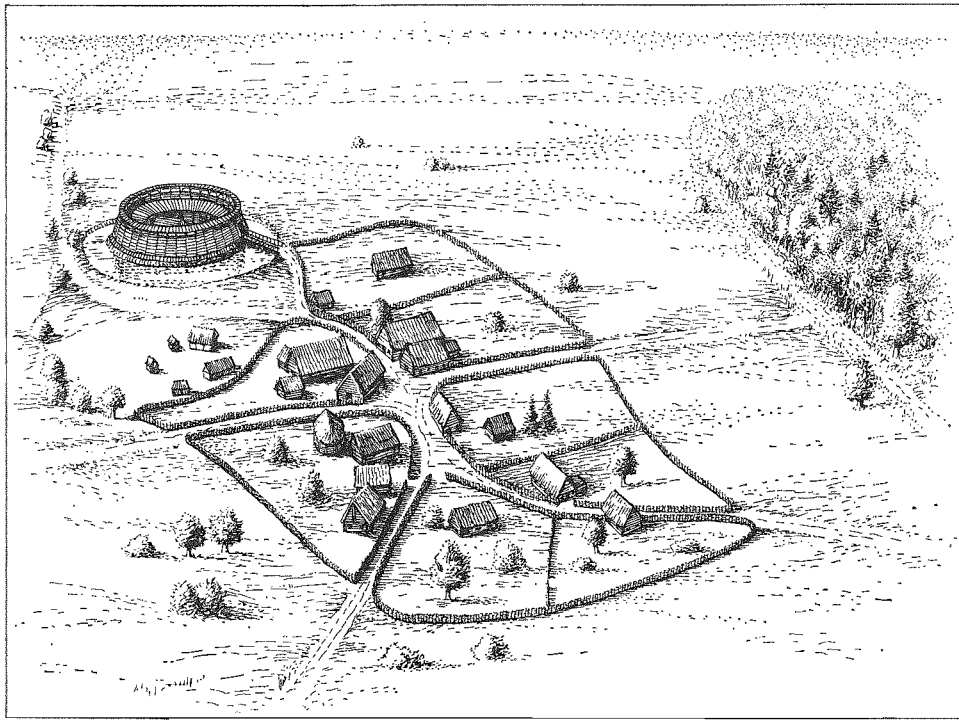


Abb. 76 Rekonstruktionszeichnung von Burg und Siedlung Tornow, Kr. Calau, Periode A. 7./8. Jh.

und Burgenbau wie in Tornow haben sich andeutungsweise auch in Wiesenau, Kr. Eisenhüttenstadt, und Schönfeld, Kr. Calau, feststellen lassen. Allerdings war es nicht möglich, die Topographie der Siedlung vor den Burgen und deren Entwicklung zu erkennen.²³

Unregelmäßig über die Dorfstelle verteilte Gehöfte wie in Tornow scheinen durchaus nicht selten das Bild bestimmt zu haben. Hinweise darauf finden sich sowohl in der Gehöftgruppierung von Groß Sarau am Ratzeburger See, in den locker angeordneten Gehöftgruppen von Berlin-Kaulsdorf, vielleicht auch in Pannewitz bei Kamenz.

Aus dem 11. bis 13. Jh. sind auch andere Dorfformen zu erschließen. In erster Linie ist mit zeilenförmiger Anordnung der Gehöfte am Niederungsrand zu rechnen. In Lassan bei Wolgast wurden 10 Hausstellen beobachtet, die im Abstand von etwa 15 m in einer Reihe lagen. In Bresch bei Perleberg sollen zwei Hausreihen im Abstand von etwa 15 m nebeneinander gelegen haben. Es handelte sich also um ein Gassen- oder Straßendorf (S. 422).²⁴

Ein Siedlungstyp, der auf der Dreiteilung des Siedlungsgeländes in Befestigung, Siedlung und Tempel beruht, ist am Vorort der bereits erwähnten Siedlungskammer in Groß Raden, Kr. Sternberg, durch langjährige archäologische Ausgrabungen festgestellt worden. Das Siedlungszentrum wurde im letzten Viertel des 9. Jh. gegründet.

Die charakteristischen Merkmale dieser Siedlung bestanden in der geordneten und gleichmäßigen Anlage der Häuser neben dem Tempel vor der Brücke zur Insel. Die

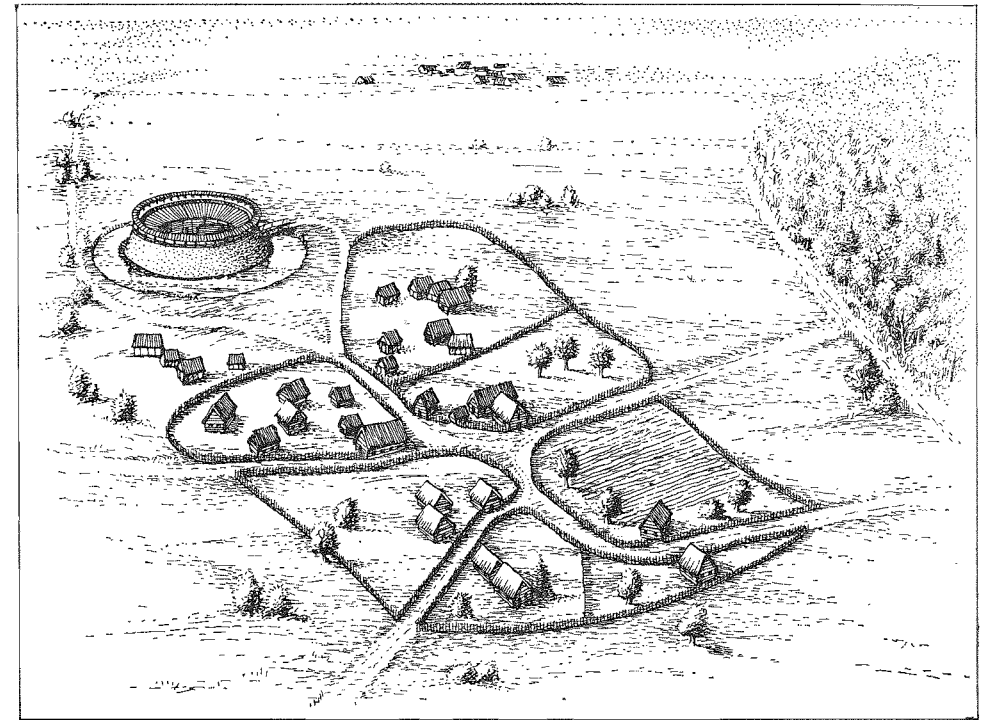


Abb. 77 Rekonstruktionszeichnung von Burg und Siedlung Tornow, Kr. Calau, Periode B. 8./9. Jh.

Siedlung zählte wenigstens 33 Flechtwerkhäuser, jedes etwa 16 m² groß. Einige davon können direkt zum Tempel gehört haben. Zum anderen waren Schmiede, Metallgießer, Schuhmacher, Stellmacher, Zimmerleute und Drechsler ansässig. Insgesamt lebten hier 150 bis 200 Menschen (Abb. 78; 79).²⁵

In der zweiten Siedlungsperiode, die um 955 begann, wurde der Tempel nicht erneuert. Dagegen entstand eine mächtige Wallmauer aus Holz und Erde, die einen runden Hof von 25 m Durchmesser umgab. Hinter der Wallmauer lagen etwa 15 kassettentartige Unterkünfte. Inmitten des Burghofes stand wohl ein großes Kultsymbol.

Die Siedlung vor der Burg hatte 30 bis 40 Blockbauten, wiederum vor allem von Gewerbetreibenden genutzt. Eine Palisaden- und Grabenbefestigung schützte diesen Siedlungsteil. Im Vorgelände lagen wahrscheinlich weitere Teilsiedlungen, die jedoch nicht erforscht worden sind. Am Ende des 10. Jh. ging dieses Burg-Siedlungs-Zentrum zugrunde. Dem Wesen nach handelte es sich in Groß Raden ebenso wie in Tornow, Feldberg, Leegebruch, Spandau, Brandenburg usw. um den Mittelpunkt eines Siedlungsgeländes, um eine jener civitates, die der Bayerische Geograph den einzelnen Stämmen zuweist. Allein die bisher bekannten Einzelheiten der Siedlungsstruktur und der Siedlungstopographie lassen jedoch die mannigfachen Unterschiede in der Ausgestaltung derartiger Burgsiedlungen erkennen.

Andere Siedlungsformen und siedlungstopographische Verhältnisse wiesen offenbar die Seehandelsplätze auf, die sich seit dem 8./9. Jh. auch im nordwestslawischen Gebiet herauszubilden begannen (vgl. Kap. III.4c).

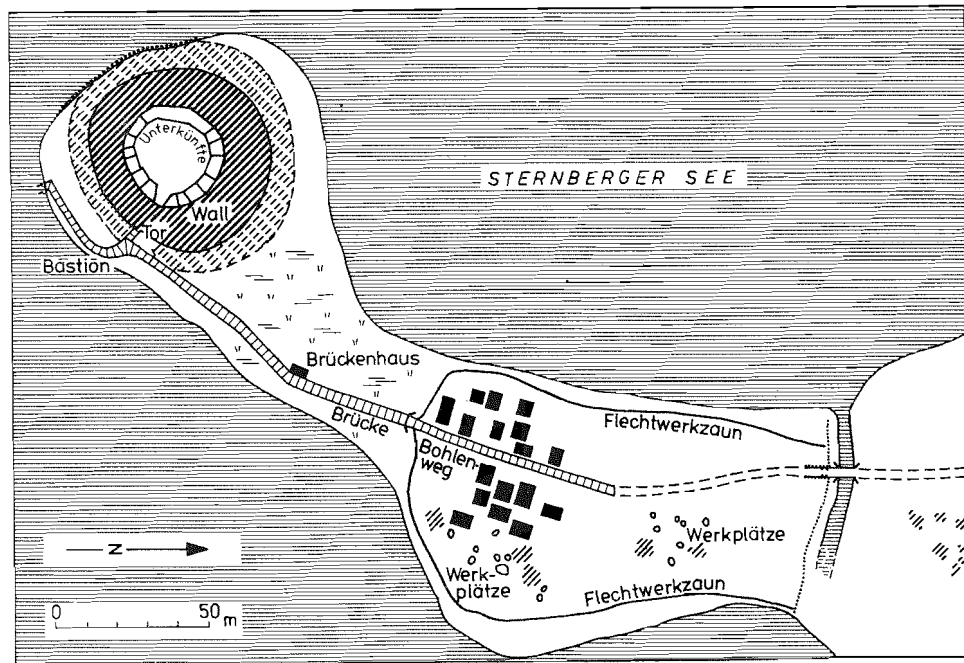
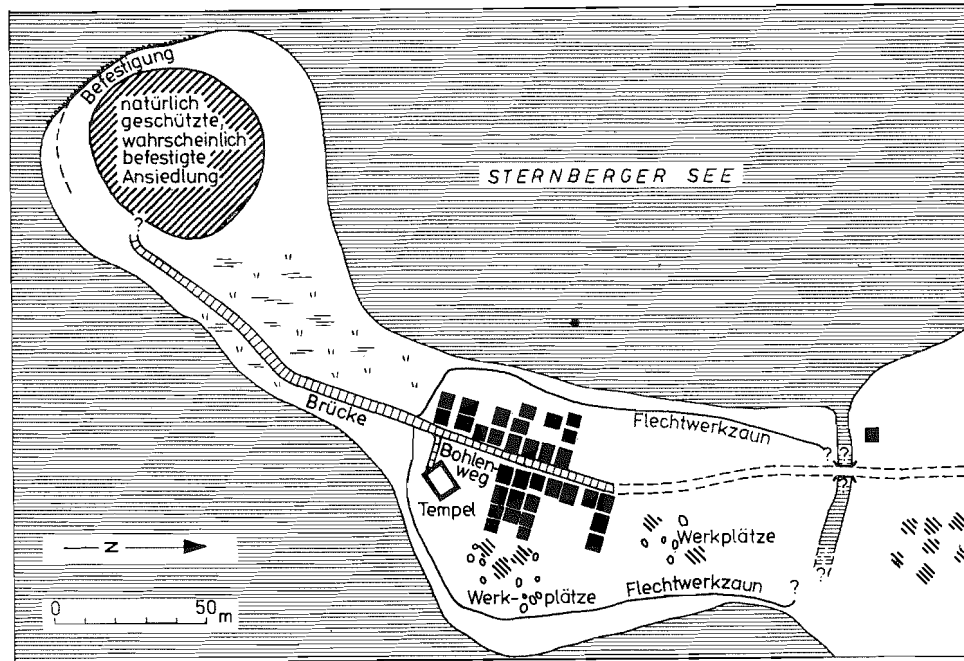


Abb. 78 Schematisierter Gesamtplan von Tempelsiedlung und Burg Groß Raden, Kr. Sternberg; oben: Periode A, 885 bis 955; unten: Periode B, 955 bis Anfang 11. Jh.

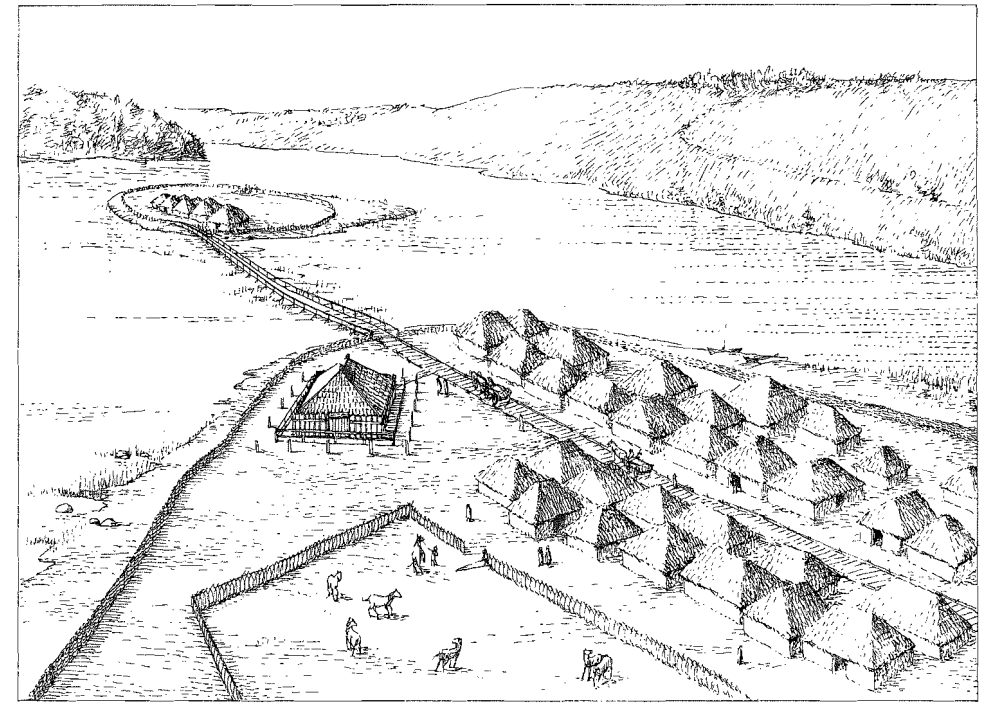


Abb. 79 Rekonstruktionszeichnung von Burg, Siedlung und Tempel der Periode A in Groß Raden, Kr. Sternberg.

Neben den Dörfern und Burgsiedlungen gab es in den verschiedenen Gebieten und Geländeformen Einzelhöfe von Bauern, Fischern und Zeidlern. Jedoch sind bisher derartige Einzelhöfe nicht genauer untersucht worden.

Im Verlaufe der Entwicklung des Dorfes veränderte sich auch das einzelne Gehöft wesentlich. Die ältesten Gehöfte bestanden oftmals nur aus einem einzigen Haus, dem Wohnhaus. In Tornow fanden sich neben den großen Häusern der Siedlung A (Abb. 74) bereits kleinere Bauten – Speicher und vielleicht auch Ställe. Nicht auszuschließen ist, daß in den Langhäusern von Tornow ebenfalls Stallräume enthalten waren. Im 9. bis 12. Jh. gehörten hin und wieder eingetiefe Schweineställe zu den Gehöften. Eine geschlossene Ausbildung mit großem Wohnhaus, kleinen Wohnbauten für das Gesinde, Stallräumen und weiteren Wirtschaftsbauten einschließlich Werkstätten erfuhr in Tornow jedoch nur ein Gehöft, das als Gehöft des Dorfadligen anzusehen ist. Auch in anderen Dörfern ist kein fester Gehöfttyp vorhanden gewesen. Der Stallraum blieb offenbar immer begrenzt und war wohl nur für die zeitweilige Aufnahme von Zucht- und Jungtieren bestimmt. Damit entfiel die Notwendigkeit, Streu und größere Futtermittel unter Dach einzulagern. Das Winterfutter konnte auf Diemen gesetzt werden, so wie das gelegentlich heute noch im Spreewald geschieht. Auch der Speicher als selbständiges Gebäude war nicht unbedingt Zubehör. Andere Wirtschaftsbauten, wie Badehäuser und Töpfereien, scheinen manchmal gemeinsam vom ganzen Dorf errichtet worden zu sein. Sofern kein Trinkwasser im Bach oder See vorhanden war, legte man

Brunnen an (Taf. 44). Diese konnten der ganzen Dorfgemeinde gehören; häufig jedoch schuf sich jedes Gehöft einen eigenen Brunnen.²⁶

Das Bild, das sich uns gegenwärtig von der Gestaltung der dörflichen bäuerlichen Siedlungen bietet, ist trotz aller Erkenntnisfortschritte der letzten Jahrzehnte noch recht unscharf. Nichtdestoweniger beginnen sich Konturen abzuheben, die dessen Mehrschichtigkeit zeigen und unsere Aufmerksamkeit auf stärkere Wandlungen hinlenken, denen das Dorf und die bäuerliche Siedlung entsprechend traditionellen und konkret-historischen Umständen sowie den gesellschaftlichen Verhältnissen unterworfen waren. Daher wird es nicht mehr angehen, von der slawischen Siedlung oder dem slawischen Dorf, Gehöft oder Haus schlechthin zu sprechen und einen Typus zu suchen. Diesen hat es sicher nicht gegeben – es gab deren viele.

2. Haus und Hof

Die Erforschung des slawischen Hausbaues kann sich in erster Linie auf Ergebnisse von Siedlungsgrabungen stützen, bei denen vor allem in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Hausgrundrisse zutage gefördert wurden.²⁷ Nicht selten gelang es, verkohlte Pfosten und Balken oder sogar in feuchter Erde über die Jahrhunderte erhaltene Reste der Holzkonstruktion freizulegen. Die Wohnhäuser der slawischen Stämme besaßen trotz wichtiger Unterschiede in der Bauweise eine Reihe von Gemeinsamkeiten, die sie von denen anderer Völker, insbesondere der benachbarten Germanen, deutlich unterschieden. Vielfach bestanden die Wohnhäuser aus einem Raum von 12 m² bis 25 m² Größe; meist waren sie quadratisch. Größere, rechteckige Wohnbauten sind bislang nur vereinzelt in Siedlungen der Wilzen und Lusizer nachgewiesen worden, treten dagegen häufiger in den Adelsburgen auf. Großen Wert legten die Slawen darauf, ihre Wohnungen gut vor der Winterkälte zu schützen. Deshalb bevorzugten sie ebenerdige Blockbauten bzw. in die Erde eingetiefe Grubenhäuser. Sorgfältig erbaute Herde, häufiger aber Öfen, sorgten für eine gute Erwärmung des Innenraumes. Alle diese Vorkehrungen zeigen, daß diese Hausformen in den osteuropäischen Wald- und Steppengebieten mit strengem Kontinentalklima entwickelt worden sind.

Die in das Elbe-Saale-Gebiet einwandernden Stämme brachten das quadratische Grubenhäuser mit. Diese Hausform fand sich auf zahlreichen Fundstellen vor allem des 6. bis 10. Jh. bis zur mittleren Elbe und nach Westen bis in das Thüringische Becken.²⁸ Die besten Vorstellungen vom Aussehen der Grubenhäuser vermitteln uns Bauten in Dessau-Mosigkau, denn es gelang mehrmals, Reste des verbrannten und zusammengestürzten Oberbaues zu beobachten (Taf. 36; Abb. 80). Das Gerüst bildeten oftmals acht in den Grund der quadratischen Hausgrube eingelassene Pfosten. Sie standen in den Ecken sowie jeweils in der Mitte der Wände. Gewöhnlich trugen die an der nördlichen und südlichen Wandmitte stehenden Pfosten einen Firstbalken, der bei mehreren Häusern durch weitere, frei im Innenraum stehende Pfosten gestützt wurde. Auch die übrigen Träger dienten zur Aufnahme der Dachlast, verhalfen aber zugleich den Wänden zu größerer Stabilität. Die Pfosten standen nämlich nicht unmittelbar an der Grubenwand, sondern waren etwa 30 cm weit in den Innenraum gerückt. In dem Zwischenraum befanden sich die in Blockbauweise hergestellten Wände aus Bohlen oder runden Balken; auch davon ließen sich Reste nachweisen. In Dessau-Mosigkau und anderen Fundstellen gab es auch Bauten mit einfacherem Gerüst aus sechs, vier

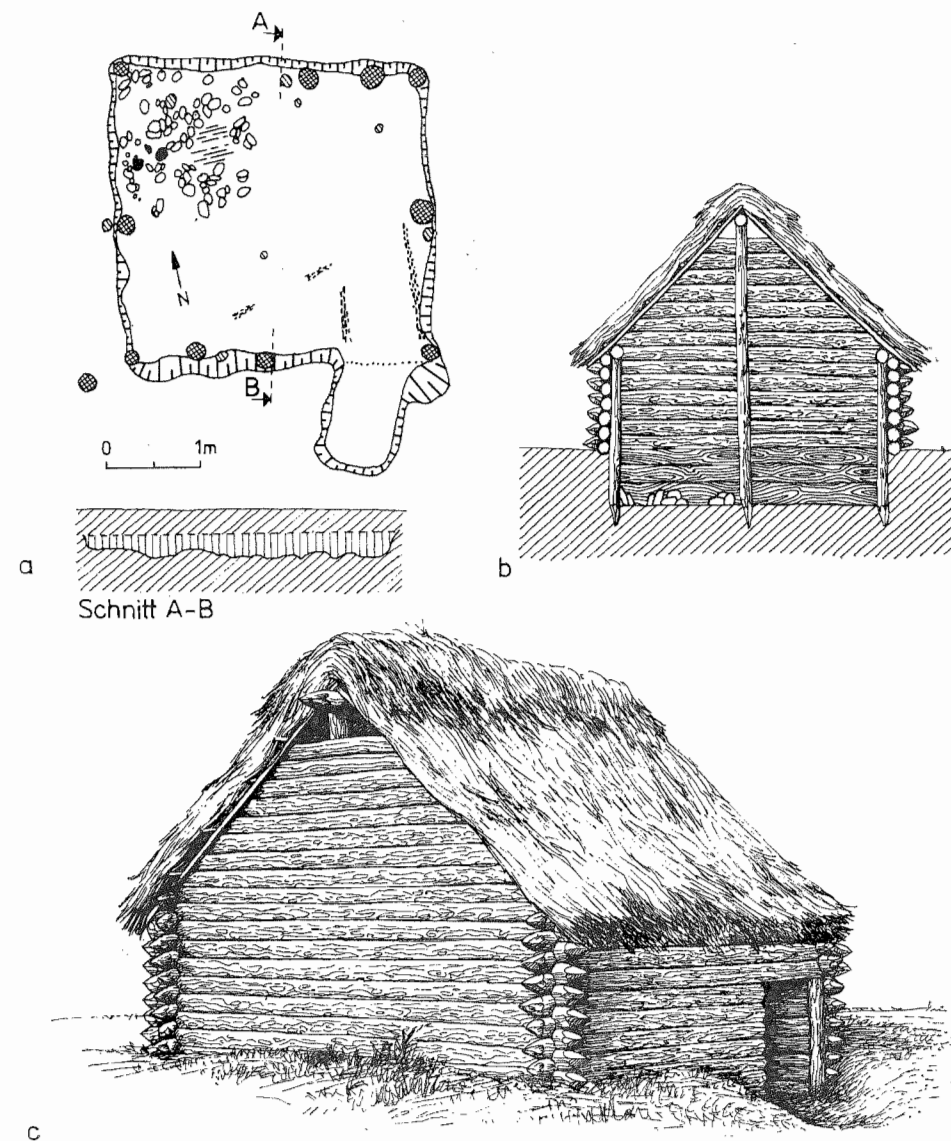


Abb. 80 Grabungsbefund und Rekonstruktion des Hauses 1 von Dessau-Mosigkau: a) Grundriß und Profil; b) Querschnitt des Rekonstruktionsversuches; c) Gesamtansicht der Rekonstruktion.

oder gar nur zwei Pfosten. Grubenhäuser ohne Pfosten besaßen wahrscheinlich eine reine Blockbaukonstruktion. Unbekannt ist die Art der Dacheindeckung, sehr wahrscheinlich bestand sie aus Stroh oder Rohr.

Solche relativ kleinen Wohnhäuser mußten einfach und zweckmäßig eingerichtet sein. Daher befand sich die Herdstelle stets in einer Ecke, meist in der nordwestlichen. Eine kleine runde Kellergrube in der Nähe des Herdes nahm wohl Vorräte auf. In mehreren

Häusern entdeckte man außerdem Reste sehr kleiner Pfosten in der Nähe des Herdes. Sie gehörten zu einer inneren Trennwand oder dienten als Stützen eines Rauchfanges. Die Hauseingänge lagen meist an der Südostseite. Aus der Stellung der Türpfosten ließ sich die Breite der Haustüren mit 60–70 cm berechnen. In manche Häuser gelangte man über eine schmale schräge Rampe, in andere über eine Treppe oder Leiter. Entlang der Wände waren Bänke aufgestellt, die als Schlaf- und Sitzgelegenheit zugleich dienten.

Die eingetieften, quadratischen Wohnhäuser entstanden wohl bei den Stämmen des ukrainischen Schwarzerdegebietes. Nur dort trafen kontinentales Klima und tiefgründige, standfeste Lehmböden und damit zwei Bedingungen zusammen, die zur Entwicklung dieser besonderen Hausform führen konnten. Auf den nördlichen Balkan und nach Mitteleuropa vordringende Stämme haben im 6. Jh. zur Verbreitung dieser Hausform einerseits nach Rumänien, Bulgarien und Jugoslawien sowie andererseits nach dem südlichen Polen, der ČSSR und den südwestlichen Teilen der DDR geführt. In allen diesen Gebieten bevorzugten die Slawen tiefgründige Löß- bzw. Lehmböden, offenbar weil sie den Bedingungen der Landwirtschaft wie des Hausbaues in der Ukraine am nächsten kamen. Im gesamten Verbreitungsgebiet gab es große Ähnlichkeit in der Bauweise der Grubenhäuser, bei der sich bis zum 8. Jh. kaum regionale Besonderheiten entwickeln konnten. Die Tiefe der Hausgruben dagegen ließ zwischen ost- und westslawischen Gebieten bemerkenswerte Unterschiede erkennen. In der Ukraine waren die Grubenhäuser in vielen Siedlungen mehr als 1,0 m tief eingegraben. Dies war mit aufwendigen Erdarbeiten verbunden und brachte für die Bewohner mit Sicherheit manche Erschwernis, erlaubte aber, die Möglichkeiten optimal zu nutzen, die diese Bauweise für die Erwärmung des Innenraumes bot. Im Zuge der Ausbreitung nach Westen wurden die Grubenhäuser immer flacher.²⁹ Im Mittelelbe-Saale-Gebiet waren sie zumeist sogar weniger als 0,50 m tief. So haben die einwandernden Stämme zwar ihre Traditionen im Hausbau bewahrt, diese zugleich aber den Klimabedingungen Mitteleuropas angepaßt. Aufgrund der höheren durchschnittlichen Temperaturen im Winterhalbjahr, aber auch der wesentlich höheren Luft- und Bodenfeuchtigkeit, erwiesen sich stärker eingetieft Häuser als ungeeignet. Besonders deutlich zeigte sich das in Dessau-Mosigkau, wo die jüngsten Bauten oft nur noch wenige Zentimeter in den anstehenden Boden eingetieft waren.

In dörflichen Siedlungen, aber auch in Burgen herrschten noch im 8./9. Jh. die schwach eingetieften Grubenhäuser vor. Zur gleichen Zeit setzten sich in den Zentren des Großmährischen Reiches ebenerdige Blockhäuser durch, die seit dem 10. Jh. auch im Elbe-Saale-Gebiet häufiger wurden. Dicht aneinandergebaute Blockhäuser fanden sich entlang einer Straße der Burg von Meißen (Abb. 81). In der Folgezeit scheint sich das in vieler Hinsicht praktischere Blockhaus auch in den dörflichen Siedlungen schnell durchgesetzt zu haben.

In den Flachlandgebieten nördlich der eiszeitlichen Urstromtäler waren bereits seit der slawischen Einwanderung ebenerdige Blockhäuser verbreitet. Diese insgesamt häufigste Hausform der Slawen stammte aus den polnischen und nordrussischen Waldgebieten, denn sie entsprach sehr gut den dort herrschenden natürlichen Bedingungen mit hohem Grundwasserstand und dichter Bewaldung. Da Blockhäuser direkt auf der Oberfläche errichtet wurden, blieben in den meisten Fällen keine oder nur geringe Spuren erhalten, die sich bei Ausgrabungen nicht mehr bestimmen lassen. Lediglich, wenn im Zusammenhang mit dem Hausbau der Untergrund planiert oder, wie in Bur-

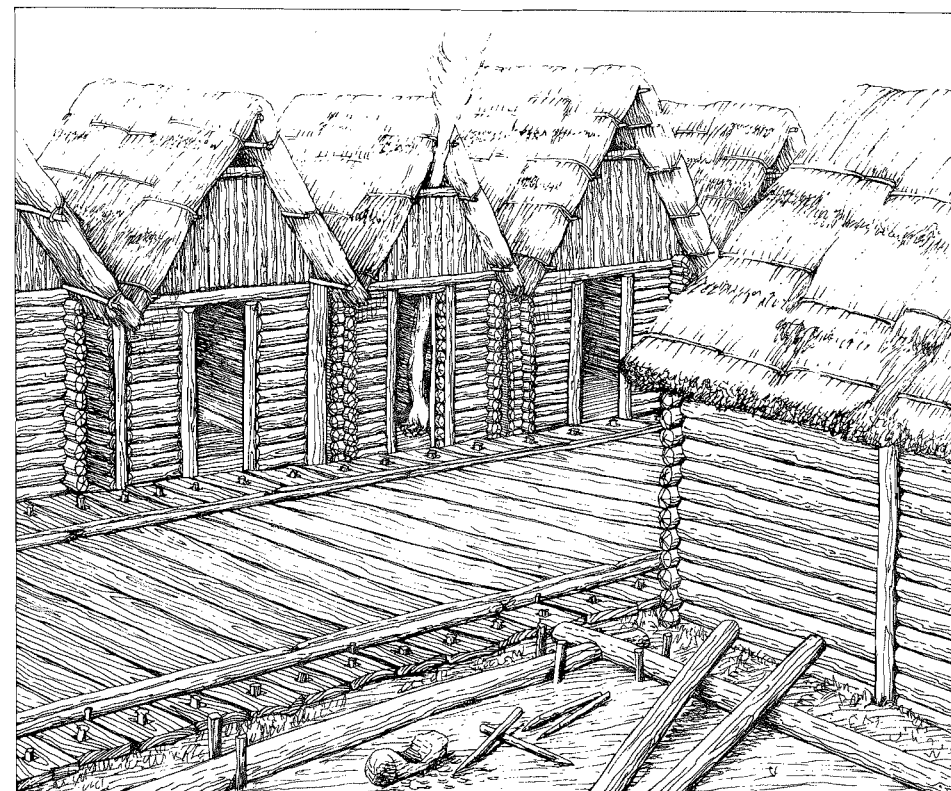


Abb. 81 Rekonstruktionszeichnung von Blockhäusern aus der Burg Meißen. Um 1000.

gen und Frühstädten, aus Platzmangel die Häuser mehrfach an gleicher Stelle erneuert wurden, können die Grundrisse sicher bestimmt werden.

Auf dem Burgwall Mecklenburg hatten sich zwischen dem 7. und 10. Jh. bis zu 4 m hohe Erdablagerungen gebildet. In der Regel war beim Abbruch baufälliger Häuser die unterste Balkenlage bereits mit Erdreich bedeckt. So ließ man sie liegen, warf eine Schicht frischen Sand oder Lehm darüber und errichtete darauf ein neues Haus. Ansteigendes Grundwasser konservierte die Holzreste, die so bis zur Gegenwart bewahrt blieben (Taf. 36). Ähnlich gut erhaltene Hausreste fanden sich in den Burgen von Brandenburg, Alt Lübeck, Groß Raden und Güstrow sowie auf den Siedlungen in Insel- bzw. Niederungslage bei Neubrandenburg, Fischerinsel, bei Vipperow, Kr. Röbel, und Zehdenick, Kr. Gransee. In den meisten dörflichen Siedlungen ließ sich die Blockbauweise jedoch nur indirekt erschließen. In Tornow und Berlin-Kaulsdorf gelang es, die Grundrisse von verbrannten Blockhäusern nach Resten des Hausschutts, der Feuerstellen und einzelner unregelmäßig gesetzter Pfosten zu bestimmen. In anderen Fällen markieren Steinlagen, auf denen der untere Balkenkrans ruhte, die ehemaligen Hausstellen.

Alle diese Befunde bezeugen einen verhältnismäßig einheitlichen Haustyp. Auf eine untere, manchmal mit Pfosten verkeilte Balkenlage, wurden Querbalken aufgelegt, die als Unterzüge des hölzernen Dielenbodens dienten. In anderen Fällen bestand der

Hausboden aus einer Matte von verflochtenen Zweigen und einer darüber aufgebrachtten Sandschicht bzw. überhaupt aus einer Auffüllung von sauberem Sand oder Lehm. Die sorgfältig in Blockbau gezimmerten Wände aus 12–15 cm starken Balken waren zumeist 4–5 m lang. Die Häuser hatten quadratischen bis rechteckigen Grundriß. In einer Ecke des Hauses, jedoch stets von der Wand abgerückt, standen ein Ofen oder ein Herd. Im übrigen war die Einrichtung ähnlich wie bei den Grubenhäusern.

Neben diesen beiden Hauptformen des slawischen Wohnhauses bildeten sich im Hausbau auch regionale Besonderheiten heraus. So sind aus dem Gebiet der Obodriten mehrfach kleinere Flechtwandhäuser nachgewiesen worden. Sie waren rechteckig, etwa 15–20 m² groß und verfügten über sorgfältig gearbeitete Flechtwerkwände, die man

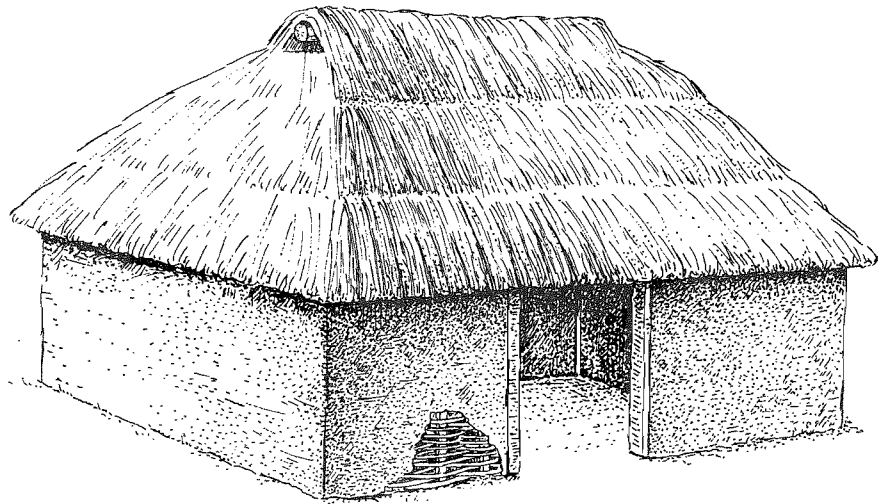


Abb. 82 Rekonstruktionszeichnung eines Flechtwandhauses aus der ersten Siedlungsperiode von Groß Raden, Kr. Sternberg. 9./10. Jh.

mit Lehm verputzte. Vereinzelt Pfosten, vor allem aber stärkere Pfähle oder Kant-hölzer gaben diesen Wänden eine solche Stabilität, daß sie das Dach tragen konnten. Derartige Häuser sind in den älteren Schichten der Oldenburg (9. Jh.) und der Mecklen-burg (8. bis 10. Jh.) aufgedeckt worden. In Groß Raden zeigten alle Bauten des älteren Siedlungshorizontes aus der zweiten Hälfte des 9. Jh. diese Technik (Abb. 82). Bei ähnlichen Hausfunden von Brandenburg, Santok, Szczecin und Gdańsk handelte es sich – so wird angenommen – meist um provisorische Bauten, die nach Bränden in aller Eile errichtet wurden.

Die eigentliche Pfostenbauweise ist nur selten angewandt worden, obwohl die sla-wischen Zimmerleute sie durchaus beherrschten. Das beweisen die komplizierten Holz-konstruktionen vieler Burgwälle oder der aufwendige Tempelbau von Groß Raden (vgl. Kap. V.4). Unter den Wohnhäusern begegnen ein typisch-skandinavisches Pfosten-bohlenhaus in den Wohnschichten des 10. Jh. der Mecklenburg und einfachere Pfosten-bauten in der Handelssiedlung Ralswiek. Ähnliches wurde auch in Wolin beobachtet. Darüber hinaus sind in der Lausitz und im mittleren Odergebiet häufiger Pfosten-spuren aufgedeckt worden. Leider lassen sich nur selten sichere Hausgrundrisse er-

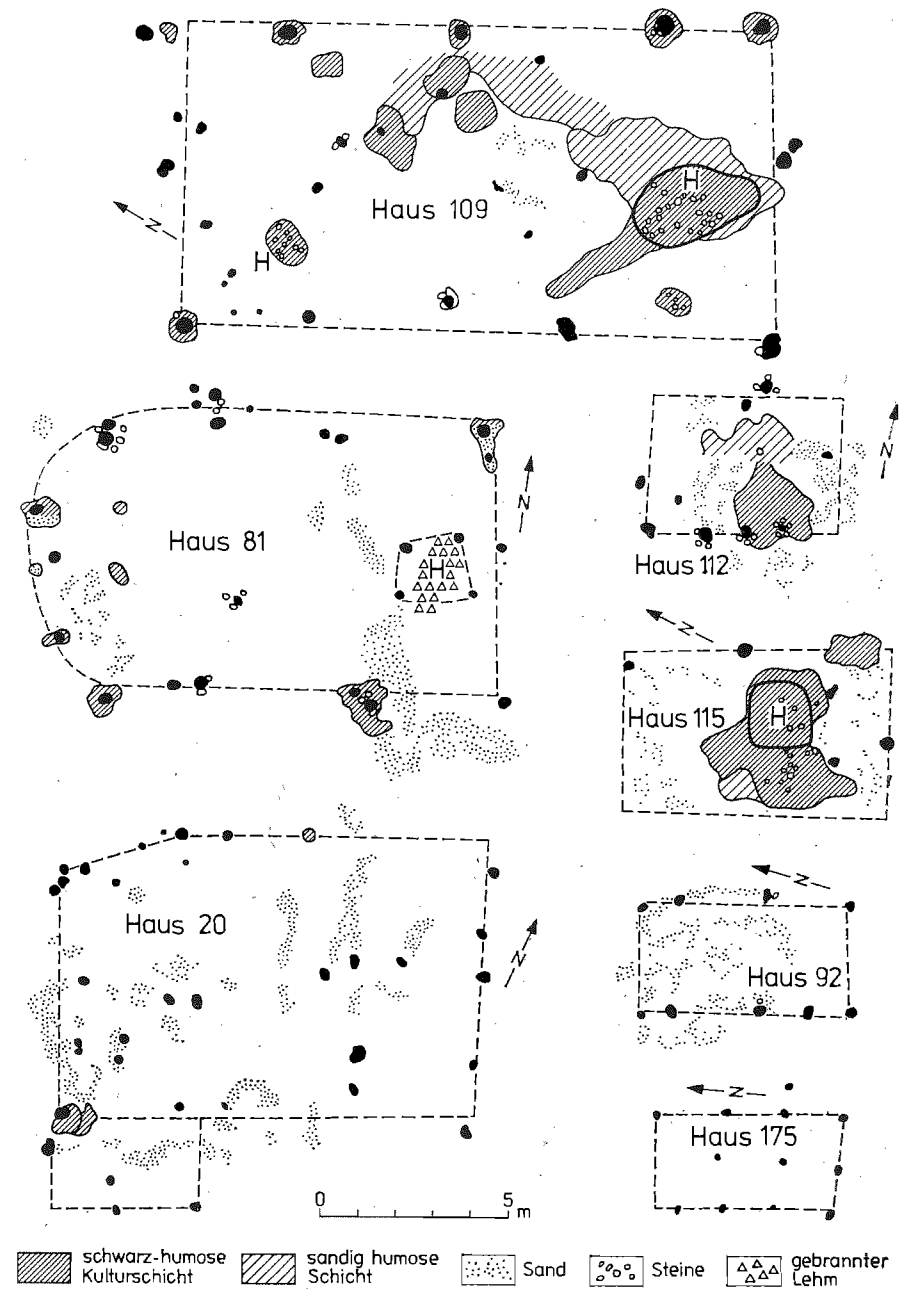


Abb. 83 Ausgewählte Hausgrundrisse von Tornow, Kr. Calau: Haus 109, 81, 20, 92 Periode A; Haus 112, 115, 175 Periode B. 7. bis 9. Jh.

kennen. Im allgemeinen handelt es sich, wohl wie bei den Blockhäusern, um Bauten von geringeren Abmessungen. Lediglich in der Siedlung A von Tornow sind bisher Häuser von 70 m² bis 100 m², einmal sogar von 128 m² Größe gefunden worden (Abb. 83). Die Pfosten standen im Wandverlauf und waren bei mehreren Bauten als Doppelpfosten ausgeführt. Vermutlich handelte es sich um eine Konstruktion ähnlich den gut erhaltenen Rahmenbauten von Wolin.³⁰ Dort bestanden die Wände aus waagerechten Bohlen zwischen festverbundenen Doppelpfosten.

Insgesamt bietet sich gegenwärtig folgendes Bild: In altslawischer Zeit dominierten in den Siedlungsgebieten der Sorben und der Mittelelb-Stämme die quadratischen Grubenhäuser, während alle anderen Stammesgruppen das ebenerdige Blockhaus bzw. andere Arten ebenerdiger Bauten bevorzugten. Wie weit dabei Flechtwand- und Pfostenbauten eine größere, die Wohnweise einzelner Stämme bestimmende Rolle gespielt haben, läßt sich noch nicht aussagen. Wahrscheinlich im Laufe des 10. Jh. wurde das einräumige Blockhaus von allen Stämmen übernommen und bestimmte fortan das Bild des slawischen Hausbaues in dörflichen Siedlungen.³¹ In der Lausitz haben die Sorben daraus im Laufe des Mittelalters eine eigenständige Holzarchitektur entwickelt. Große, mehrräumige und teils sogar zweigeschossige Blockhäuser sind hier entstanden, die den Dörfern im Land der Sorben ihren eigenen und unverwechselbaren Charakter gaben (Taf. 37–39).

In jeder dörflichen Siedlung hatte man Speicher für die Erzeugnisse des Feldbaues (Abb. 22; 84). Die einfachste Form stellten eingetieftete Grubenspeicher dar, wie sie vor allem in Dörfern mit Grubenhäusern angelegt wurden. Meist besaßen solche Grubenspeicher birnen- oder trapezförmigen Querschnitt. Über der Mündung dürfte sich ein zeltartiger Aufbau befunden haben, wie ethnographische Parallelen zeigen. Die Wände der Gruben wurden wahrscheinlich mit Stroh ausgekleidet. In anderen Siedlungen dienten dem gleichen Zweck runde, muldenförmige Gruben, die auch in Dessau-Mosigkau vorherrschten. Ein bis drei Speichergruben gehörten in der Regel zu einem Haus. Diese Vorratssilos treten im gesamten Verbreitungsgebiet der eingetiefteten Grubenhäuser auf, begegnen jedoch bei günstigen Bodenverhältnissen auch in Gebieten mit ebenerdigen Häusern. Solche Gruben wurden in größerer Zahl von Neubrandenburg-Fritscheshof und weiteren Siedlungen in Mecklenburg und dem Odergebiet nachgewiesen.³²

Höchstwahrscheinlich ebenfalls zur Aufbewahrung des Erntegutes dienten die in der Siedlung von Feldberg bei allen Häusern festgestellten Kellergruben. In der Siedlung A von Tornow dagegen fand man mehrfach neben den Wohnbauten kleine, rechteckige Gebäude mit regelmäßiger Pfostenstellung. Einige dieser Häuser waren wohl ebenerdig, andere hatten ein oberes Stockwerk. Die Wandkonstruktion dieser Speicher bleibt unbekannt, doch wird man dem Verwendungszweck entsprechend mit einem luftdurchlässigen Flechtwerk oder Blockbau rechnen können.

Größere Ställe oder Scheunen sind aus Dörfern bisher nicht bekannt. Theoretisch könnte es zwar Blockbauten gegeben haben, die archäologisch schwer nachzuweisen sind, doch bei den in Dessau-Mosigkau, Tornow, Groß Raden und Zehdenick vollständig freigelegten Siedlungen lagen die Wohnbauten stets recht eng beieinander. Innerhalb des slawischen Dorfes gab es also keinen Platz, um dort Ställe und Scheunen in größerer Zahl unterzubringen. Auch kleinere Nebengebäude sind nur selten nachzuweisen und lagen dann eher am Rande der Siedlung. Rinder, Schafe und Schweine wurden demnach ganzjährig im Freien gehalten, lediglich Jungtiere dürften in Ställen

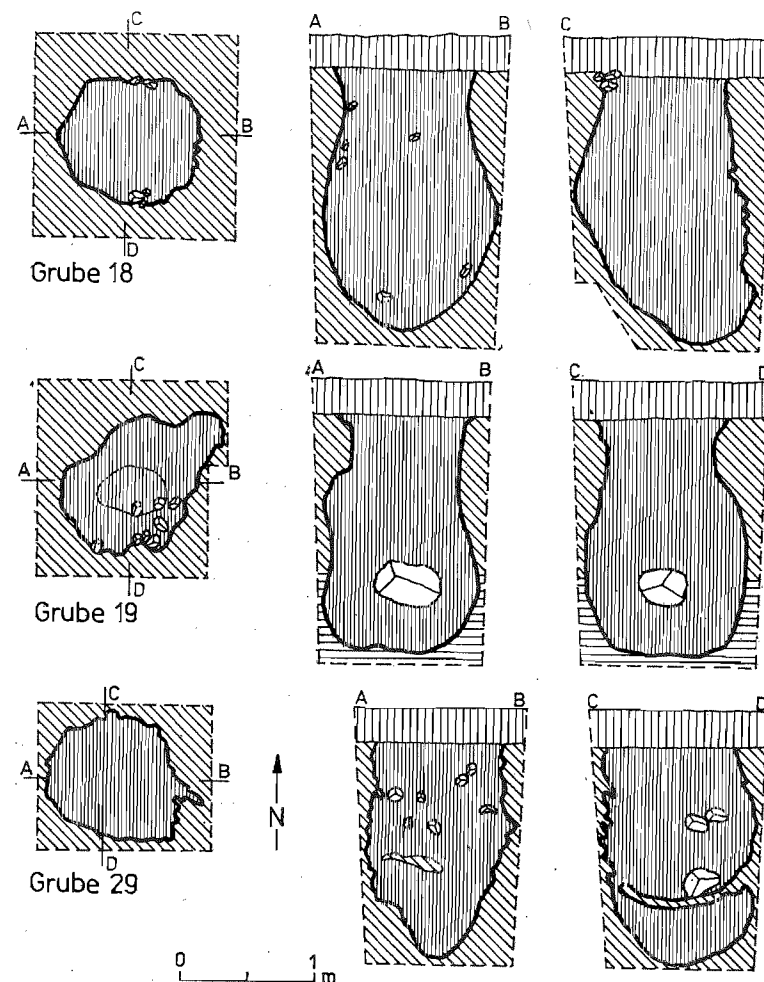


Abb. 84 Altslawische Speichergruben von Neubrandenburg-Fritscheshof. Vgl. Abb. 64.

oder kleinen Anbauten Platz gefunden haben. Dagegen gab es überdachte Werkplätze und Schuppen für handwerkliche Arbeiten.

Zäune, die selbständige Gehöfte umgrenzten, sind aus Dörfern gegenwärtig erst seit dem 12. Jh. nachweisbar, als sich mit der Durchsetzung entwickelter Feudalverhältnisse neue Eigentumsformen herausbildeten. Eine Ausnahme stellte ein Hofkomplex von Tornow dar, der unmittelbar vor der Burg lag und sich im Besitz des adligen Burgherrn befand. Zu diesem Hof gehörten ein größeres Wohnhaus, weitere kleine Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Speicher sowie Eisenschmelz- und Töpferöfen. Dieser Hof besaß einen eigenen Brunnen. Die wirtschaftliche Tätigkeit war hauptsächlich auf Schmiede- und Töpfereiproduktion ausgerichtet und diente den Bedürfnissen des adligen Dorfherrn und seines Gefolges. Zaunspuren, die möglicherweise ein Gehöft eingrenzten, fanden sich auch in der Siedlung von Ralswiek aus dem 8./9. Jahrhundert.

Weitere Ausgrabungsergebnisse deuten darauf hin, daß Dorfadel und vor allem

führende Angehörige des Stammesadels sich durch qualitativere und größere Häuser von der bäuerlichen Bevölkerung abhoben. So besaß der Burgherr von Tornow ein vermutlich mehrräumiges und unterkellertes Blockhaus im Inneren der Burg B. Nach Zerstörung dieser Burg wurde ein ähnlich großes Gebäude mit gepflastertem Fußboden auf dem Wirtschaftshof errichtet. Rund 32 m² groß war ein gleichfalls gepflastertes Gebäude im Zentrum des Burgwalls Behren-Lübchin. In Siedlungsschichten wahrscheinlich des 8. Jh. wurden auf der Oldenburg mehrere Pfostenbauten aufgedeckt, die um einen offenen Innenhof angeordnet waren und ein fast geschlossenes Viereck bildeten. Der größte Bau hatte Abmessungen von 6,7 m × 18,4 m. Ausmaß, Lage und Bauweise der Häuser lassen vermuten, daß diese Anlage zum adligen Wohnbereich gehörte.³³ Eine genauere Kenntnis des adligen Hausbaues erfordert allerdings, den Innenraum von Burganlagen umfassend zu erforschen. Auf diesem Wege konnten in Ducove und Břeclav-Pohansko, zwei befestigten Adelshöfen aus dem Großmährischen Reich, sorgfältig gezimmerte und mehrräumige Blockhäuser nachgewiesen werden. Die Ausgrabungen in den spätslawischen Burgen von Alt Lübeck und Behren-Lübchin zeigten, daß auch fürstliche Gebäude in der traditionellen Holzbauweise der Slawen ausgeführt waren. Der bisher älteste nachweisbare Steinbau in dem hier behandelten Gebiet ist die um 1100 unter dem Obodritenfürsten Heinrich erbaute Kirche in Alt Lübeck (Abb. 107). Um 1140 errichtete man in der deutschen Kaufmannssiedlung Paradin nahe der Brandenburg die St.-Gotthard-Kirche. Verglichen mit der Prachtentfaltung an den Höfen der großmährischen, tschechischen und polnischen Fürsten blieben die Bauten des Adels ebenso bescheiden, wie sie sich nicht mit denen deutscher Königspaläste messen konnten. Hier wirkten sich Unterschiede in der sozialökonomischen Entwicklung sowie ethnisch-kulturelle Traditionen aus, die dem Hausbau der Slawen ihr eigenes und unverwechselbares Gepräge gegeben haben.

3. Burgen und Befestigungen

Zu den auffälligsten und noch heute eindrucksvollen Denkmälern, die an die frühmittelalterliche Geschichte und Kultur der slawischen Stämme erinnern, gehören die Überreste von Burgen und befestigten Siedlungen. Der Volksmund nennt sie „Burgwall“, „Burgberg“, „Borchelt“, „Schanze“ oder ähnlich. Über 700 lassen sich davon nachweisen. An der Nordspitze der DDR trotz bis heute der Burgwall des einst berühmten Arkona auf Rügen Wind und Wellen der Ostsee. Die Herthaburg bei Stubbenkammer und der Rugard bei Bergen auf Rügen, der Schloßberg bei Feldberg, Kr. Neustrelitz, die Mecklenburg bei Wismar, die Römerschanze bei Potsdam, die Landeskronen bei Görlitz oder der Johannesberg bei Jena sind einige der bekanntesten aus dem dichten Netz von Burgwällen auf dem Territorium der DDR. In der BRD liegen auch in der schriftlichen Überlieferung häufiger erwähnte slawische Burganlagen in Ostholstein, wie die Oldenburg und die Burg Alt Lübeck.³⁴ Im hannoverschen Wendland sind einige Burgen zwischen Elbe und Ilmenau festgestellt worden, so bei Hitzacker und Lüchow-Dannenberg.³⁵ Für das Main-Regnitz-Gebiet ist bisher der sichere Nachweis eines eigenständigen slawischen Burgenbaues nicht erbracht.³⁶ Im größten Teil des österreichischen Donaugebietes haben die slawischen Einwanderer gleichfalls keine Burgen errichtet bis auf die Gebiete, die im 9. Jh. zum Großmährischen Reich gehörten oder an dieses angrenzten. So entstand im Kamptal mit dem Zentrum Gars-

Thunau im 8. bis 10. Jh. ein eigenständiger slawischer Burgmittelpunkt, der im 9./10. Jh. Zentrum eines slawischen Herrschaftsgebietes war (vgl. Kap. I.7). Weitere slawische Burgen lagen bei Stillfried a. d. March. Teilweise handelte es sich wohl um Burgbezirksmittelpunkte des Großmährischen Reiches.³⁷ Nur ein kleiner Teil dieser Burgen ist bisher erkundet worden, und noch weniger konnten durch Ausgrabungen vollständig untersucht werden. Dem Bild, das sich von der Rolle dieser Burgen im sozialökonomischen Gefüge, im politischen und militärischen Geschehen des frühen Mittelalters zeichnen läßt, haftet daher manche Unvollkommenheit an. Daß es überhaupt entworfen werden kann, ist einer hundertjährigen archäologischen Forschung, vor allem aber den umfangreichen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte zu verdanken.³⁸

Vom 6. bis in das 12. Jh. hinein bauten slawische Stämme Burgen und legten befestigte Siedlungen an. Burgen waren Machtmittel in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen der Übergangszeit zwischen Urgesellschaft und Feudalgesellschaft. Friedrich Engels charakterisierte die Stellung der Befestigungen und der befestigten Siedlungen in der gesellschaftlichen Entwicklung mit den treffenden Worten: „Nicht umsonst starren die dräuenden Mauern um die neuen befestigten Städte: in ihren Gräben gähnt das Grab der Gentilverfassung, und ihre Türme ragen bereits hinein in die Zivilisation.“³⁹

a) Die Burgentypen

Entsprechend den komplizierten Verhältnissen der Übergangszeit, in der sich die Differenzierung der Gesellschaft allmählich durchzusetzen begann, verlief auch die Entwicklungsgeschichte der Burgen sehr wechselhaft und nicht in allen Landschaften gleichartig. Nur allmählich fanden die Grundtendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung auch im Burgenbau Ausdruck.

Die ersten Burgen wurden von den slawischen Stämmen nach Abschluß der Landnahme in den neuen Siedlungsgebieten und Siedlungsgebieten angelegt. Sie wurden in der Regel von der gesamten Siedlergruppe, einer Sippe, einem Kleinstamm oder Stamm oder doch von der Mehrzahl der Bevölkerung benutzt. Entweder siedelte sich diese in den Burgen direkt an, d. h., sie befestigte ihre Siedlungen und gab ihnen damit den Charakter von Burgen, oder sie schuf sich an gut geschützten Geländestellen befestigte Zufluchtsplätze, sogenannte Fluchtburgen.

Die über weite Gebiete verstreute Bevölkerung fand in Notzeiten in zentral gelegenen Burgen Zuflucht. Derartige Burgen, die dem größten Teil der Bevölkerung dienten, werden auch als Volksburgen bezeichnet. Im Grunde handelt es sich um befestigte Siedlungszentren großer vorklassengesellschaftlicher Gruppen von Produzenten, von denen sich die Oberschicht noch nicht abgesondert hatte. Das schließt nicht aus, daß Stammesfürsten und Stammesadel die Initiatoren des Burgenbaues waren und diesen leiteten. Es gibt auch Hinweise darauf, daß Vertreter dieser Schicht bereits in Burgen oder unmittelbar neben Fluchtburgen ihre Höfe anlegten. Sobald diese Schicht im Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung erstarkte und sich die Gegensätze zwischen ihr und der gesellschaftlichen Umwelt vertieften, schieden ihre Vertreter oftmals aus den dörflichen Siedlungen, ob befestigt oder nicht, aus und bauten eigene befestigte Wohnsitze. Es entstanden die Herren- oder Adelsburgen, Fürstenburgen, Landesburgen, von denen aus sie die unterworfenen Produzenten und eroberten Territorien zu beherrschen vermochte.

Eine dritte Befestigungsart bildete sich, als Handwerker und andere nicht in der

Landwirtschaft tätige Bevölkerungsgruppen sich aus den dörflichen Siedlungen lösten, also im Zusammenhang mit dem Fortschreiten der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Da dieser Prozeß eng mit der Klassenbildung verbunden war, wurden solche Bevölkerungsteile rasch von der Oberschicht abhängig und bei deren Burgen angesiedelt. Handwerker, Dienstleute und Kaufleute stellten eine wichtige Grundlage für die Existenz der Oberschicht dar. Diese sah sich daher veranlaßt, für den Schutz dieser Bevölkerungsgruppe zu sorgen. Das geschah durch die Befestigung der Siedlungen. Gewöhnlich wurden solche befestigten Siedlungen, wann immer es die Geländebedingungen erlaubten, vor den Burgen angelegt. Es entstanden befestigte Vorburgsiedlungen oder Suburbien. Im 13. Jh. wurde von einem polnischen Chronisten dieser Zusammenhang für Santok an der Warta so ausgedrückt: „Es gab nämlich zwei Burgen, eine kleine, in der der Herzog zu wohnen pflegte, und eine große, in der die Krieger (milites) ihr Refugium hatten und sich mit Volk und Handwerkern aufhielten.“⁴⁰ In den slawischen Sprachen und Dialekten konnten derartige Siedlungen mit Namen benannt werden, die aus den Wörtern *pod* ‚unter‘ und *gord/grod/gard* u. ä. ‚Burg‘ zusammengesetzt sind; vgl. poln. *podgradzie* ‚am Fuße einer Burg angelegte Siedlung‘, serbokroatisch *podgradje* ‚suburbium‘. Auch für altsorbisch **podgrad* und altpolabisch **podgard* wird man diese Bedeutung annehmen dürfen. Namen wie Pauritz (976 *Podegradici*) bei Altenburg, *Podegradici* (976) bei Zeitz, Baderitz (1322 *Podegradicz*), Kr. Döbeln, Baderitz (1808 *Podegradyz*), Kr. Oschatz, im altsorbischen Gebiet oder Namen wie Putgarten (1314 *Pudgarde*) auf Rügen und Puttgarden auf Fehmarn im altpolabischen Gebiet sind in diesem Zusammenhang zu nennen.⁴¹

Unter dem Gesichtspunkt ihrer inhaltlichen Funktion lassen sich die Burgen also in drei große Gruppen einteilen:

- a) befestigte Siedlungen vorwiegend landwirtschaftlicher Produzenten;
- b) Burgen der sich bildenden Oberschicht bzw. der herrschenden Klasse;
- c) befestigte Siedlungen als Suburbien der nichtlandwirtschaftlichen Produzenten, Dienstleute usw.⁴²

Die erste Gruppe scheint vor allem im 7. bis 9. Jh. bedeutsam gewesen zu sein. Im 8. bis 9. Jh. begann die Oberschicht ihre Wohnsitze zu befestigen, und seit dem 9. Jh. bildeten sich befestigte Siedlungen und Suburbien der nichtlandwirtschaftlich tätigen Bevölkerung und der Dienstleute. Es versteht sich, daß man in einzelnen Gebieten noch bis in das 12. Jh. hinein auch Dörfer befestigte. Diese Befestigung war allerdings sehr schwach und bestand meist nur aus Palisaden, Bohlenwänden oder Verhauen, wie z. B. am Krummen Fenn in Düppel (Berlin-W.) (vgl. Kap. VIII.1).

Burgen und befestigte Siedlungen wurden auf Bergeshöhen oder in Talniederungen angelegt; daher lassen sich Höhen- und Niederungsburgen unterscheiden. Im Hochland bevorzugte man Bergsporne oder Bergkuppen, im Niedrigland entsprechend Halbinseln und Inseln im Wasser oder im Sumpf. Inseln und Kuppen schützte man durch Ringwälle oder andere umlaufende Befestigungsanlagen. Dagegen konnte man sich bei der Besetzung von Halbinseln und Spornen vorwiegend auf die Befestigung der gefährdeten Zugangsseite beschränken, während auf den natürlich geschützten Seiten nur schwächere Hindernisse, wie Palisaden oder Bohlenwände, Hecken usw., errichtet wurden. Der Schutz der gefährdeten Seiten wurde weiterhin durch Abschnittswälle und Abschnittsgräben verstärkt (Abb. 85). In manchen Gebieten, in denen Flüsse tiefe Täler in anstehendes Gebirge einschneiden, bildeten sich besonders an den Prallhängen der Flüsse steile Felswände. Über solchen schwer ersteigbaren Hängen legte

man daher häufig Burgen an. Da jedoch die Prallhänge in die Hochufer eingewaschen worden waren, mußte die Befestigung im Halbkreis geführt werden. Die dadurch entstehende besondere Form der Burg wird als Skalenburg bezeichnet. Sie ist vor allem in der Oberlausitz verbreitet.

Die Formen und Grundrisse der Burgen waren also sehr mannigfaltig und in bedeutendem Maße von den landschaftlichen Gegebenheiten beeinflusst. Darum lassen sich aus diesen Merkmalen nicht ohne weiteres Schlüsse auf die Funktion der Burgen ziehen.

Burgen oder befestigte Siedlungen bestanden aus zwei Hauptteilen:

- a) Hauptelement war die innere Besiedlung, d. h. die Bebauung der geschützten Fläche. Ihre Anlage wurde von der Funktion, der die Burg dienen sollte, bestimmt. Auf einem Innenhof oder um diesen gruppierten sich daher Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Brunnen, Produktionsstätten und gesellschaftliche Bauten, wie Kultbauten oder Versammlungshallen.
- b) Im Einklang mit der zgedachten Funktion entstand die Befestigungsanlage. Sie sollte die Siedlung schützen. Zur Befestigung gehörten Wehrmauer oder Wall, Palisaden, Gräben, Tore und Türme sowie weitere Annäherungshindernisse im Vorgebiet. Die Stärke der Befestigung, ihre Führung, die Zahl und Lage der Tore und Türme hing von der gesellschaftlichen Funktion, der militärtechnischen Entwicklung oder den kriegstechnischen Erfordernissen und selbstverständlich von den Geländebedingungen ab. Die Art und Weise der Konstruktion der Wehrmauer und der Tore, die Form des Grabens und andere Einzelheiten schließlich wurden in hohem Maße mitbestimmt von traditionellen Kenntnissen und Fertigkeiten der Gruppe, die die Burg baute, oder des Burgenbaumeisters, dem die Leitung des Baues übertragen war.

Vier Faktoren waren es demnach, die Form und Aussehen der Burgen vor allem bestimmten:

1. die gesellschaftliche Funktion der Burg, ihre Stellung im gesellschaftlichen System der Stammesgruppe und in den politischen Auseinandersetzungen;
2. Stand und Erfordernisse der Kriegstechnik;
3. traditionelle Beziehungen und Bindungen, denen die Burgenbauer verhaftet waren;
4. die landschaftlichen Gegebenheiten und die natürlichen Bedingungen, wie etwa die Ortslage und das zur Verfügung stehende Baumaterial.

In der Auseinandersetzung zwischen diesen vier Faktoren, von denen dem ersten eine vorrangige Bedeutung zukam, entstand die konkrete Form jeder Burg.

b) Volksburgen und Fluchtburgen

Die ältesten Burgen wurden von bäuerlichen Produzenten zu ihrem Schutz angelegt. Generell gab es zwei Möglichkeiten: Entweder befestigte man die gesamte Siedlung oder man errichtete sogenannte Fluchtburgen, in die man sich in Notzeiten zurückziehen konnte. Beide Möglichkeiten wurden genutzt, je nachdem, welcher der oben genannten vier Faktoren die stärkere Wirksamkeit erlangte.

In hügeligem oder bergigem Gelände gab es zahlreiche Plätze, die bereits von Natur aus gut geschützt waren. Daher konnte man sich häufig mit der Anlage einer Befestigungslinie auf einer, nämlich der leicht zugänglichen Seite beschränken. Eine solche Abschnittsbefestigung aus Graben und Wall von 80 m Länge konnte auf dem

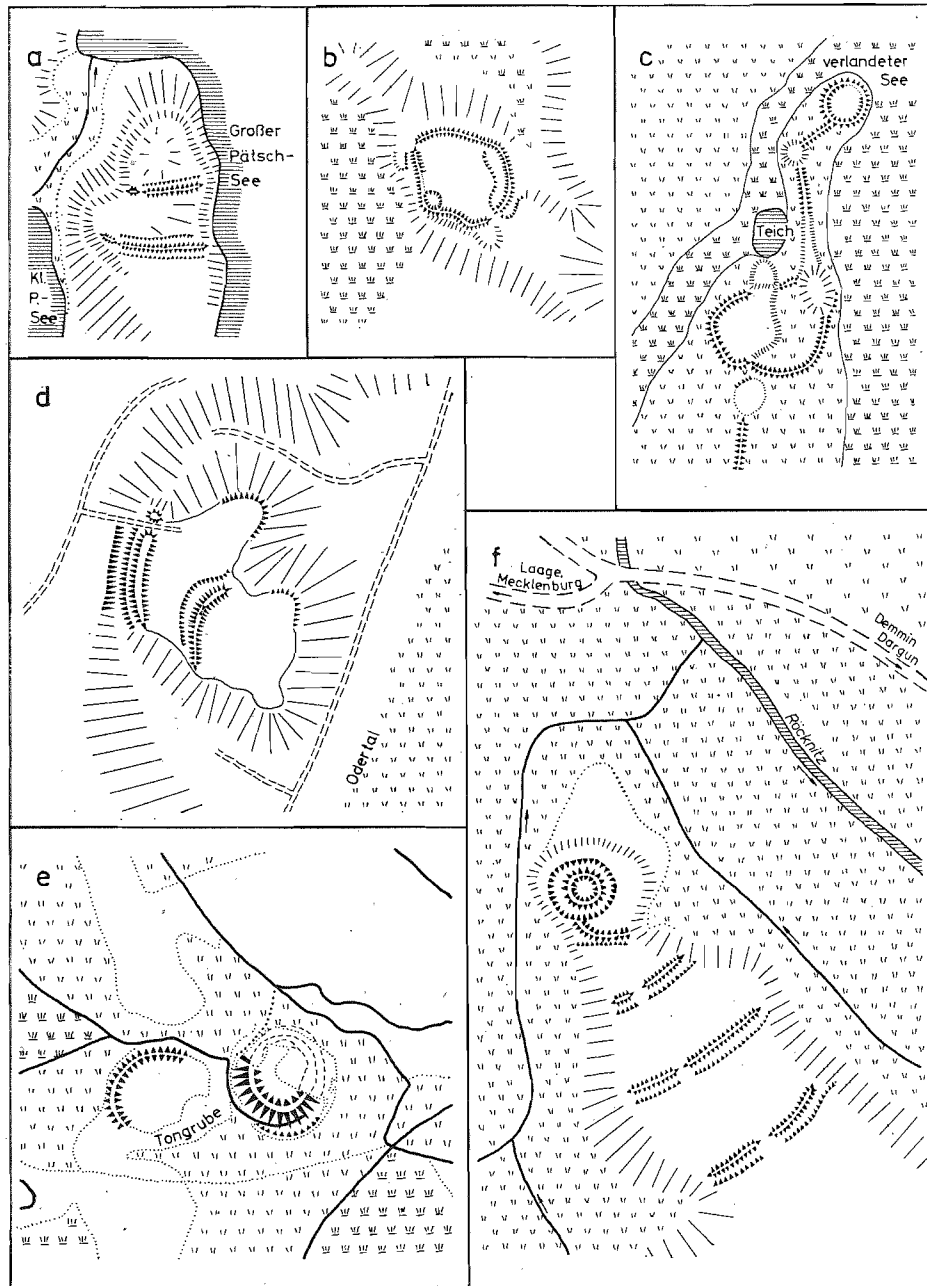


Abb. 85 Altslawische Burgen im Siedlungsgebiet der Wilzen: a) Zislow, Kr. Röbel; b) Liepen, Kr. Rostock; c) Plöwen, Kr. Pasewalk; d) Reitwein, Kr. Seelow. Große Burgen mit an derselben Stelle errichteten spätslawischen kleinen Adelsburgen: e) Neu Nieköhr, Kr. Teterow; f) Dargun, Kr. Malchin. 1 : 10 000

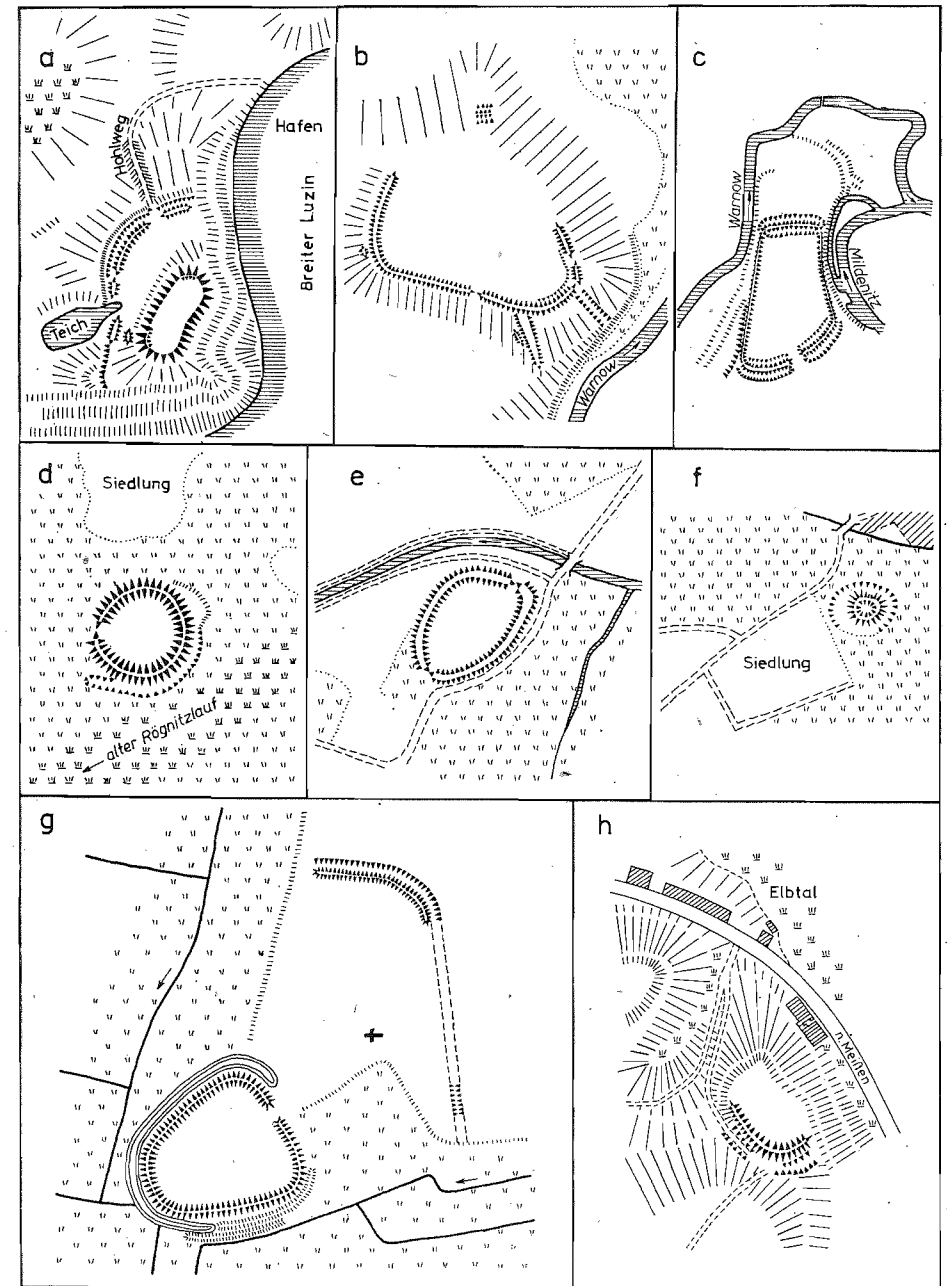


Abb. 86 Altslawische Volks- und Fluchtburgen: a) Feldberg, Kr. Neustrelitz; b) Groß Görnow, Kr. Sternberg; c) Sternberger Burg, Kr. Sternberg; d) Menkendorf, Kr. Ludwigslust; e) Schlieben, Kr. Herzberg; f) Tornow, Kr. Calau; g) Cösitz, Kr. Köthen; h) Zehren, Kr. Meißen, Spitzhäuserwall. 1 : 10 000

Johannisberg, von Jena-Lobeda eine Fläche von wenigstens 1–1,5 ha schützen. Der knapp 60 m lange Abschnittswall auf dem Burgberg Löbsal (bei Seußlitz-Diesbar) sperrte eine Fläche von annähernd 3 ha; in Dresden-Coschütz (Heidenschanze) grenzte der hohe Wall von etwa 80 m Länge eine Fläche von ehemals mindestens 6 ha ab.

Auch in der kuppigen Moränenlandschaft Mecklenburgs und am Odertal fanden sich viele Örtlichkeiten, die durch steile Hänge und große Wasserflächen in der Umgebung natürlichen Schutz genossen. In Dargun, Kr. Malchin, vermochte beispielsweise ein 200 m langer Wall mit einem Graben ein Gelände von etwa 8 ha zu schützen (Abb. 85f). In Reitwein, Kr. Seelow, sicherte ein nur 150 m langer Wall mit Graben eine Burgfläche von etwa 4 ha (Abb. 85d).

Für diese Burgen ist also die Ausnutzung des Schutzes typisch, den natürliche Geländeformen boten. Daher sind die Grundrisse solcher Burgen sehr verschiedenartig. Lediglich ein Merkmal ist vielen gemeinsam, nämlich die Sicherung der Wasserversorgung durch Anlehnung an Seen oder Einbeziehung von Teichen und Quellen in den Burginnenraum.

Derartige großräumige befestigte Siedlungen oder Burgen entstanden außer in Teilen Mecklenburgs vor allem im Elbe-Saale-Gebiet südlich der Linie Bernburg-Torgau, saaleaufwärts bis in die Gegend von Jena und elbeaufwärts bis Dresden-Briesnitz. Bedauerlicherweise ist von dieser südlichen Gruppe keine der Burganlagen soweit untersucht worden, daß die genaue Gründungszeit bekannt und die Dauer ihres Bestehens zu ermitteln wäre. Es spricht manches dafür, daß diese Burgen im 7. bis 9. Jh. in größerer Zahl vorhanden waren. Einige Anhaltspunkte erbrachten Ausgrabungen in der Niederungsburg Cösitz, Kr. Köthen, im Saalegebiet. Die Burg nahm eine Fläche von 1,5 ha ein, die Vorburg war 8,5 ha groß (Abb. 86g). Diese Befestigung ist identisch mit der Kesingesburch, dem Stammeszentrum der Colodici, das 839 von einem sächsischen Heer eingenommen wurde.⁴³ Nach der Eroberung einer solchen Burg, die in den fränkischen Quellen mit dem lateinischen Ausdruck *urbs* oder *civitas* bezeichnet wird, „unterwarf sich alles, was in dem Volke aufrührerischen Sinn gezeigt hatte, und blieb fortan ruhig“.⁴⁴ Die Kesingesburch ist – wie die Ausgrabungen zeigten – an der Stelle einer bereits in der Einwanderungszeit angelegten Siedlung der Gruppe des Prager Typs in der ersten Hälfte des 8. Jh. gegründet worden.⁴⁵ Nach der Errichtung des Befestigungswalles wurde dieser zweimal erneuert, bevor die Burg im 10. Jh. während der erneuten sächsischen Eroberungszüge unterging. Innerhalb der Burg lagen zahlreiche eingetiefte Häuser, deren Wände u. a. aus Stampflehm aufgebaut waren. Die Vorburg ist lockerer besiedelt gewesen.

Ähnlich wie in Cösitz ist auch in der *civitas* Holm (Landsberg, Saalkreis) durch intensive Bodendenkmalpflege mit einiger Sicherheit eine durchgängig dichte Besiedlung eines Teiles des Burgareals erschlossen worden. Die *civitas* Holm, die „Bergstadt“, war wahrscheinlich Mittelpunkt des westlichen Siedlungsgebietes der Siusler. Eine Vorstellung vom Aussehen einer solchen Siedlung vermitteln die Untersuchungen in dem tschechischen Burgzentrum Klučov (Abb. 87).

Die Konstruktion der Befestigungsmauern dieser Burganlagen im sorbischen Elbe-Saale-Gebiet ist durch mehrfache Ausgrabungen verhältnismäßig gut erfaßt. Die Grundkonstruktion war die in Schalenbauweise (Abb. 88). An der Vorderfront des Walles wurde in der Regel eine Mauer aus Felssteinplatten aufgeschichtet, die bis zu 1 m breit sein konnte. Im Abstand von mehreren Metern errichtete man in ähnlicher Technik die Wallrückfront (Abb. 88a). Zwischen beiden Mauern wurde Erde oder Gestein-

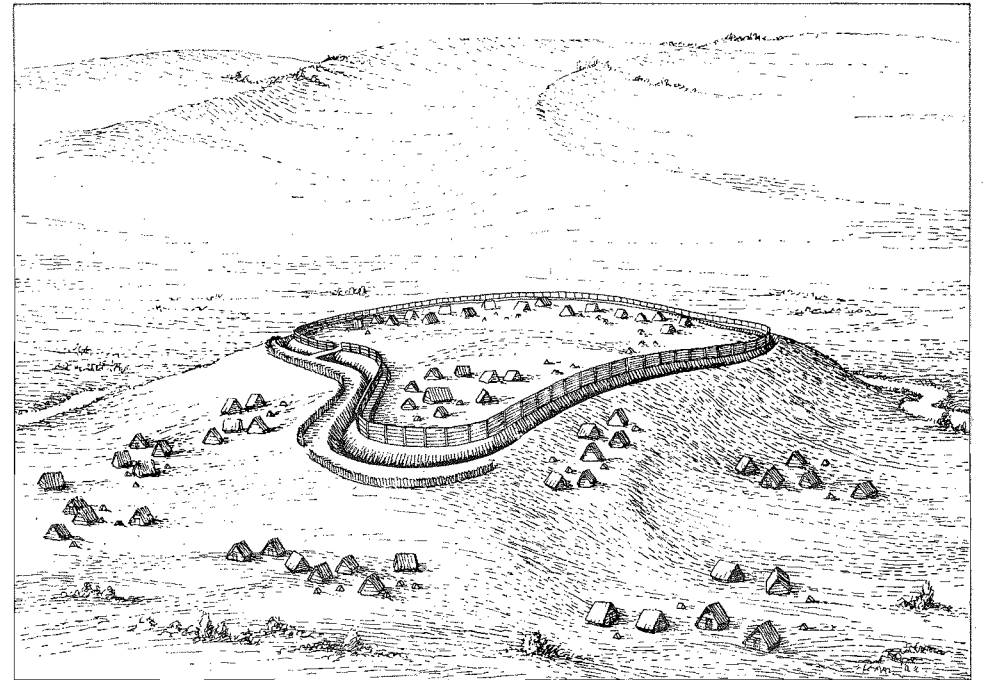


Abb. 87 Rekonstruktionszeichnung des Burg-Siedlungs-Komplexes von Klučov in Böhmen (ČSSR). 8. Jh.

schutt eingefüllt. Damit der Druck dieser Schüttung die Trockenmauern nicht auseinander pressen konnte, verband man diese durch Holzanker mit den eingefüllten Schichten. Manchmal verzichtete man auf die hintere Trockenmauer und errichtete statt dessen eine Palisadenwand oder eine hölzerne Bohlenwand (Abb. 88b, c). In erster Linie war es eine Frage des Materials oder auch der Zweckmäßigkeit, die der einen oder anderen Variante den Vorzug gab. In einigen Fällen kam man ohne eine hintere Schale aus, indem die Erde mit schräger hinterer Böschung gegen die vordere Mauer geschüttet wurde. Andere Wälle wiederum, besonders die späteren, sind in hoher Perfektion und mit großer Sorgfalt ausgeführt worden, wie etwa der auf dem Burgberg Zehren vom Ende des 10. Jh. (Abb. 89). Die Rückfront konnte zusätzlich durch schräge Stützbalken gesichert werden.

Die Schalenbauweise mit den verschiedenen Varianten ist bereits in römischer Zeit angewendet worden. Dann wurde sie Bestandteil des fränkischen Befestigungsbaus. Von dort oder aus dem Donaugebiet gelangte möglicherweise die Kenntnis dieser Konstruktion zu den slawischen Stämmen in Mähren, Böhmen und im Elbe-Saale-Gebiet und erfuhr hier eine eigenständige Weiterentwicklung. Voraussetzung für die Bauweise der Steintrockenmauer war das Vorkommen von plattigem Felsgestein. Das war im Gebirgs- und Vorgebirgsland in ausreichendem Maße vorhanden. Hier fand daher diese Bauweise vor allem ihre Verbreitung. Ebenso wie jedoch bereits in diesen Gebieten die Rückfront durch eine Holzkonstruktion ersetzt werden konnte, mag das im flachen Gelände ohne diese Voraussetzungen auch mit der Vorderfront geschehen sein.

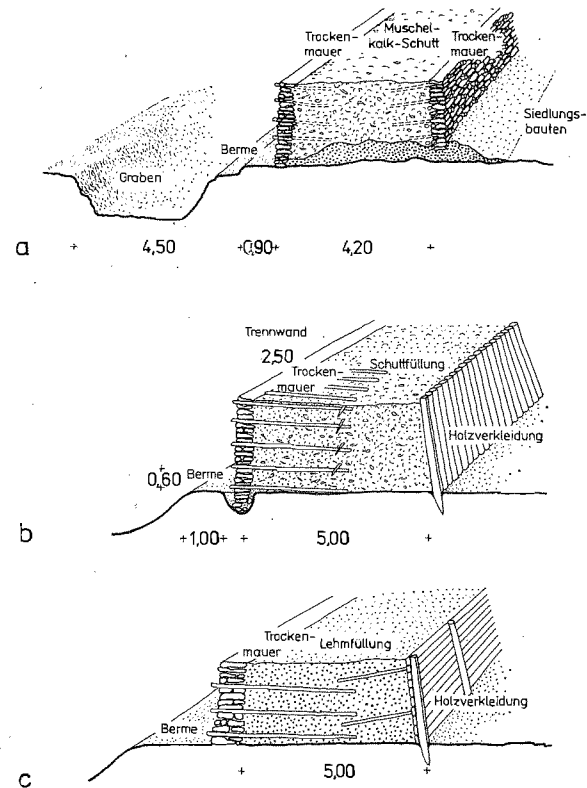


Abb. 88 Verschiedene Varianten der Steintrockenmauer-Schalbauweise: a) Jena-Lobeda, zweite Hälfte 8. Jh. bis erste Hälfte 10. Jh.; b) Höfgen, Kr. Meißen, zweite Hälfte 10. Jh. bis 12. Jh.; c) Dresden-Briesnitz, erste Hälfte 10. Jh.

Die Schalenbauweise wurde zur traditionellen Bauweise im sorbischen Elbe-Saale-Gebiet, und zwar in einem solchen Maße, daß man auch in Niederungen ohne schichtbare Gesteinsvorkommen daran festhielt. Die Steine wurden hier durch Lehm-Trockenmauern ersetzt. Solche Lehm-Trockenmauerschale ist in Cösitz gefunden worden

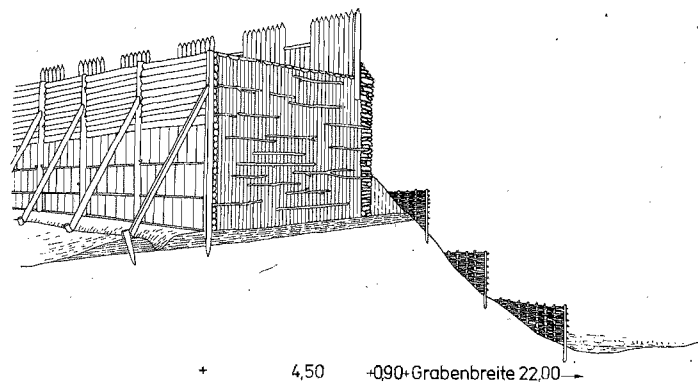


Abb. 89 Rekonstruktionszeichnung der Wehrmauer vom Burgberg Zehren, Kr. Meißen. Zweite Hälfte 10. Jh.

(Abb. 90).⁴⁶ Ebenso war die Wallmauer der im 7. Jh. gegründeten Burg bei Fichtenberg, Kr. Bad Liebenwerda, an der Elbe mit einer Lehmziegelschale gebaut.⁴⁷ Eine ähnliche Konstruktion fand offenbar im mittleren Elbegebiet bei Genthin-Altenplathow Anwendung.⁴⁸

Da die Wälle in der Regel auf standfestem Felsuntergrund angelegt wurden, konnte man auf größere Sicherungen des Wallfußes, d. h. auf besonders konstruierte Bermen, verzichten. Daher schob sich zwischen Wallfuß und Grabenböschung zumeist nur ein schmaler, flacher Streifen von 1–2 m Breite. Die Gräben waren meist muldenförmig in den Fels gehauen, manchmal jedoch auch mit regelmäßiger, flacher Sohle versehen (Jena-Lobeda [Abb. 88a]; Zehren-Spitzhäuserwall; Landsberg) und selten, vielleicht sogar nur bei den fränkischen oder deutschen Burgen, als Spitzgräben gestaltet. Auf diese Weise entstanden immerhin beachtliche Walkörper und Verteidigungslinien, die bei entsprechender Besetzung mit Verteidigern einem Gegner nachhaltigen Widerstand zu bieten vermochten.

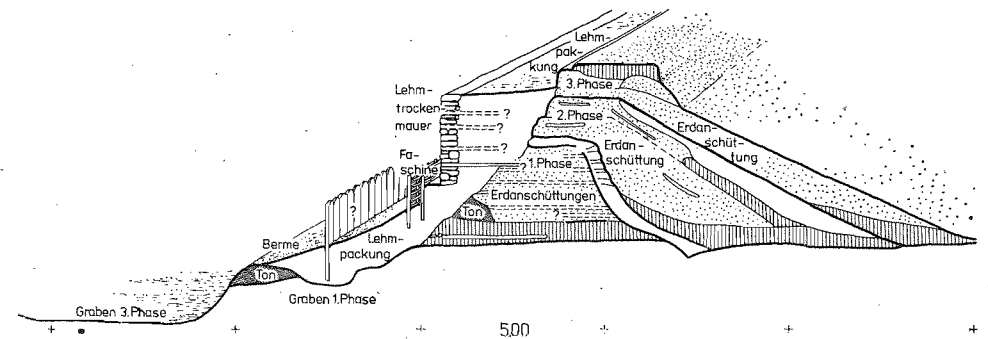


Abb. 90 Rekonstruktionszeichnung der Wehrmauer von Cösitz, Kr. Köthen. 8. bis 10. Jh.

Diese Wallkonstruktion wurde ebenfalls bei der Anlage von kleineren Burgen, so auch der deutschen Burgen nach der Eroberung des Sorbenlandes im 10./11. Jh., verwendet, wie am Burgberg von Zehren, Kr. Meißen.⁴⁹

Burgen sind im sorbischen Elbe-Saale-Gebiet frühestens seit dem zweiten Viertel des 7. Jh. gebaut worden. Bisher ist keine befestigte Siedlung mit Keramik vom Prager Typ bekannt geworden. Dagegen wurden mehrfach unter Burgwällen Siedlungsspuren dieser frühesten Einwanderungsgruppe beobachtet. Der Beginn des Burgenbaues war – soweit bisher erkennbar – also erst mit der zweiten slawischen Einwanderungswelle in das Elbe-Saale-Gebiet (vgl. Kap. I.4) verbunden. Der Umfang unserer Kenntnisse ist noch zu gering, um bereits mit Sicherheit auf die politischen und militärischen Verhältnisse zu schließen, die den Übergang zum Burgenbau veranlaßten. Wenn sich jedoch die Gruppe mit Keramik vom Prager Typ unmittelbar an der Grenze thüringischer Siedlungen in unbefestigten Siedlungen niederließ, dann weist das entweder auf politische Einbeziehung in das fränkische Reich hin, mindestens aber auf eine friedliche und erträgliche Nachbarschaft. Dagegen läßt die Gründung von Burganlagen seit der Mitte des 7. Jh. deutlich eine Verschärfung der Beziehungen erkennen, die nach dem für 630 überlieferten Abfall der Sorben vom Frankenreich eingetreten ist. Zu Kämpfen zwischen Thüringern und Sorben ist es in den folgenden Jahrzehnten wohl häufiger

gekommen, ebenso wie die sächsisch-sorbischen Gegensätze im 7. Jh. bereits bestanden. Den Sachsen wurde – wie Fredegar (IV/74) berichtet – 632 z. B. der Tribut von 500 Rindern gegen die Verpflichtung zum Grenzschutz gegen die Wenden, d. h. wohl in erster Linie gegen die Sorben, erlassen.⁵⁰

Auch der heutige Stand unserer Kenntnis enthält also Hinweise darauf, daß der sorbische Burgenbau im Elbe-Saale-Gebiet nicht zuletzt im Zusammenhang mit den verschärften Grenzverhältnissen zum Frankenreich bzw. zu Sachsen und Thüringern nach dem Jahre 632 zu sehen ist.

Auch von anderen Stammesgruppen wurden seit dem 7. Jh. Volks- oder Fluchtburgen gebaut. Im Obodritenland zwischen Warnow und Unterelbe sowie im hannoverschen Wendland haben Ausgrabungen in dem Zentrum der Wagrier, in der Oldenburg⁵¹, im Burgzentrum des Obodritenstammes, in der Mecklenburg bei Wismar (Abb. 91),⁵²

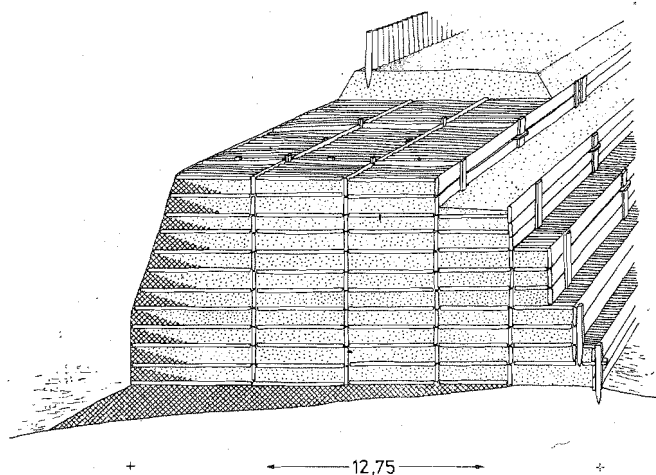


Abb. 91 Rekonstruktionszeichnung der Wehrmauer von Mecklenburg, Kr. Wismar, Burg A. 7. Jh.

und auf dem Weinberg bei Hitzacker⁵³ auf dem westlichen Elbufer großräumige Burganlagen nachgewiesen, die im 8. Jh. bzw. in der ersten Hälfte des 8. Jh. gegründet worden sind. In dieser Zeit entstanden die Burgen von Scharstorf (Abb. 92) und Blekendorf, Kr. Plön, Bosau und Grammdorf, Kr. Ostholstein.⁵⁴ An der oberen Warnow östlich von Schwerin wurde die Sternberger Burg entdeckt.⁵⁵ In Sukow, Kr. Teterow, wurde die Siedlung der Sukow-Szeligi-Gruppe mit einem Durchmesser von etwa 150 m noch im Verlaufe des 7. Jh. befestigt.⁵⁶ Ein 1,2 km langer Bohlenweg verband die Burg in der sumpfigen Niederung mit dem Festland. Im mittleren Havelgebiet wurden in dieser Zeit die Brandenburg, die Hauptburg der Heveller⁵⁷, und die Befestigung bei Wildberg im Gebiet der Zamzizi⁵⁸ errichtet.

Weitere Burgen sind im 7./8. Jh. in Berlin-Köpenick im Sprewanengebiet⁵⁹, wahrscheinlich in Leegebruch bei Oranienburg und an einer Reihe von anderen Orten gegründet worden.⁶⁰ Diese Burgen wurden von den Ansiedlern gebaut, die mit der Sukow-Szeligi-Gruppe am Ende des 6. Jh. oder zu Beginn des 7. Jh. aus dem östlichen Mitteleuropa in das Land gekommen waren (vgl. Kap. I.4), oder unter deren Einfluß. Auch unter diesen Anlagen sind die beiden bereits oben erwähnten Grund-

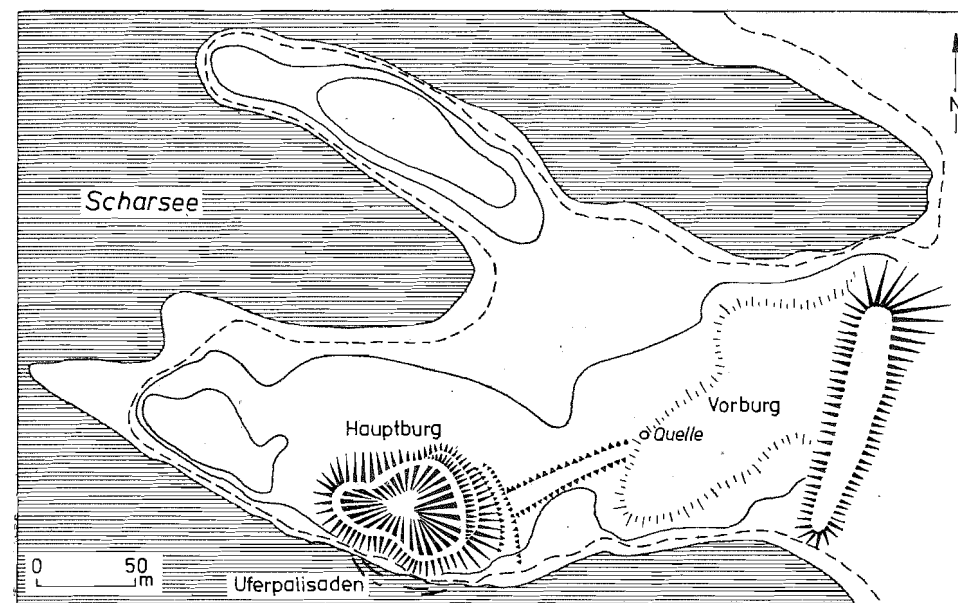


Abb. 92 Grundriß der Burg Scharstorf, Kr. Plön (BRD). 9./10. Jh.

typen zu finden: befestigte Siedlungen und Fluchtburgen mit oftmals nur sehr einzelner ständiger Besiedlung.

Um befestigte Siedlungen hat es sich, wohl bei Sukow, Wildberg, Brandenburg, Sternberger Burg, Mecklenburg und Oldenburg gehandelt. In Scharstorf lag eine Siedlung vor der nur partiell besiedelten Burg (Abb. 92), desgleichen in Bosau (Abb. 93)⁶¹ und Leegebruch. Oftmals bestanden wohl Kombinationen derart, daß kleinere Menschengruppen ständig in der Befestigung wohnten, diese gewissermaßen zur Verfügung hielten, und die Masse der Bevölkerung nur in Kriegszeiten Zuflucht fand. Es ist damit zu rechnen, daß der jeweilige Stammesfürst in Oldenburg, in Mecklenburg, in Brandenburg und an anderen Orten seinen Sitz in der Burg hatte; in anderen Fällen mag es der Älteste des Siedlungsgefüldes gewesen sein. In Bosau und in Blekendorf-Hochborre fanden sich Spuren der Werkstätten von Handwerkern in der Burg. In Bosau sind Eisen, Buntmetall, Geweih und Knochen verarbeitet worden. Der Wall der ersten Burg ist um 735 in Plankenwand-Schalenbauweise angelegt worden. An seiner Rückfront waren teilweise Häuser angebaut, zu denen die während der Ausgrabungen beobachteten Abfallgruben gehörten. Die Befestigungsanlagen wurden um 850 letztmals erneuert.⁶² In der Hochborre, 3 km östlich von Lütjenburg, Kr. Plön, hat möglicherweise bereits in der ältesten Burg ein großes zentrales Pfostenhaus von 9,5 m × 19,0 m Größe mit Umgang, also eine Halle gestanden.⁶³ In der Regel waren die Unterkünfte jedoch hinter dem Wall angelegt, oftmals wohl in Form von Reihenhäusern, wie in Wildberg und Sternberger Burg oder als Kasematten, d. h. als Kammern, die an die Wehrmauer angesetzt waren und auf denen der Wehrgang verlief (Abb. 97; 98).

Die Funktion, Konstruktion und Einrichtungen solcher Burg-Siedlungskomplexe konnten also offenbar sehr verschieden sein. Gentilgesellschaftliche Freiheit und Gleich-

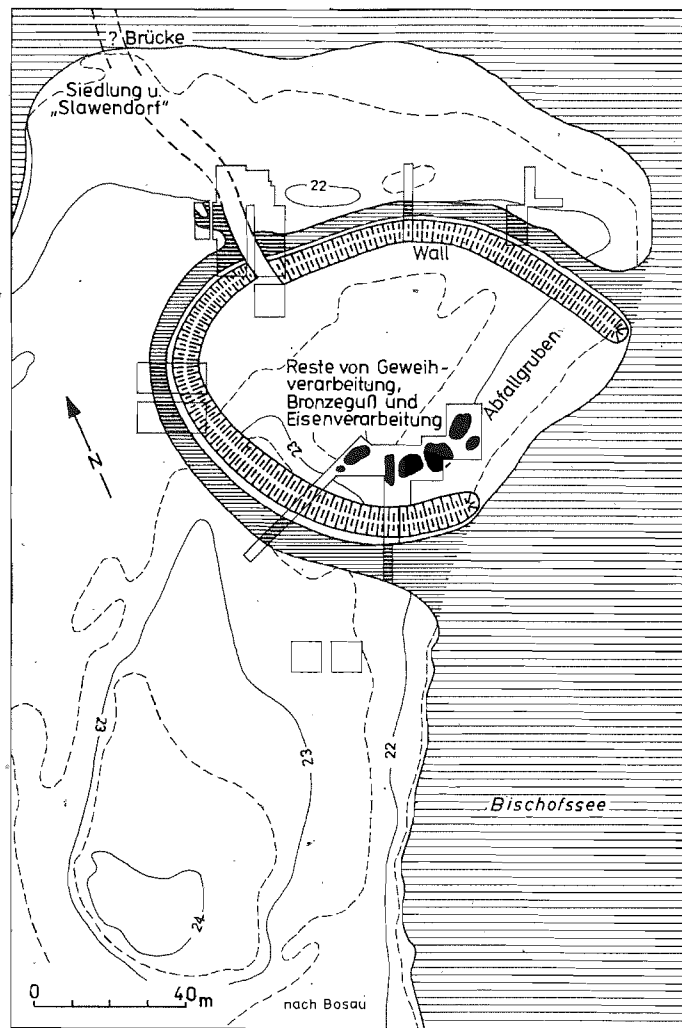


Abb. 93 Schematisierter Grundriß der frühslawischen Burg von Bosau, Kr. Plön (BRD). 7./8. Jh.

heit der Siedlungsgemeinschaft wirkten an der Ausgestaltung ebenso mit wie die beginnende Arbeitsteilung und die Herausbildung von sozial bevorrechtigten Gruppen, also vor allem von Stammesaristokratie und Priesterschaft. Die Forschungen in Groß Raden haben verhältnismäßig genaue Kenntnisse über die Burg-Siedlungstopographie eines Burgzentrums innerhalb eines Siedlungsgefüldes, einer civitas, erbracht. Das Burgzentrum wurde um 885 im wilzisch-obodritischen Grenzgebiet angelegt und fand sein Ende zu Beginn des 11. Jh. (Abb. 94). Vor einer separaten Befestigung der Insel, der eigentlichen Burg, wurde nach vorbedachtem Plan eine Vorburgsiedlung angelegt, die aus wenigstens 33 Häusern nahezu gleicher Größe von 16 m² und gleicher Flechtwerk-Bauart (vgl. Kap. III.2) bestand. In diesen Häusern lebten verschiedene Handwerker. Folgende Gewerke ließen sich nachweisen: Schmiede, Metallgießer,

Bedeutende historische Ereignisse:		913	929	948	955	968	983	992-995										
Jahre		860	870	880	890	900	910	920	930	940	950	960	970	980	990	1000	1010	1020
Siedlungsperiode A	Bauphase 1						Burg ? Brücke											
	Bauphase 2																	
	Bauphase 3																	
	Bauphase 4																	
Siedlungsperiode B	Bauphase 5																	
	Bauphase 6																	
	Bauphase 7																	

Abb. 94 Dauer und Datierung der Siedlungsperioden von Groß Raden, Kr. Sternberg, auf der Grundlage der dendrochronologischen Analyse.

Schuhmacher, Stellmacher, Zimmerleute und Drechsler. Die Gewerke, die mit offenem Feuer arbeiteten, hatten zusätzlich am Rande der Siedlung entsprechende Werkplätze. Zum Plan der Siedlung gehörte ein Kultgebäude, ein Tempel (Abb. 78; 79). In einer jüngeren Siedlungsphase wurden, statt der Flechtwerkhäuser, Blockbauten errichtet und die Burg stärker befestigt. Der Tempel wurde nicht wieder aufgebaut.⁶⁴ Diese zweite Siedlung von Groß Raden bestand in der Zeit der Unterwerfung der Obodriten unter die Herrschaft des deutschen Feudalstaates und des Erzbistums Hamburg-Bremen. Die Obodritenfürsten ließen sich taufen (vgl. Kap. IV.4). Unter diesen Bedingungen blieb zwar Groß Raden als Burgbezirksmittelpunkt mit ökonomischen und sozialökonomischen Funktionen erhalten, die kultische Funktion hingegen fiel weg.

Die Konstruktion der Wehrmauern in den nordwestlichen und mittleren Gebieten zwischen Elbe und Oder beruhte in der Regel auf der Plankenwand- oder Bohlenwand-Schalenbauweise, unter Erbringung von mehr oder weniger komplizierten Holzkonstruktionen. Hin und wieder bildete ein Lehmwall die Grundlage für die Befestigung, wie in Oldenburg und Sternberger Burg. In Köpenick ließ sich eine Plankenwand-Schale nachweisen. Hinter- und Vorderfront waren durch Ankerhölzer verbunden. Der Wall der ältesten Brandenburg war gleichfalls in Plankenwand-Bauweise errichtet (Abb. 95).⁶⁵ In Spandau entstand – möglicherweise auf der bereits zuvor besiedelten Havelinsel – im 8. Jh. eine Burg von 30–40 m Durchmesser, zu der eine Vorburgsiedlung gehörte. Burg und Vorburg waren z. T. separat befestigt. In der Burg fanden sich neben Wohnbauten auch Getreidespeicher. Ähnlich wie in Bosau lehnte sich die Burg halbkreisförmig an das offene Wasser – hier die Havel – an, gleichsam der Schifffahrt zugewandt. Palisadenbauweise und Rostbauweise bestimmten die Wallkonstruktion.

Die dritte Burg im 9. Jh. zeigt Einflüsse aus der Lausitz und dem westlichen Havelland. Die Wehrmauer bestand aus einer Holzrostkonstruktion, die mit Steinpackungen angefüllt war. Möglicherweise läßt sich darin ein entfernter Einfluß der großmährisch-böhmischen Befestigungsbauweise erkennen. Die vierte Burg wurde mit einem Plaggenwall befestigt, vielleicht unter Einwirkung der im sächsischen Gebiet vorherrschenden Plaggen-Burgwälle. Burg 5 gehört in die Zeit der deutschen Feudalherrschaft unter den Ottonen zwischen 936 und 983. Danach wurde Spandau als frühstädtisches Zentrum der Heveller ausgebaut (vgl. Kap. III.4d; Taf. 47; Abb. 96).⁶⁶

Insgesamt gab es in den mittleren und nördlichen Gebieten an Havel, Elbe und Oder gegenüber dem sorbischen Gebiet und dessen Randzonen in der Konstruktion der Wehrmauer deutliche Unterschiede. Es entstand ein anderer Traditionskreis des Befestigungsbaues, der schließlich zu komplizierten Konstruktionen, wie sie aus dem 12. Jh. von Behren-Lübchin bekannt sind, führte (unten Abb. 109).

Die historischen Ursachen für die Gründung der ältesten slawischen Burganlagen im Obodriten- und Hevellerland und bei weiteren Stämmen sind mehrschichtig.

Ähnlich wie im Elbe-Saale-Gebiet sind auch die Burgen in diesem Gebiet erst einige Jahrzehnte nach der slawischen Einwanderung entstanden, und zwar nach der Einwanderung von Stämmen der Sukow-Szeligi-Gruppe oder Gruppen, die dieser nahe standen.⁶⁷ An der Stelle der Burgen von Sukow und Brandenburg haben schon ältere Siedlungen gelegen. In Mecklenburg deutete die Pollenanalyse auf eine slawische Siedlung hin, die vor der Gründung der Burg bestand⁶⁸, ohne daß diese bisher archäologisch nachgewiesen wurde. Für Oldenburg sind die Fragen umstritten.⁶⁹ Militärisch-politische Anlässe, die zum Burgenbau führten, resultierten einerseits offenbar aus den Auseinandersetzungen mit den Sachsen. Zur gleichen Zeit, in der slawische Befestigungen erbaut wurden, hat man auch auf sächsischer Seite solche gegründet. Die Burg Bosau (Abb. 93) entstand – folgt man der von Gebers veröffentlichten Datierung in das Jahr 735 – offenbar zur Zeit der Anlage des ersten Danewerkes. Scharstorf bei Plön wurde spätestens im Jahre 835 gegründet, also in der Zeit obodritisch-fränkischer Kriege. 885 ist der Wall erneuert und die Vorburg hinzugefügt worden (Abb. 92). Das geschah im gleichen Jahr, in dem in Groß Raden an der ersten Burg-Siedlung gebaut wurde.⁷⁰

Wesentlich für den Beginn bzw. die Ausweitung des Burgenbaues im nördlichen Gebiet zwischen Elbe und Oder wurde offenbar die Einwanderung der Wilzen, charakterisiert durch Keramik vom Feldberger Typ und große Höhenburgen (Abb. 5).

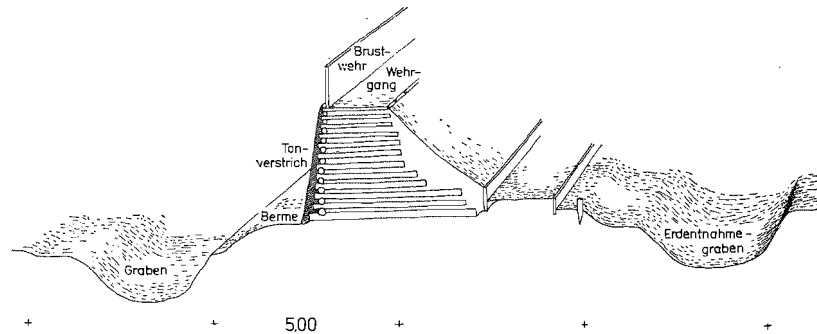


Abb. 95 Rekonstruktionszeichnung der Wehrmauer vom Wall 1 der Brandenburg. 7. Jh.

In der Zeit um 800 wurde das obodritisch-wilzische Verhältnis durch „althergebrachte Feindschaft“ bestimmt⁷¹, die sich aufgrund schriftlicher Überlieferung mit Sicherheit in das 8. Jh. zurückverfolgen läßt. Es wird also nicht verfehlt sein, ihre Wurzeln in alten Stammesfehden seit der Einwanderungszeit zu sehen. Wilzisch-Feldberger Höhenburgen bzw. große Volksburgen finden sich im mittleren und östlichen Mecklenburg zwischen Warnow und Oder sowie im östlichen Brandenburg (Abb. 5).

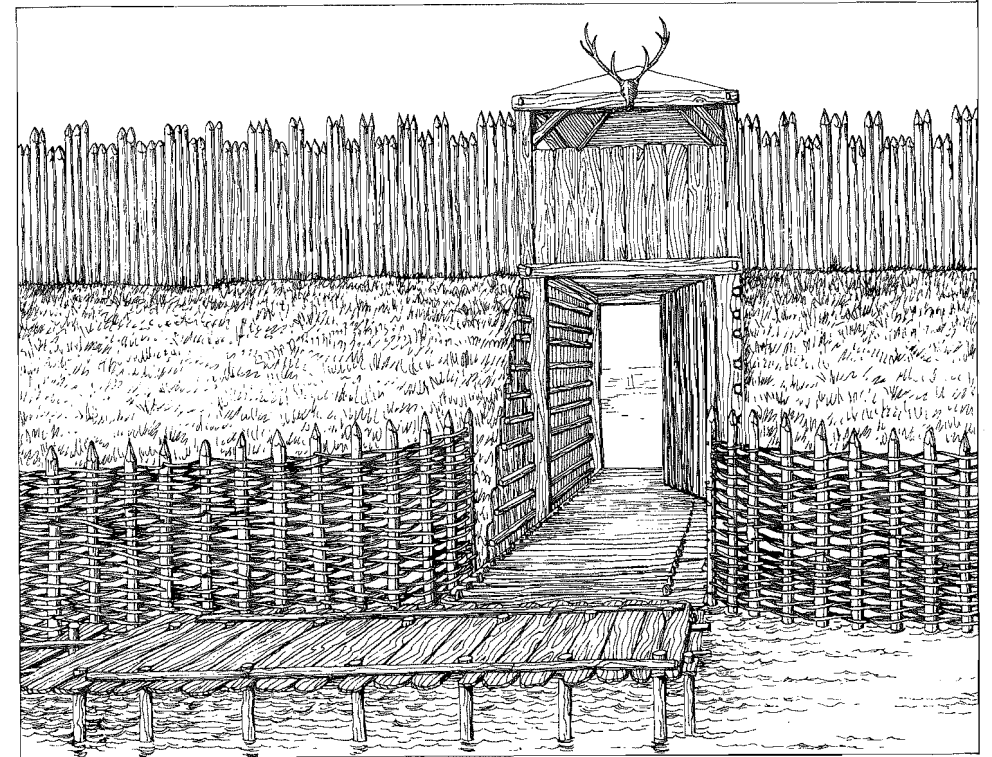


Abb. 96 Rekonstruktionszeichnung des Tores der Burg 6 von Spandau (Berlin-W). 11. Jh.

Durch ausgedehntere archäologische Erkundungen konnte das Schema ermittelt werden, nach dem die Burg von Feldberg, Kr. Neustrelitz, angelegt worden war. Als Grundlage für die Befestigungsmauer wählte man einen kleinen, langgestreckten Moränenwall, der im Westen des Burggeländes verlief. Die Wehrmauer wurde folgendermaßen aufgebaut: Auf den planierten Untergrund legte man in der geplanten Wallrichtung im Abstand von 2,40 m Eichenstämmen. Darauf folgte eine geschlossene Stammlage quer zur Wallrichtung, darüber wiederum Stämme in Wallrichtung usw. Wenigstens achtmal wechselten solche Stammlagen miteinander ab: Die Zwischenräume wurden z. T. mit Erde gefüllt. Es entstand auf diese Weise ein rostartig geschichteter Holz-Erde-Wall von ungefähr 2,30 m Höhe. Eine Wallbauweise, die auf diesem Prinzip beruht, wird als Rostkonstruktion bezeichnet (Taf. 42; Abb. 97). Diese Konstruktion war leicht in Brand zu stecken oder von vorn auseinanderzureißen. Daher legte man vor diese Rostpackung einen an der Basis etwa 2,40 m breiten Lehmkeil, in dem die Balken der Rostkonstruktion verankert waren. Auf diese Weise entstand vor dem

eigentlichen Holzwall eine feste Packung aus Holz und Lehm, die Berme. Zur weiteren Sicherung wurden auf der vorderen Böschung dieser Bermenkonstruktion große Geschiebe in Lehm eingeschichtet. Auf dem Scheitel des Walles konnten sich die Verteidiger bequem bewegen. Gegen feindlichen Beschuß gab es an der Vorderkante eine Brustwehr. Vor dem Wall hoben die Burgenbauer einen 2,50 m tiefen, muldenförmigen Graben aus. Die Erde aus diesem Graben diente zur Auffüllung der Hohlräume in der Holzkonstruktion des Walles und der Berme.

Der Wehrgang führte mindestens 4 m über der Grabensohle entlang. Zuzüglich einer etwa 1,50 m hohen Brustwehr mußte ein Gegner, wollte er über den Wall in die Burg eindringen, einen Höhenunterschied zwischen Grabensohle und höchstem Wallpunkt von 5,50 m überwinden.

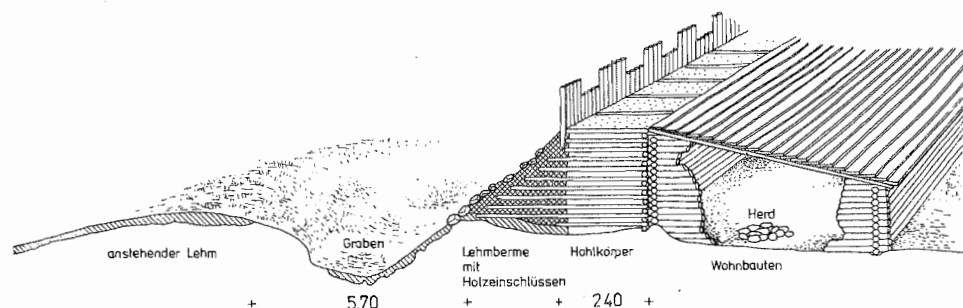


Abb. 97 Rekonstruktionszeichnung der Wehrmauer vom Schloßberg bei Feldberg, Kr. Neustrelitz, 7./8. Jh.

Die Befestigungsmauer von 200 m Länge schützte ein Burggelände von etwa 2 ha. Dieser Innenraum, teils flach-wellig, teils mit stärkeren Hängen, wurde terrassiert. Stellenweise lagen sieben Terrassen übereinander. Darauf standen die Wohnbauten, die zum großen Teil unterkellert waren.

Freien Raum für Versammlungen oder Kulthandlungen gab es im Osten der Burg hoch über dem See. Dort wurde die östliche Böschung des Burggeländes begradigt, und die Bewohner hatten von dieser Stelle aus einen hervorragenden Überblick über den östlich aus dem Burggelände in den See hineinragenden Sporn, auf dem wohl die Kultstätte des Kleinstammes lag (Abb. 71).

In dieser großen Volksburg lebten, wie Berechnungen ergaben, 600 bis 1 200 Menschen, also ein kleiner Stamm.⁷²

Auf die Verhältnisse in Feldberg wird hier etwas ausführlicher eingegangen, weil es die einzige Burg dieser Art ist, die so weit erforscht wurde, daß sich ein ungefähres Bild vom Aufbau vermitteln läßt. Einzelne Elemente davon sind auch an anderen Burgen untersucht worden. Die Führung des Grundrisses in wohlüberlegter Anpassung an das Gelände findet sich ausnahmslos bei allen derartigen Burgen. Daher hatte jede einzelne Burg ihren besonderen Grundriß (Abb. 86). Die Wälle der Burgen wurden mehrfach untersucht. In Liepen, Kr. Rostock, war die Berme, die in Feldberg aus Holz und Lehm bestand, ganz aus Steinen aufgeschichtet (Taf. 41). Auch an der Hinterfront hatte man eine schwächere Steinpackung aufgebaut. Die Verwendung großer Geschiebe als Bauelemente an der Wallvorderfront scheint – wie auch die Untersuchung einiger anderer Burgen ergeben hat – geradezu charakteristisch für die Bau-

weise dieser Burgen zu sein. Terrassierte Hänge für Häuser ließen sich ebenfalls in Zislow, Kr. Röbel, feststellen. In Reitwein, Kr. Seelow, scheinen in der Innenfläche mehrere Hausreihen gestanden zu haben. Burgen ähnlicher Bauweise bestanden zur gleichen Zeit in Pommern im Parsęta-Gebiet, dem Ausgangszentrum für die Staatsbildung der Pommern in den folgenden Jahrhunderten.⁷³

Soweit bisher festgestellt werden konnte, lebte in allen diesen Burgen eine bäuerliche Bevölkerung. In Feldberg fanden sich zahlreiche Belege für den Anbau von Roggen, Weizen und Gerste. Es sind größere Waldflächen gleichzeitig mit der Gründung der Burg gerodet und das Land unter Kultur genommen worden. Die Burgbewohner hielten Rinder, Schweine, Schafe, Ziegen und Pferde, aber auch Hühner. Wie die Untersuchung der Funde aus Zislow, Kr. Röbel, Neu Nieköhr, Kr. Teterow, des Bacherswalles von Neubrandenburg und des Schloßberges von Feldberg ergeben hat, war die Viehzucht hinlänglich entwickelt, um eine ausreichende Fleischversorgung zu sichern. Nur in ganz geringem Maße wurde Jagd betrieben, um zusätzlich Fleisch zu erhalten (vgl. Kap. II.2).

Diese Burgen hatten in der Regel nur einen Befestigungsring, sie waren zumeist nicht unterteilt, und es gab in ihnen keine Wohnsitze mit separater Befestigung. Wenn zwei Wallzüge zu beobachten sind, handelt es sich wohl um Erweiterungsbauten, die durch den Bevölkerungszuwachs erforderlich geworden waren (Zislow, Kr. Röbel, Reitwein, Kr. Seelow – Abb. 85a, d).

Im Jahre 789 fand ein Kriegszug des fränkischen Königs Karl (seit 800 Kaiser) statt. Das fränkische Heer, ihm angeschlossen die Sachsen, Friesen, Obodriten und Sorben, zog gegen den wilzischen Stammesverband und gelangte bis vor die Burg des wilzischen Königs Dragowit. Dieser sah keine Möglichkeit, sich zu verteidigen, sondern kam zusammen mit den Seinen aus der Burg und unterwarf sich. Es ist nicht ganz sicher, wo diese Burg, die civitas Dragowiti, gelegen hat. Mit der größten Wahrscheinlichkeit jedoch darf sie in Vorwerk bei Demmin gesucht werden. Hier sind heute noch am Tal der Tollense die Wälle einer etwa 3 ha großen Burg aus dieser Zeit erhalten.⁷⁴

Die eben beschriebenen großen Burgen waren während der Einwanderungszeit oder bald danach entstanden, als die Gesellschaft noch verhältnismäßig undifferenziert war und die äußeren Gegensätze wesentlich stärker im Vordergrund standen als die inneren der Stammesgemeinschaften. Spätestens seit dem 8. Jh. fanden unter dem Druck der sich wandelnden gesellschaftlichen Verhältnisse auch erhebliche Veränderungen im Befestigungsbau statt. Darauf könnten einige Beobachtungen an Burgen des Feldberger Typs in der Ravensburg bei Neubrandenburg, in Rothemühl, Kr. Ueckermünde, und in Wildberg, Kr. Altentreptow, hinweisen. Die drei Burgen bestehen jeweils aus einer kleineren Befestigungsanlage im Kern und mehr oder weniger großen Vorburgen. Aus diesen Burgen ist ebenfalls nur Feldberger Keramik bekannt. Nennenswerte Ausgrabungen haben jedoch nur in der Ravensburg stattgefunden.⁷⁵ Der Wall der inneren Burg wies drei, der mittlere Wall zwei Bauperioden auf; der äußere Wall zeigte nur eine Bauperiode. Da eine eindeutige Synchronisierung der Bauperioden bisher nicht möglich ist, kann nicht entschieden werden, ob die innere Burg die ältere Anlage ist oder diese in die größere bereits bestehende Burg hineingebaut wurde. Die Wallführung spricht für die letzte Interpretation. Mit einer solchen Veränderung wäre im 8./9. Jh. zu rechnen, also am Ende der durch Feldberger Keramik charakterisierten Siedlungsperiode der Wilzen.⁷⁶

Möglichkeiten, ohne größeren Aufwand die ganze Siedlung zu schützen, so wie im Gebiet der Wilzen, bestanden nicht überall. Manchmal mag man sich mit einer stärkeren Umzäunung, einer Palisade oder Plankenwand begnügt haben. Eine sichere Verteidigung war dahinter jedoch nicht gewährleistet. Um auch unter weniger günstigen Geländebedingungen den Schutz einer soliden Befestigung zu genießen, legten manche Dörfer sogenannte Fluchtburgen an. Während sich die Siedlungen in den großen Höhenburgen normal ausdehnen konnten, ohne daß dadurch die Verteidigungsmauer über Gebühr gestreckt werden mußte, war das in flachem Gelände kaum möglich. Wollte man eine Siedlung von nur 2 ha Größe – selbst wenn sie Kreisform hatte – mit einer Wallbefestigung umgeben, mußte man einen Wall von etwa 500 m Länge aufführen. Aus einem Vergleich mit den oben besprochenen großen Burgen wird der große Mehraufwand, der erforderlich gewesen wäre, deutlich. Dazu traten manche Unannehmlichkeiten. Drängte man die Siedlung auf zu engem Raum zusammen, so wurde z. B. die Durchlüftung im flachen Gelände durch die Wälle stark behindert. Aus diesen Gründen fanden manche slawischen Stämme andere Lösungen. Sie bauten ihre Siedlungen im flachen Land, errichteten jedoch in der Nachbarschaft unter möglichst günstigen Geländebedingungen Burganlagen für den Notfall. Dadurch ließen sich die Annehmlichkeiten geräumiger Siedlung und freier Gliederung mit den Vorzügen geschützter Plätze verbinden. Man nahm in Kauf, daß während eines feindlichen Einfalles oder einer Belagerung die Menschen vorübergehend zusammengedrängt auf sehr kleinem Raum Unterkunft finden mußten. Die Wehrmauer konnte kurz sein und daher entsprechend stark mit Verteidigern besetzt werden.

Dieses Prinzip wurde nicht nur in geeignetem Gelände angewendet, sondern auch in Gebieten, die vielleicht andere Lösungen gestattet hätten. Daraus darf geschlossen werden, daß auf die Entscheidung für das eine oder andere Prinzip jeweils auch andere Bedingungen Einfluß nahmen, sowohl gesellschaftliche Verhältnisse als auch traditionelle Bindungen.

Fluchtburgen dieser Art wurden vorwiegend von Milzenern, Lusizern, Hevellern, Sprewanen und weiteren kleineren Stämmen errichtet, vereinzelt wohl, wie oben bereits dargestellt, von den Wilzen. Auch diese Burgenform soll an einem Beispiel vorgestellt werden.

Im nahezu ebenen Gelände der Niederlausitzer Altmoränenlandschaft lag auf einer flachen Halbinsel in der Niederung die Siedlung von Tornow, Kr. Calau. Die Niederung war jedoch nur zeitweise im Frühjahr nach schneereichen Wintern so feucht, daß sie unpassierbar wurde. Im 6./7. Jh. lag der Grundwasserspiegel besonders niedrig, und während des größten Teils des Jahres war das Gelände daher ohne weiteres betretbar. Daher bauten die Bewohner dieser Siedlung schon sehr früh – wohl im 7. Jh. – eine feste, kreisförmige Zufluchtsstätte direkt neben der Siedlung am Talrand. Die Wehrmauer wurde in Rostkonstruktion unter Verwendung von Asthaken hergestellt (Taf. 42). Auf diese Weise entstand aus 14 bis 16 rostartig übereinander geschichteten Holzlagen mit Erdfüllung ein 5–6 m hoher massiver Wallkörper. Die Vorderfront war in etwa 3,50 m Höhe zu einem Absatz ausgebildet. Darauf verlief ein Wehrgang. Ein zweiter Wehrgang lag etwa 2 m höher auf dem Scheitel des Walles. Ein Lehmverstrich an der Wallvorderfront schützte die herausstehenden Balkenenden vor der Verwitterung. Gleichzeitig erschwerte diese Verkleidung ein Erklettern durch den Gegner oder das Anlegen von Feuer bei der Belagerung (Taf. 43). Vor dem Wall wurde ein wenigstens 7 m breiter Graben bis in den Grundwasserspiegel eingetieft. Der Angreifer

mußte ihn durchwaten und war dem Beschuß durch die Verteidiger ausgesetzt. Der Höhenunterschied, den ein Angreifer zu überwinden hatte, betrug zwischen Grabensohle und Wallscheitel wenigstens 7 m. Da der Wallkörper fest genug zu stehen schien, konnte man auf die Anlage einer besonderen Berme verzichten. Nur ein schmaler Streifen von 1–2 m Breite lag zwischen Wallfuß und Graben (Abb. 98)

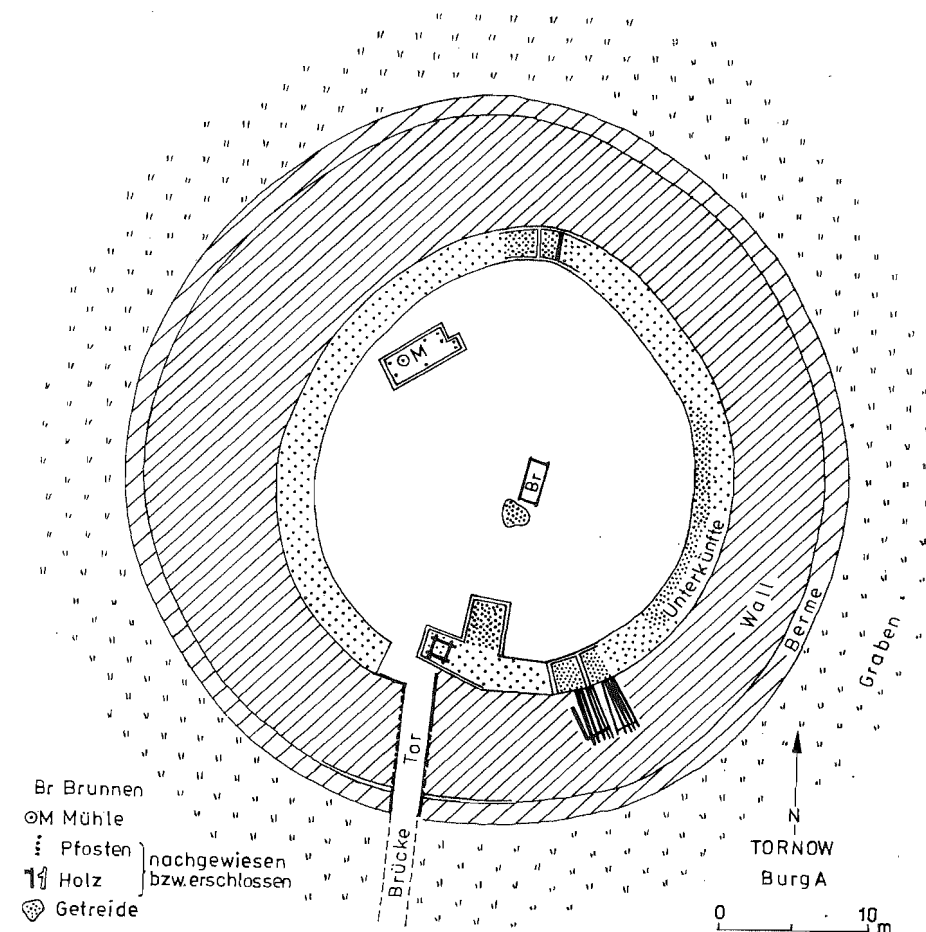


Abb. 98 Grundriß der Burg A von Tornow, Kr. Calau. 7./8. Jh.

Im Westen führte ein Tunnel von etwa 2 m Breite und wenigstens 2,50 m Höhe durch den Wall in den Innenhof (Taf. 42; 43). Er konnte außen durch ein Tor verschlossen werden. Um überhaupt an dieses Tor zu gelangen, mußte man den Graben auf einer Holzbrücke überqueren. Bevor der Tortunnel den Weg in den Innenhof freigab, bog er im rechten Winkel um und konnte an dieser Stelle nochmals versperrt werden.

Der Innenhof der Burg war nicht groß. Unmittelbar hinter dem Wall hatte man gleichzeitig mit dem Bau der Wallmauer Unterkünfte von ungefähr 2,40 m Breite eingerichtet. Diese Unterkünfte hatten eine Gesamtlänge von etwa 85 m. Auf dem rund-

lichen Burghof von 25 m Durchmesser lagen ein Brunnen (Taf. 44) und ein Mahlhaus, in dem das Getreide zu Mehl verarbeitet wurde. Neben der Mündung des Tortunnels stand ein Haus von etwa 20 m² Größe. Es hatte einen Oberboden, auf dem Getreide und andere Vorräte magaziniert waren. Während alle Unterkünfte unbewohnt blieben, also wohl nur in Notzeiten aufgesucht wurden, war das Haus am Tor ständig benutzt. Hier wohnte vielleicht der Burgverweser, der Häuptling oder der Dorfälteste. Sein Wirtschaftshof lag direkt vor der Burg. Er bestand aus einem unterkellerten Haus sowie einigen Wirtschaftsanlagen, u. a. zum Herstellen von Keramik und zum Ver-

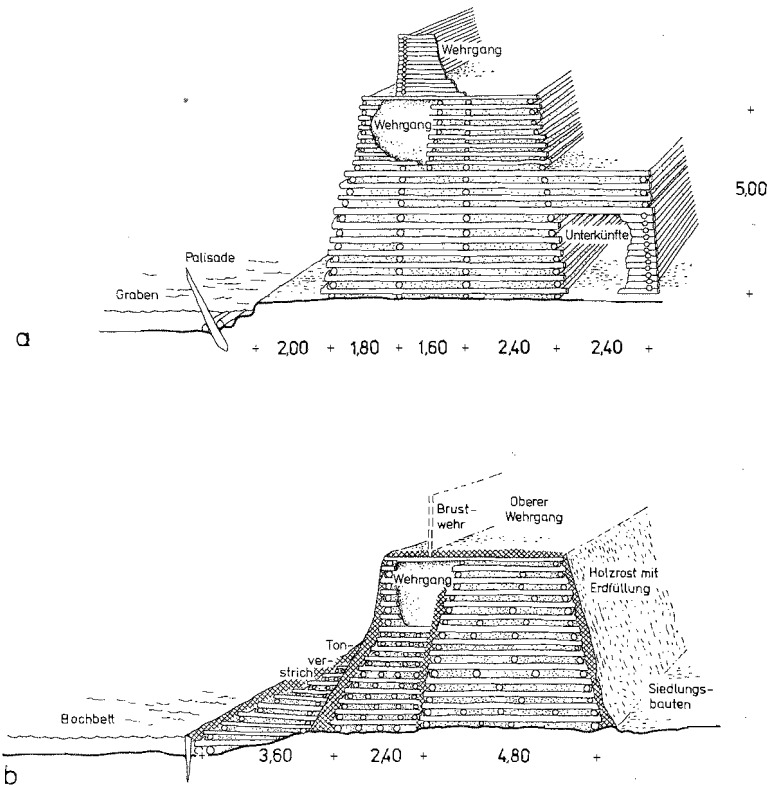


Abb. 99 Rekonstruktionszeichnung der Wehrmauern von Tornow Burg (A) (a) und Vorberg (b), beide Kr. Calau. 7./8. Jh.

arbeiten von Eisen. In dem Dorf vor der Burg wohnten zu dieser Zeit in etwa 8 Großhäusern ungefähr 300 Menschen. Diese fanden ganz gewiß in Notzeiten in der Burg Zuflucht.⁷⁷

Ähnliche Burgen wie in Tornow gab es auch in der näheren und weiteren Nachbarschaft. So konnte eine Burganlage, die im Aufbau und in den Ausmaßen der von Tornow glich, in Vorberg, Kr. Calau, nur 5 km von Tornow entfernt, untersucht werden (Abb. 99).

Weitere Burgen dieser Art, jeweils verbunden mit davorgelegenen Siedlungen, sind

teilweise in Wiesenau, Kr. Eisenhüttenstadt⁷⁸, Schönfeld, Kr. Calau⁷⁹, und Presenchen, Kr. Luckau⁸⁰, ausgegraben worden.⁸¹

Die oben bereits erwähnten Fluchtburgen eines von der Größe und Lage her vergleichbaren Typs in Köpenick, Leegebruch bei Oranienburg, Bamme bei Nauen usw. unterscheiden sich durch die wesentlich geringere Mächtigkeit ihrer Wälle und deren andersartige Konstruktion deutlich von denen in der Lausitz und in den angrenzenden Gebieten.

Wie die Ausgrabungen in Tornow und Wiesenau gezeigt haben, sind die Burganlagen des Tornower Typs nicht von der ältesten Gruppe slawischer Einwanderer errichtet worden, sondern erst vor der zweiten Einwanderungswelle. Über den unmittelbaren Anlaß, der zur Errichtung dieser Burgen führte, gibt es bisher keine verlässlichen Hinweise. Solange die chronologischen Analysen nicht weiter fortgeschritten sind, wird eine ernsthafte Diskussion über den historischen Hintergrund dieses Burgenbaus nicht möglich sein.

In den Burgen des Tornower Typs und darüber hinaus in weiteren Fluchtburgen wurde bisher kein größeres zentrales Gebäude nachgewiesen, das als Wohngebäude eines Burgverwesers oder Häuptlings gelten könnte. Wenn Wohnbauten dieser Schicht in den Burgen vorhanden waren, respektierten sie die Aufgabe der Burg, als Fluchtburg zu dienen.

Andererseits darf aber auch nicht in der Weise, wie das bisher zumeist geschehen ist, die Fluchtburg schlechthin als Burgentyp gesehen werden. Die Funktion, Zufluchtsstätte zu sein, war in der Regel wohl nur ein Aspekt, wenn auch ein wesentlicher. Daneben konnten diese Burgen Wohnsitze von Angehörigen einer sich bildenden Oberschicht sein, der principes, reguli, oder wie immer die schriftlichen Quellen sie nennen mögen.

c) Entstehung von Adelsburgen

Während die großen Volksburgen offenbar die Funktion der bäuerlichen Siedlung, der Wohnstätte der Oberschicht, des Versammlungsortes und der Kultstätte in sich vereinigten, kam den kleinen Burgen die Bedeutung als bäuerliche Siedlung mit Sicherheit nicht zu. In den kleinen Burgen drückt sich also früh eine Aufgabe aus, die offensichtlich den Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung entsprach und den Interessen der sich bildenden Oberschicht entgegenkam.

Verhältnismäßig gut läßt sich das Wirken dieser Tendenz in Tornow feststellen. Nachdem die erste, oben beschriebene Burg samt der davorgelegenen Siedlung zerstört worden war, erfolgte an der gleichen Stelle eine wesentliche Veränderung des Anlageschemas, bei der wohl die de facto bereits bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse ihren Ausdruck fanden. Im Mittelpunkt der neuen Burg (Abb. 100) stand ein zentrales Gebäude von 30 m² Wohnfläche, das unterkellert war. Um dieses ordnete man unter Verzicht auf einen eigentlichen Burghof 19 Speicher an. Nur in drei von diesen Speichern waren Unterkunftsräume eingebaut. Die Speicher wurden von einem Umgang auf dem hinteren Wallabfall beschildet. In den Burghof und zum Zentralgebäude gelangte man nur über einen schmalen Durchgang, der den Höhenunterschied von etwa 2 m zwischen Torsohle bzw. Sohle des Umganges und Hofniveau überwand. Man errechnete, daß in dieser Befestigung ein Burgherr mit etwa 15 Kriegern wohnte. Das Dorf vor der Burg veränderte in dieser Zeit seine Struktur. In Tornow entstand also

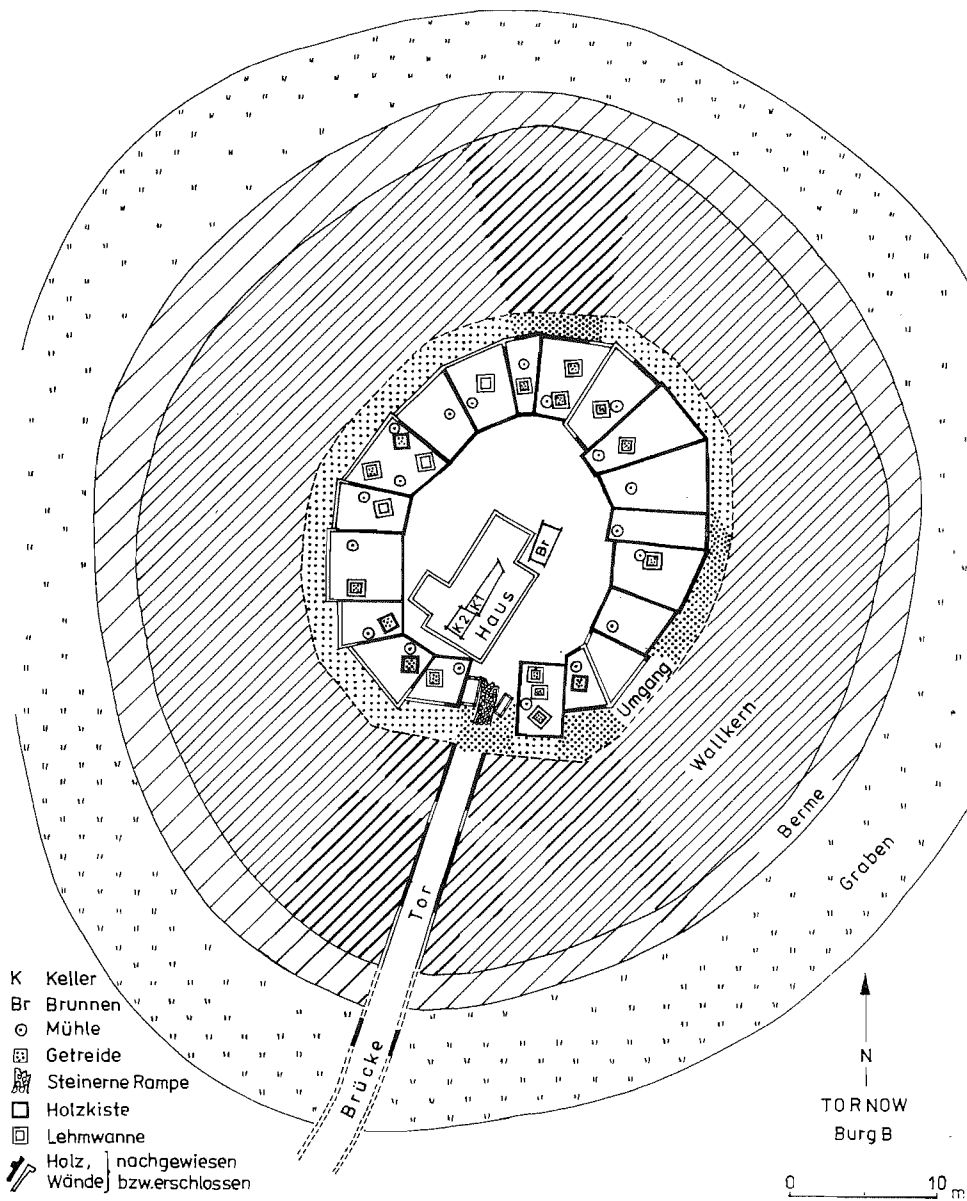


Abb. 100 Grundriß der Burg B von Tornow, Kr. Calau. 8./9. Jh.

die Burg eines Angehörigen der Oberschicht. Das geschah im 8. oder spätestens zu Beginn des 9. Jh. Nur wenig später wird eine ähnliche Burg mit Zentralgebäude in Brohna, Kr. Bautzen, errichtet worden sein.⁸² In anderen Burgen sind die Forschungen noch nicht so weit gediehen, um derartige Veränderungen bereits mit gleicher Sicherheit erfassen und zeitlich bestimmen zu können.

In den bereits genannten Burgen von Vorberg, Wiesenau, Schönfeld und Presenchen in der Niederlausitz ist ebenfalls mit derartigen Veränderungen zu rechnen.

Die kleinen Burgen unterschieden sich im Hinblick auf die Raumaufteilung wenig oder gar nicht von den Burgen, die deutsche Feudalherren anlegen ließen. 975 besaß z. B. der Bischof von Oldenburg in Nezenna (Warder) bei Segeberg eine solche kleine Burg, in der nur ein steinernes Wohnhaus und ein Bettenhaus standen. Die archäologische Forschung hat eine Inselburg von 25 zu 35 m Durchmesser nachgewiesen. Eine Holzpalisade und ein Holz-Erde-Wall gewährten dem natürlich geschützten Platz eine zusätzliche Befestigung.⁸³

In der Lausitz und in den Nachbargebieten entsprachen die in frühester Zeit bereits verhältnismäßig kleinräumigen Fluchtburgen am besten diesen Tendenzen und ließen sich ohne große Schwierigkeiten in adlige Wohnsitze umbauen. In den weiter nördlich gelegenen Gebieten waren die älteren Burgen etwas größer, sie hatten z. T. 50–80 m

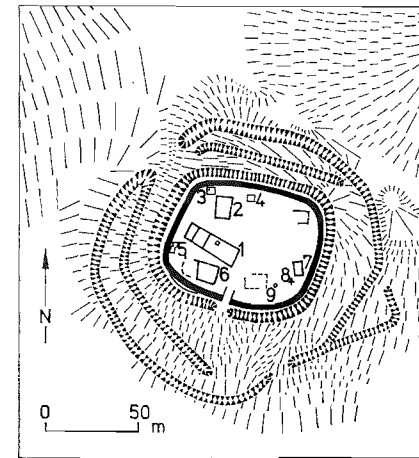


Abb. 101 Grundriß des Burgwalles „Kessel“ bei Kretzschau-Groitzschen, Kr. Zeitz. 9. Jh.: 1 Haupthaus; 2, 6 Nebenhäuser; 3 Feuerhaus; 4, 5, 7 Vorrathshäuser; 8 Mühle; 9 Backofen.

Durchmesser. Sie wurden daher, nachdem sich die gesellschaftlichen Verhältnisse gewandelt hatten, aufgegeben und durch sehr kleine Burganlagen von nur 20–40 m Durchmesser ersetzt. Allerdings verlief diese Entwicklung sehr zögernd und nur an wenigen Orten, in großem Umfang wohl erst seit der Jahrtausendwende. Teilweise baute man solche kleinen Burgen in die schon verhältnismäßig kleinen Anlagen hinein (z. B. Glienicke [Jabel] bei Wittstock).

Die allgemeine Tendenz dieser Entwicklung, ihr Umfang in den einzelnen Landschaften und auch die zeitliche Folge, in der sie sich durchsetzte, sind heute annähernd bekannt. Dagegen fehlen noch weitgehend Kenntnisse über den konkreten historischen Hintergrund und die Besonderheiten dieser Vorgänge.

Übersichtlicher verlief der Prozeß im Gebiet mit großen befestigten Siedlungen. Im Siedelgebiet der Sorben begann der Burgenbau mit einer Befestigung der Stammesvororte spätestens in der zweiten Hälfte des 7. Jh. Mit der sich entwickelnden sozialen Differenzierung kam es auch hier bereits am Ende des 8. bis Anfang des 9. Jh. zum Bau von Herrenburgen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Prozeß durch die ständigen Auseinandersetzungen mit den Franken beschleunigt wurde. In diese Richtung

könnte der Befund des „Kessels“ von Kretzschau-Groitzschen bei Zeitz deuten (Abb. 101). Es ist jedoch fraglich, ob es sich dabei um die Burg eines unabhängigen slawischen Adligen handelte oder ob nicht schon die fränkische politische Herrschaft über dieses Gebiet auf die Gestaltung der Verhältnisse Einfluß nahm.⁸⁴

Anders verhielt es sich dagegen im Norden. Die Ausgrabungen in Neu Nieköhr, Kr. Teterow, haben gezeigt, daß im Verlauf des 9. Jh. eine große Burganlage der oben beschriebenen Art, also einer großen bäuerlichen Bevölkerungsgruppe, durch eine kleinere Burg mit beschränkter Wohnfläche abgelöst wurde (Abb. 85e). Der gleiche Vorgang vollzog sich wohl in Dargun, Kr. Malchin (Abb. 85f), Drense bei Prenzlau und Wrangelsburg bei Greifswald. Neben der Siedlung von Potzlow, Kr. Prenzlau, entstand die sehr kleine Burg auf der Insel bzw. Halbinsel im Potzlower See, die bis in das 11. oder 12. Jh. benutzt wurde. Nur 4 km westlich der großen Siedlung von Dahmen, Kr. Teterow, liegt eine kleine Burg bei Sagel/Rothenmoor. Nördlich einer größeren Burganlage von Plöwen, Kr. Pasewalk, gründet man zum Beispiel eine Burg von nur 40 m Durchmesser auf einer Insel im Niederungsgelände. Andere Burgen wie die von Jatzke, Kr. Neubrandenburg, wurden im 9. Jh. nach mehrfacher Erneuerung aufgegeben. Sie blieben ohne Nachfolger.⁸⁵

Trotz des noch unzureichenden Forschungsstandes kann aus dieser recht häufigen Erscheinung geschlossen werden, daß seit dem 9. Jh. die großen volkreichen befestigten Siedlungen ohne erkennbare Differenzierung der Wohnanlagen ein Ende fanden und durch nicht oder vielleicht schwach befestigte Dörfer einerseits und kleinere Burgen andererseits abgelöst wurden, die etwa so wie die Burg B von Tornow aufgebaut waren.

Die Burg der Adelschicht – Wohnsitz, Machtinstrument und Repräsentationsobjekt zugleich – hatte sich durchgesetzt; die beginnende Klassendifferenzierung fand in der Burgenentwicklung ihren Ausdruck. Den größten Umfang erreichte dieser Prozeß ganz offensichtlich in der Ober- und Niederlausitz. Weniger intensiv vollzog er sich in den obodritischen Ländern.⁸⁶ Dort gewann eine andere Burgenart größere Bedeutung – die fürstliche Burg oder die Burg des Hochadels, die Mittelpunkt des Landes und Herrschaftsmittelpunkt war.

d) Fürstenburgen und Burgen des Hochadels

Diese Entwicklung begann früh und ging von den Stammesmittelpunkten aus. Für die Wagrier war das Oldenburg, für die Obodriten Mecklenburg (Abb. 115), für die Polaben Ratzeburg und für die Warnower wohl Friedrichsruhe bei Parchim. Bei den Linonen spielte Lenzen diese Rolle. Die Heveller oder Stodoranen hatten ihren Hauptort in Brandenburg auf der Dominsel. Eine weitere vergleichbare Burg lag im östlichen Hevellergebiet in Spandau an der Mündung der Spree in die Havel. Für die Lusizer war Liubusua der Stammesmittelpunkt. An diesen Orten hatte der jeweilige Stammesfürst seinen Wohnsitz. Die zentralen Veranstaltungen des Stammes fanden hier statt. Kultstätten und Heiligtümer wurden hier gepflegt und die Stammesgötter an diesen Plätzen verehrt. Bisher ist keine einzige Burg an diesen alten Stammesmittelpunkten annähernd vollständig untersucht worden. Von der Burg in Oldenburg/Holstein wissen wir, daß sie seit dem 7./8. Jh. bestand. Die älteste Burg hatte einen Durchmesser von 130 m, davor lag eine Vorburgsiedlung, die in der zweiten Hälfte des 8. Jh. beim Umbau der Burg in diese einbezogen wurde, so daß die Burganlage der Wagrierfürsten

zur Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen etwa 260 m lang und 100 m breit war (Taf. 40; Abb. 114). Großräumige Pfostenhäuser bis zu 18 m Länge und 7 m Breite entstanden im Ostteil der neuen Burg. Reiche Funde, z. T. karolingischer Herkunft, wie prachtvolle Keramik und Reitersporen, kamen hier zutage.⁸⁷ Weitere Siedlungsschichten, z. T. mit Flechtwerkhäusern, und ein Friedhof mit Gräbern des Burgadels folgten aufeinander, bis die Burg an der Wende des 10. zum 11. Jh. zerstört wurde. Die wechselnden Schicksale der Oldenburg u. a. die Gründung des Bistums 948 oder 968 – haben ihre Spuren in den Siedlungsschichten hinterlassen, ebenso die ausgeprägten Beziehungen über die Ostsee nach Dänemark.⁸⁸ Die Burgflächen wurden an der Wende des 10. zum 11. Jh. planiert, darüber entstanden u. a. Flechtwerkhäuser.

Die herausragende Stellung von Oldenburg bestand fort, auch die Beziehungen zu Skandinavien, wie die Funde von Runeninschriften auf Rippenknochen zeigen. Die Inschriften enthalten Namen wie Orn, Thartu und Faki, eine vierte spricht über „Hafen“ und „Kampf“.⁸⁹

Mächtiger und größer als die Oldenburg war im 7. und 8. Jh. die Mecklenburg bei Wismar. Die Ausgrabungen haben ergeben, daß diese Burg in der ersten Hälfte des 7. Jh. auf der Spitze einer Halbinsel angelegt wurde. 680 ist sie erstmals erneuert worden, darüber folgten weitere Um- und Neubauten (Abb. 115).

Seit dem 10. Jh. ist Mecklenburg als Sitz der Obodritenfürsten bezeugt. Die archäologischen Forschungen haben nun erhellt, daß diese mächtige Befestigung damals bereits seit Jahrhunderten Vorort des Stammes und damit Sitz des Stammesfürsten war.⁹⁰ Mit der Mecklenburg war die Kaufmannsiedlung Reric verbunden. 808 wurde Reric von den Dänen zerstört, die Kaufleute nach Haithabu umgesiedelt. 809 hielt sich der obodritische Stammesfürst Dražko in Reric auf. Er hatte hier seinen Wohnsitz und wurde von gedungenen Leuten des Dänenkönigs Göttrik in eben diesem Reric ermordet.⁹¹

Bei Lenzen a. d. Elbe lag die Burg der Linonen. Sie hatte gleichfalls bedeutende Ausmaße; der Stammesfürst der Linonen dürfte hier ansässig gewesen sein.

Im Hevellergebiet entwickelte sich die Brandenburg seit dem 7. Jh. zur Fürstenburg. Deren Ausmaße – etwa 250 m Längsausdehnung und 150 m Breite – sind mit den genannten Stammesburgen vergleichbar. Bis zum Ende des 10. Jh. ist die Befestigung siebenmal erneuert und die Burg mehr oder weniger stark umgebaut worden.⁹² Der größte topographische Eingriff erfolgte 948, als die nördliche Hälfte der Burg an den Bischof des neugegründeten Bistums Brandenburg kam, der hier Domkirche und Domviertel anlegen ließ. Nach dem Lutizenaufstand von 983 wurde die Brandenburg erneut herausragender Fürstensitz der Heveller.

Das vermutliche Burgzentrum der Lausitz, Liubusua, ist 929 vom deutschen König Heinrich I. zerstört worden. Es lag wahrscheinlich bei Freesdorf, Kr. Luckau, in der Niederlausitz. Nach dem Bericht des Chronisten Thietmar war es eine ausgedehnte, volkreiche Anlage, die aus einer kleineren und einer größeren Burg bestand. In der Landschaft ist heute die noch bis zu 8 m hohe Wallruine der Hauptburg erhalten. Diese Burg hatte einen Durchmesser von etwa 50 m, der Innenraum war also wesentlich umfangreicher als in den übrigen Burgen der Lausitz, jedoch kleiner als der in den bisher genannten Stammesburgen. Vor der Hauptburg lag eine Siedlung, die durch einen heute noch etwa 3 m hohen Wall befestigt war.⁹³

Aus diesen Stammesmittelpunkten mit dem Sitz der öffentlichen Gewalt entwickelten sich offensichtlich Fürstenburgen. In Mecklenburg hatte sich dieser Prozeß spätestens im 9. Jh. durchgesetzt, ebenso in Oldenburg, Lenzen, Brandenburg und an anderen

Orten. In diesen Burgen fand die herrschende Schicht vor feindlichen Einfällen Schutz. So konnte 929 Heinrich I. erst nach langer Belagerung die Brandenburg erobern. Die Burg Lenzen wurde längere Zeit belagert und schließlich von der Besatzung nach einer verlorenen Feldschlacht übergeben.⁹⁴

Die Beherrschung des Landes hing von dem Besitz dieser Burgen ab. Sie spielten daher in den Kämpfen der Oberschicht untereinander eine große Rolle. Ziel nahezu aller deutschen Feudalheere war die Eroberung der slawischen Burgen. In gleicher Weise verfuhrn Polen, Pomoranen und Dänen, wenn es ihnen darum ging, nicht nur zu plündern, sondern das Land zu unterwerfen. Während der Machtkämpfe im Obodritenland zwischen 1066 und 1093 spielten sich die Kämpfe zwischen den rivalisierenden Adelsgruppen ebenfalls in erster Linie als Kämpfe um Burgen ab.

Aber auch in den Auseinandersetzungen mit der eigenen Bevölkerung stellten die Burgen einen Machtfaktor dar. Als sich im Zusammenhang mit dem Einfall der Lutizen 1018 die Obodriten gegen ihren Fürsten Mstislav erhoben, schlossen sie diesen in seiner Burg Schwerin ein. Von dort mußte er schließlich zu den Sachsen fliehen, „was ihm gerade noch gelang“.⁹⁵ 1066 begann der Aufstand gegen den Obodritenherrscher Gottschalk mit der Eroberung der Burg Lenzen. Dann wurden die übrigen Burgen von den Aufständischen besetzt und die Familie Gottschalks aus der Mecklenburg vertrieben. Die schriftlichen Quellen sind zu lückenhaft, als daß sich ein auch nur annähernd vollständiges Bild von diesen Verhältnissen gewinnen ließe. Sie werfen nur auf wenige markante Ereignisse einige Schlaglichter.

Eindringlinge und Feinde standen den Burgen ziemlich machtlos gegenüber. Wenn diese auch nur halbwegs besetzt und mit Proviant versehen waren, so hatte kaum ein Gegner die Chance, sie einzunehmen. Es ist daher verständlich, daß im Prozeß der Eroberung und Staatsbildung jeder Eroberer und jeder Herrscher sein Land durch Burgen sicherte. Je nach den konkreten historischen Bedingungen waren diese Burgen verhältnismäßig groß oder auch recht klein.

Die Unterwerfung der sorbischen Länder durch den fränkischen frühfeudalen Staat begann mit der Anlage von fränkischen Burgen (Abb. 102) im Saalegebiet.⁹⁶ Dem fränkischen Feldzug von 806 folgte der Bau von Burgen bei Halle und Magdeburg; schon um 780 bestand an der Mündung der Ohre in die Elbe ein fränkisches Kastell, vermutlich an der Stelle der sogenannten „Hildagsburg“ (Abb. 103).⁹⁷ Weiter im Norden war seit 789 das fränkische Kastell Hohbuoki vorhanden. Es lag gegenüber von Lenzen auf dem Höhbeck, einem Höhenzug westlich der Elbe. Vielleicht wurde in dieser Zeit auch die Burg von Hitzacker, Kr. Lüchow-Dannenberg, als fränkische Grenzburg an der Elbe auf der Stelle einer älteren slawischen Siedlung angelegt. Im Süden an der Elster mag der „Kessel“ bei Kretzschau-Groitzschen, Kr. Zeitz⁹⁸, eine solche fränkische Burg gewesen sein (Abb. 101). 1004 spätestens war sie zerstört. Es lag dort bereits die „villa grodiscani“, d. h. die Bewohner hatten ihr Dorf entsprechend benannt: Bewohner der Burgstelle (wohl sorb. Gradišćane).

Die Burgen mußten in erster Linie von der unterworfenen slawischen Bevölkerung erbaut werden. Daher nimmt es nicht wunder, daß die slawische Bautradition sich auch hier zeigt. Die Wallkonstruktion in der Hildagsburg bei Wolmirstedt und in Hitzacker erfolgte in der sogenannten Kastenbauweise. Dagegen findet sich am Höhbeck eine spezifische fränkische Burgenbauweise.⁹⁹ In Schraplau, Kr. Querfurt, kam die Trockenmauer-Schalenbauweise zur Anwendung.

In der Hildagsburg lagen in zwei Reihen hintereinander etwa gleichgroße Unter-

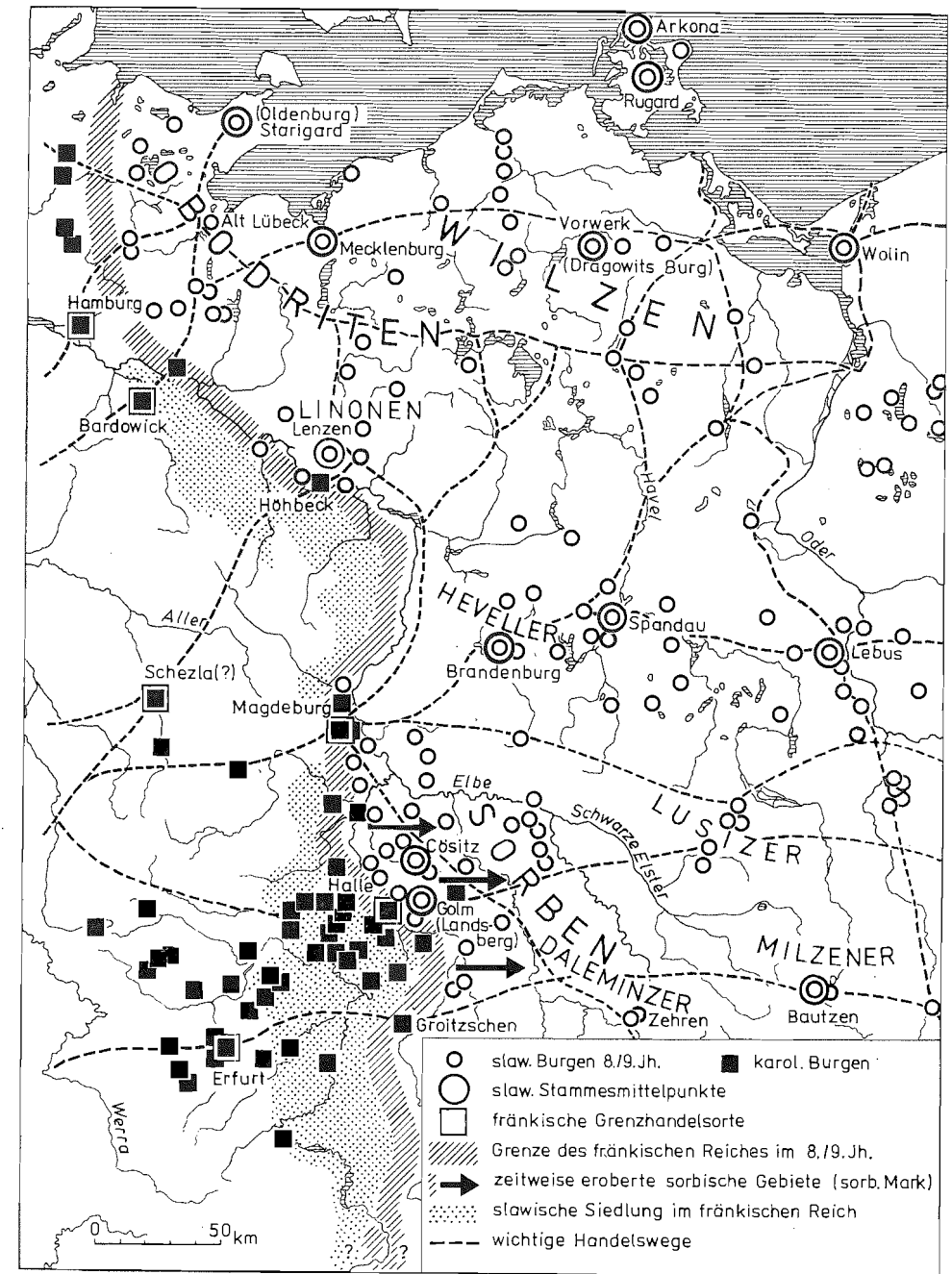


Abb. 102 Fränkische und slawische Burgen im 8./9. Jh.

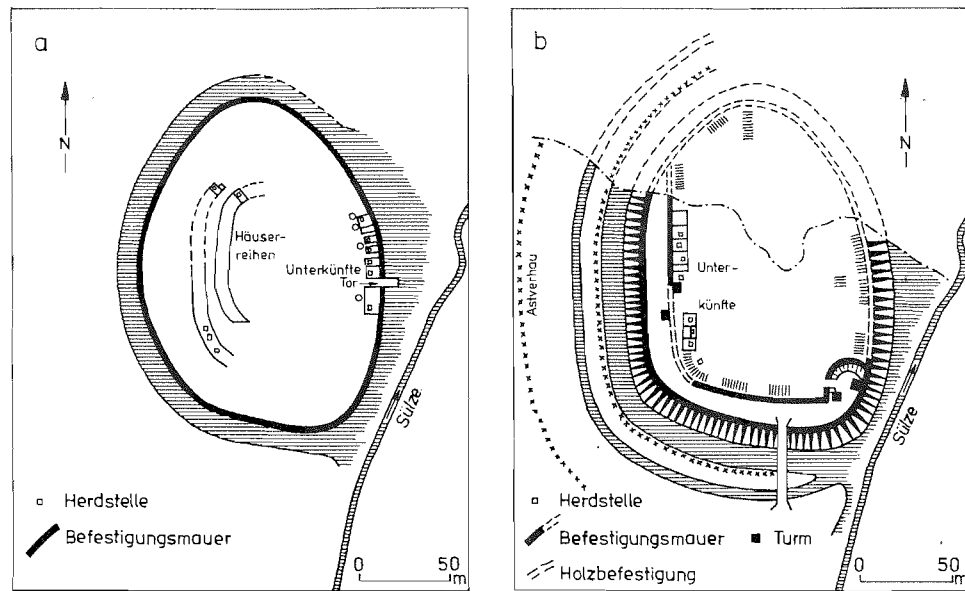
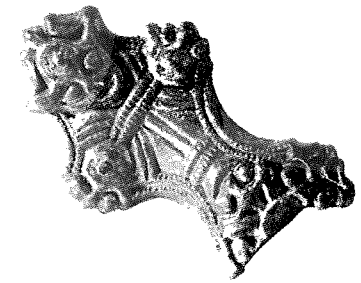


Abb. 103 Grundriß der Hildagsburg von Elbeu, Ot. von Wolmirstedt: a) slawische Burg des 7./8. Jh.; b) deutsche Burg des 10. bis 12. Jh.

künfte – vielleicht die der militärischen Besetzung. Vom Hühbeck wurde Gleiches behauptet. Dagegen war der Kessel von Kretschau-Groitzschen bei Zeitz eher Sitz eines Burgverwesers. Hier dominierte bereits mehr die Verwaltungsfunktion als die des militärischen Stützpunktes. Diese Burgen waren Teil eines umfangreichen karolingischen Burgensystems, das seit dem 8. Jh. an der Westgrenze des sorbischen Gebietes entstand (Abb. 102). Westlich der Saale zwischen Halle und Erfurt findet sich eine große Anzahl Burgen aus dieser Zeit. Auch in der westlichen Altmark und im Harzvorland scheint ein regelrechtes Netz fränkischer Burganlagen vorhanden gewesen zu sein.¹⁰⁰

Heinrich I. kämpfte zu Beginn seiner Eroberungskriege gegen die Stämme zwischen Elbe und Oder zunächst um die Burgen. Im Winter 928 oder 929 belagerte er lange die Brandenburg bis ihm schließlich die Einnahme gelang. In der Folgezeit spielte die Brandenburg in den Kämpfen zwischen den Hevellern und den deutschen Feudalherren eine bedeutende Rolle. Zwischen 929 und 1157 wechselte sie in diesen Kämpfen dreizehnmal den Besitzer, oft durch Verrat und List, selten durch direkte Eroberung.¹⁰¹ Zur Beherrschung der Gaue der Nisanen und Daleminzer und als Ausgangspunkt für weitere Eroberungszüge wurde 929 „auf einem damals dicht mit Bäumen bestandenen Berge“ von Heinrich I. die Burg Meißen angelegt und mit einer Besatzung versehen. „Von da aus zwang er die seiner Herrschaft unterworfenen Milzener (Oberlausitz) zur Tributzahlung“.¹⁰²

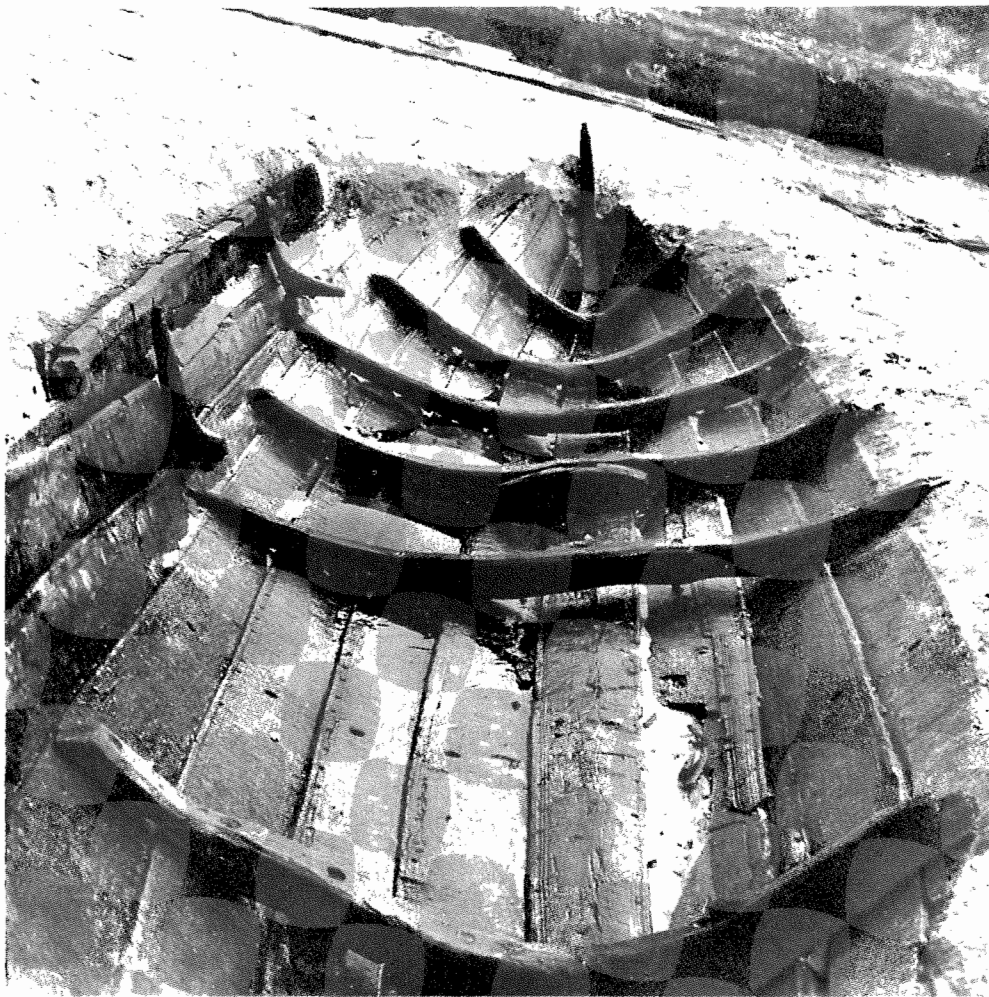
Der Burgberg von Meißen besitzt eine strategisch hervorragende Lage auf einem von allen Seiten natürlich geschützten langdreieckigen Felsplateau zwischen den Einmündungen der Triebisch und der Meisa in die Elbe. Von dort konnte die Elbfurt kontrolliert werden. Bei den Ausgrabungen kamen 1959/60 inmitten der Burg Reste von vier übereinanderliegenden Holzstraßen aus dem 10. und 11. Jh. zutage, die durch-



a) Ovale skandinavische Schalenspanne und
b) Teil einer gleicharmigen skandinavischen
Fibel aus der Siedlung Menzlin, Kr. An-
klam. 9./10. Jh.



c) Bronzearmring von Trittelwitz, Kr. Dem-
min. 11. Jh.

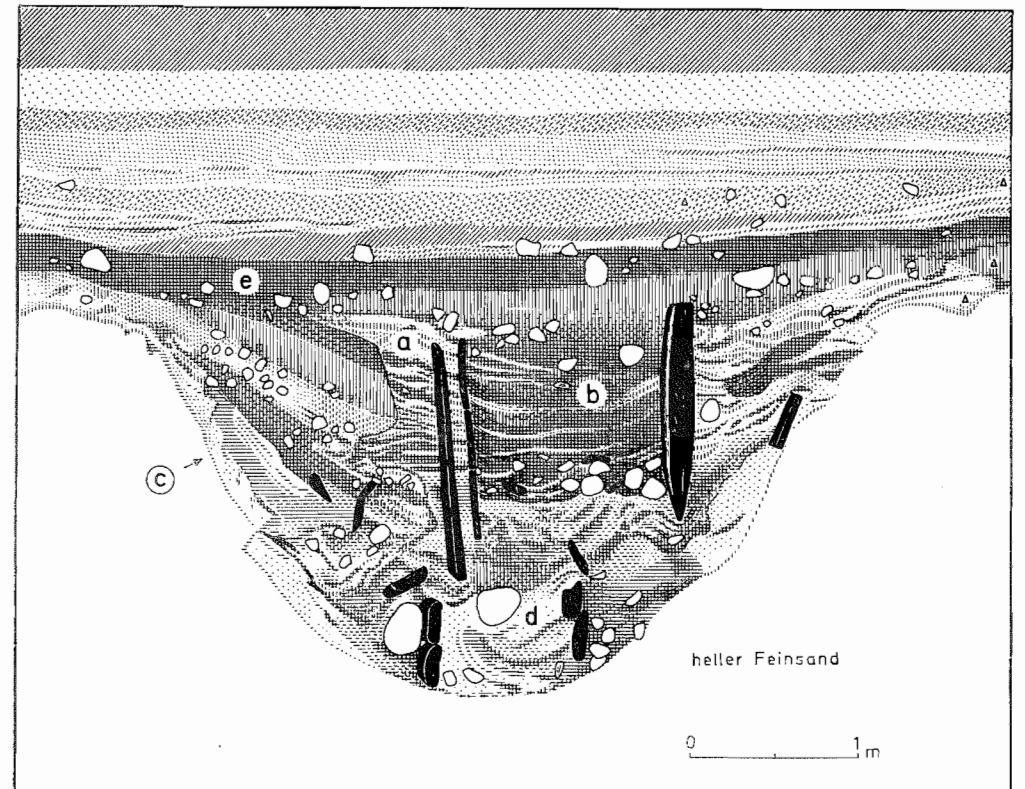


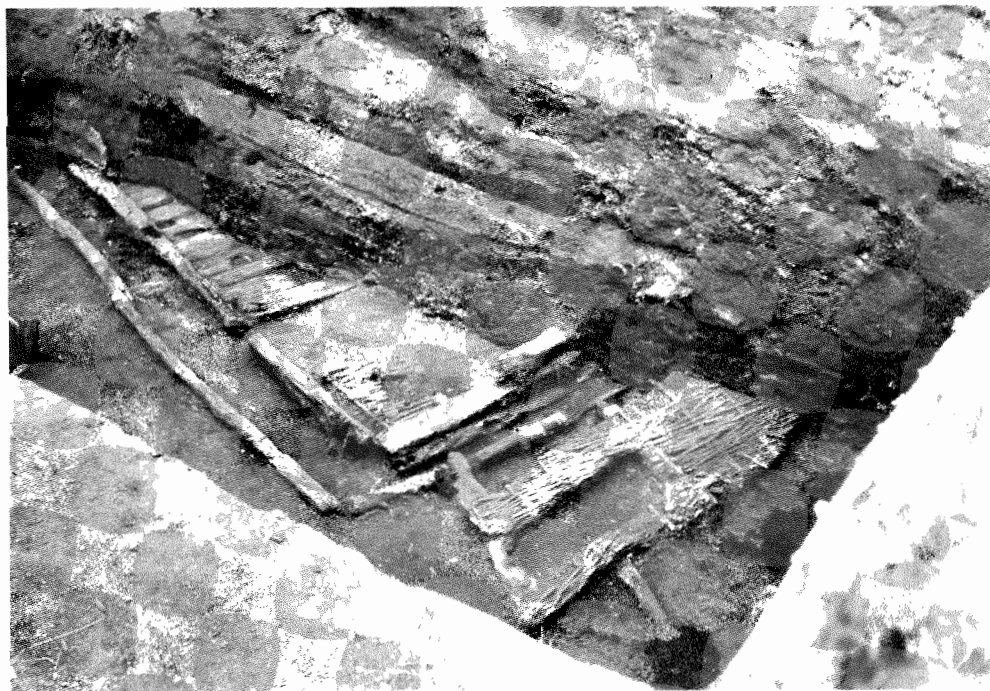
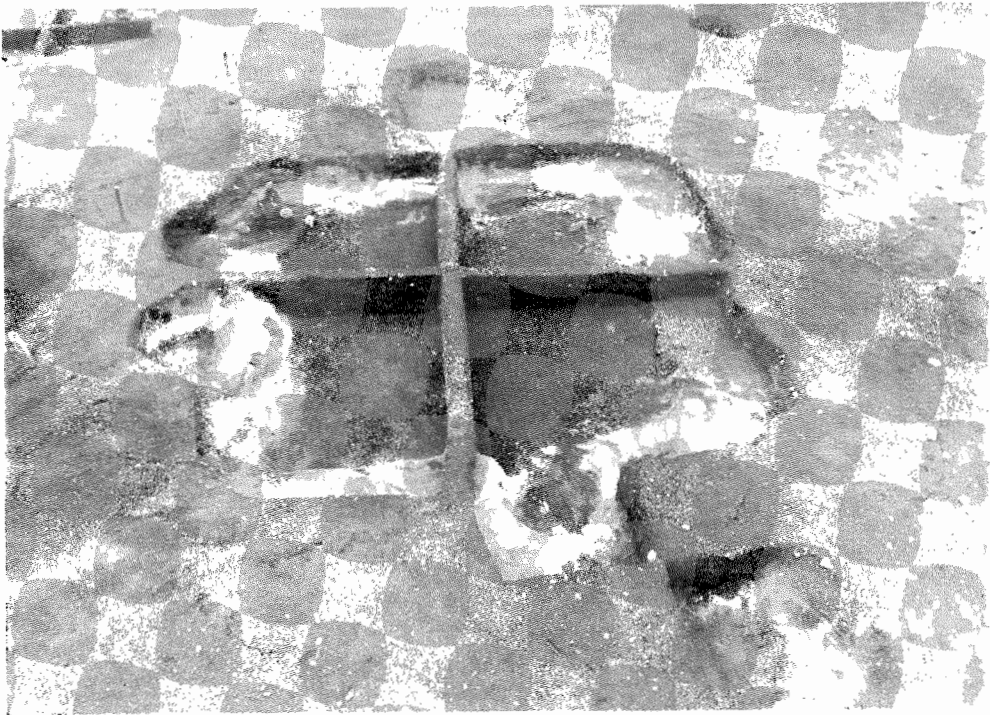
TAFEL 34. Teilweise abgewracktes Boot, das 1967 bei der slawischen Siedlung Ralswiek gefunden wurde. Es handelt sich um ein etwa 9,50 m langes, 2,50 m breites und knapp 1 m hohes Kielboot in Klinkertechnik, das durch 8 bis 10 Paar Ruder sowie Segel fortbewegt werden konnte. 9. Jh. Vgl. Abb. 60



TAFEL 35. a) Frühslawischer Brunnen (2) von Berlin-Marzahn während der Bergung. Darunter die Bohlen des germanischen Brunnen (2 A).

b) Der stratigraphische Befund der beiden Brunnen im Profil: a Baugrube für den Brunnen 2; b schwarzbrauner Faulschlamm im Brunnen 2; c Baugrube für den Brunnen 2 A; d sandige bis humose Schichten im Brunnen 2 A; e schwarzbraune Humusschicht über den Brunnenanlagen.

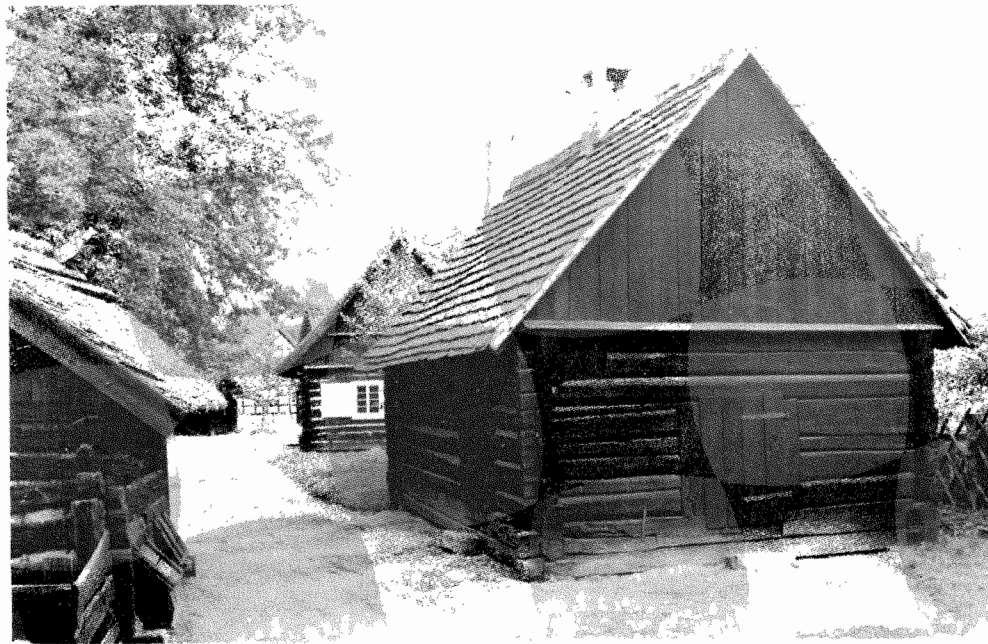
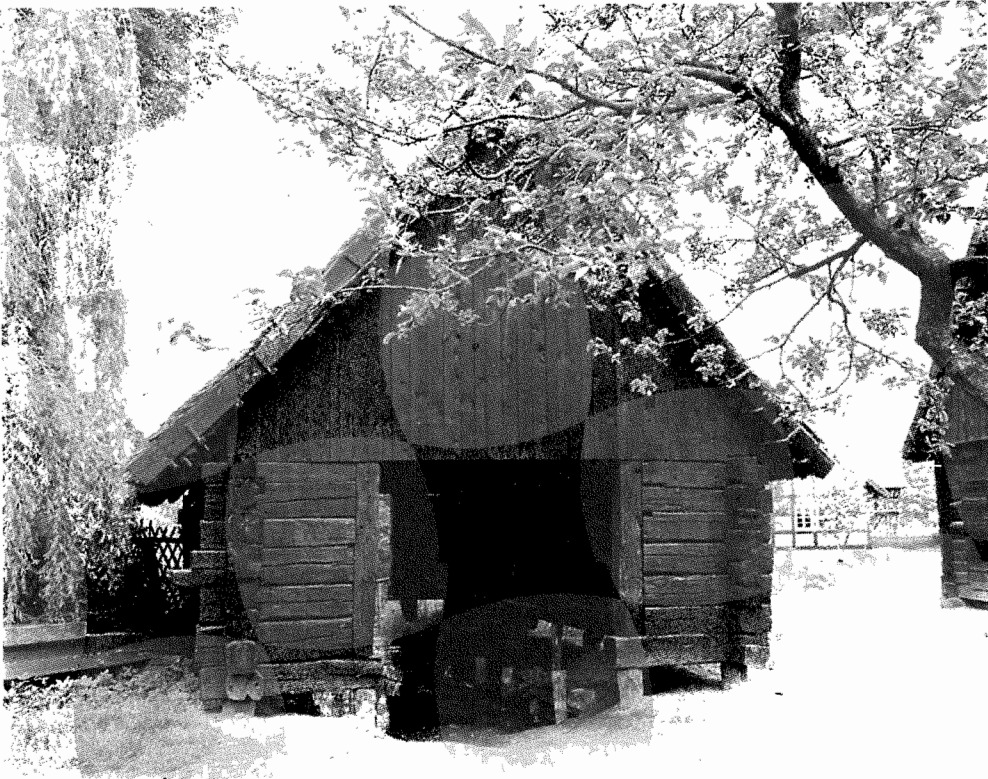




TAFEL 36. a) Grundhaus 38 aus der ersten Siedlungsphase von Dessau-Mosigkau während der Ausgrabung; b) teilweise freigelegtes Haus mit umgestürzter Flechtwand und gedieltem Fußboden aus Siedlungsschichten des 9. Jh. vom Burgwall Mecklenburg, Kr. Wismar.



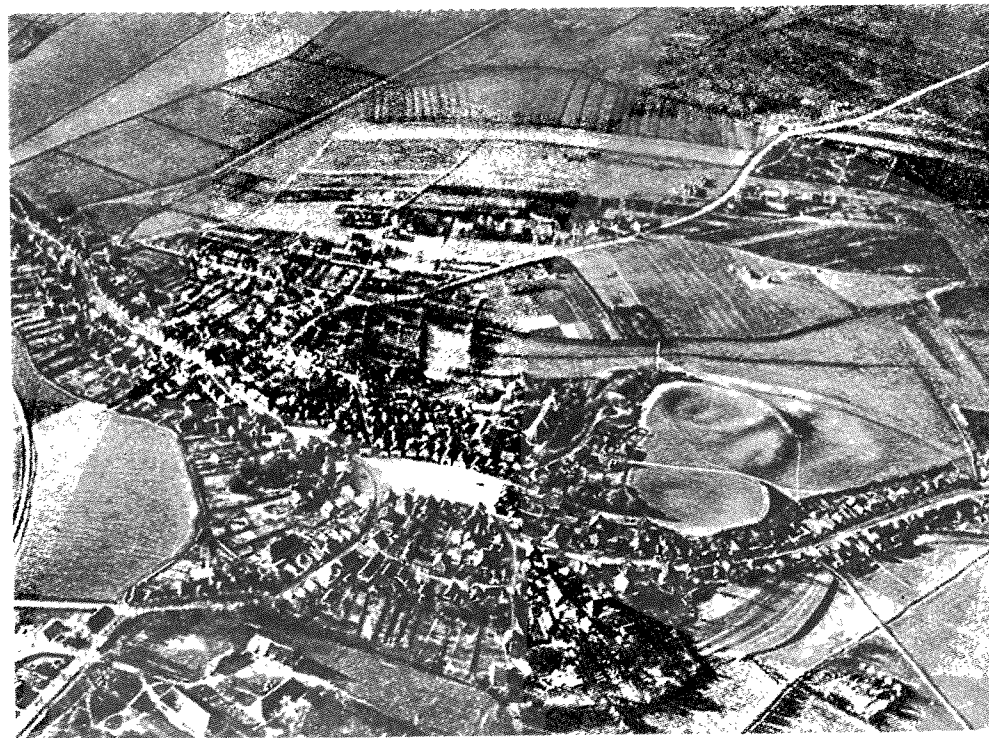
Tafel 37. a) Schweinestall eines Gehöftes von Lehde und b) Stall-Galeriebau für Kleinvieh eines Gehöftes von Burg, jetzt im Spreewald-Freilandmuseum Lübbenau-Lehde.



TAFEL 38. a) Kahnshuppen eines Gehöftes von Burg und b) Backhaus eines Gehöftes von Lehde, jetzt im Spreewald-Freilandmuseum Lübbenau-Lehde.



TAFEL 39. a) Auszugshaus in einem Gehöft im Spreewaldrandgebiet und b) Haustür eines Doppelstuben-Wohnhauses im Gehöft Burg, jetzt im Spreewald-Freilandmuseum Lübbenau-Lehde.



TAFEL 40. a) Sorbischer Burgwall „Ziegelberg“ bei Brachwitz, Saalkreis; b) Luftbild von Oldenburg in Holstein (BRD) aus dem Jahre 1909. Vgl. Abb. 114.

schnittlich 3,20 m breit waren. Stämme in Fahrtrichtung dienten an den Rändern und in der Mitte als Unterzüge, darauf lagen dicke eichene Fahrbohlen. Rödelleisten begrenzten die Fahrbahnen an den Rändern, und senkrechte sowie schräge Holzpflocke außerhalb der Fahrbahn befestigten die Bohlen im Untergrund. Zu beiden Seiten der Straße standen Häuser (Abb. 81), im Norden wurden Reste von mindestens fünf Bauten festgestellt, die ihre Giebel der Straße zukehrten. Nach dem 11. Jh. wurden die Holzstraßen und die anliegenden Häuser nicht mehr benutzt. Man ebnete das Gelände ein und legte darüber den Burghof an. Gleichzeitig entstand damals an der höchsten Stelle des Innenhofs ein quadratischer Wehrturm mit 12,40 m Seitenlänge, 2,50 m dicken und 2,60 m tief gegründeten Steinmauern. Spätestens zu dieser Zeit grenzten auf dem Burgberg der Markgraf, der Bischof und der Burggraf ihre Anteile durch Steinmauern gegeneinander ab.

Im Jahr 929 eroberte Heinrich I. nach langer Belagerung die Burg Liubusua (wohl bei Luckau in der Niederlausitz). Später wurde von deutscher Seite, nur 6 km von Liubusua entfernt, die Burg Jarina (Gehren, Kr. Luckau) erbaut. Sie lag auf einem Bergsporn an der westlichen Grenze der Lausitz. Ein Abschnittswall mit tiefem Vorgegraben schützte eine Burgfläche von 150 zu 150 m. Der Wall der Burg war in sogenannter Kastenbauweise errichtet; in Blockbautechnik gefertigte Holzkästen wurden nebeneinandergesetzt und mit Erde gefüllt. Eine weitere Reihe davor diente zur Verstärkung der Wallvorderfront und als Berme. Die Größe der Burg war offenbar so berechnet, daß darin die weltliche und geistliche Feudalgewalt und die nötige Streitmacht, Speicherbauten und andere Versorgungseinrichtungen Platz fanden.¹⁰³

Als sich der polnische Feudalstaat unter den Herzögen Miesko I. und Bolesław Chrobry (Boleslaw der Kühne), bis in die Gegend von Berlin-Köpenick ausdehnte (um 991 und 992 stießen polnische Heere bis nach Brandenburg vor), eroberte er das Land Lebus. Die älteren Stammesburgen gingen spätestens in dieser Zeit zugrunde. In Lebus jedoch entstand eine große polnische Burganlage, die wohl den heutigen Turmberg, Schloßberg und Pletschenberg umschloß. Der Wall war in Rostkonstruktion erbaut, die Burg ungefähr 2,5 ha groß. In der weiteren Nachbarschaft, d. h. in den zu Lebus gehörenden Territorien, wurden kleinere Burgen in der Art angelegt, wie für Tornow beschrieben. Diese dienten als lokale Mittelpunkte und gleichzeitig Sammelstellen für Tribut und Abgaben.¹⁰⁴

Die nächste große Burg entstand erst in Köpenick. An die Stelle einer älteren kleinen Fluchtburg trat eine Befestigung von 200 m Länge und etwa 50 m Breite auf der Halbinsel in der Dahme (Abb. 104). Diese Burg existierte über zwei Jahrhunderte, wurde vor 1209 von dem Meißener Markgrafen erobert, umgebaut und schließlich 1239/40 von den askanischen Markgrafen als Vogteimittelpunkt in kleineren Ausmaßen neu gegründet. In der großen Burg hatte um 1157 der polnische Teilfürst Jaxa von Köpenick seinen Wohnsitz. Die Burg ist also Landesmittelpunkt und Fürstenburg gewesen, ebenso wie etwa Lebus.¹⁰⁵

Als der polnische Herrscher Boleslaw im ersten Viertel des 11. Jh. die Niederlausitz und die Oberlausitz in den polnischen Feudalstaat einzugliedern versuchte, ließ er in der Niederlausitz die Burg Ciani erbauen (Cziczani, Sciciani von polnisch „trzcina“ – Schilfrohr). Sie lag bei Burg im Spreewald, auf dem heutigen Schloßberg. Der Spreewald war in dieser Zeit weniger sumpfig, und in der Gegend von Burg konnte man diese östliche Barriere der Lausitz überschreiten. Auf einer Befestigungsruine der jüngeren Bronzezeit bzw. der frühen Eisenzeit entstand die polnische Burg mit etwa

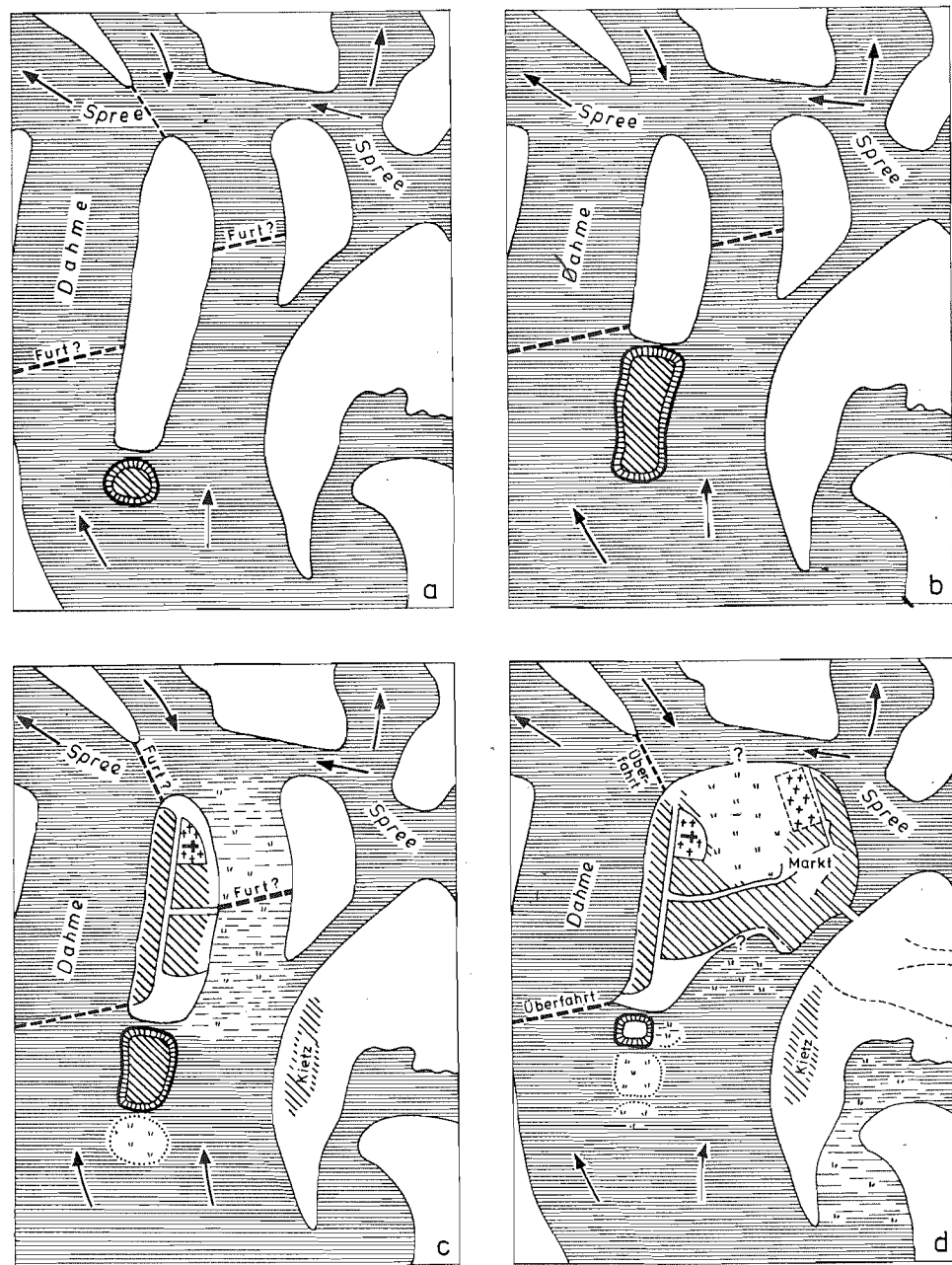


Abb. 104 Entwicklung der früh- und hochmittelalterlichen Besiedlung von Berlin-Köpenick: a) alt-slawische Burg; b) Burg um 1000; c) Burg und Siedlung um 1240; d) Burg und städtische Siedlung Ende des 13. Jh.

60–80 m Durchmesser. Ciani war so groß, daß Boleslaw darin residierte, die nötigen Räumlichkeiten vorhanden waren, um Staatsverhandlungen zu führen und auch um die Hochzeit zwischen Boleslaw von Polen und der Markgrafentochter Oda von Meißern auszurichten. In oder vor der Burg lebten viele Menschen, und die in der Burg stationierte polnische Streitmacht war stark genug, um 1015 einen Ausfall gegen ein deutsches Heer zu unternehmen, das an Ciani vorbei nach Zentralpolen zog.¹⁰⁶

In den Kämpfen zwischen polnischem und deutschem Feudalstaat um die Lausitz spielte neben Meißern die Burg Zehren bei Meißern eine Rolle. Die Burg Zehren wurde unweit der älteren slawischen Befestigung auf dem Spitzhäuserwall, auf einem strategisch vorteilhaften, zur Spitze hin leicht abfallenden Geländesporn zwischen Elbe und einem spitzwinklig einmündenden Seitental angelegt und gliederte sich in Haupt- und Vorburg. Durch Steinbrucharbeiten ist besonders an der Elbeseite, aber auch an der Spornspitze ein Teil des Burggeländes abgetragen worden. Trotzdem mißt die Hauptburg noch heute 60 zu 50 m, die Vorburg 60–100 zu 150 m, so daß die gesamte Befestigung ehemals eine Länge von mehr als 200 m hatte. Die Wehrmauer der Hauptburg besitzt im heutigen Zerfallzustand noch eine Höhe von 5,50 m und muß einst fast 8 m hoch gewesen sein. Die ursprüngliche Wallbreite betrug 4,50 m. Davor lag ein bis zu 4,50 m tiefer und 22 m breiter Befestigungsgraben, aus dem das Material für die Wallaufschüttung entnommen worden ist. An der Vorderfront des Walles stand eine zumeist zweireihige steinerne Trockenmauer. Dahinter befand sich eine Konstruktion aus waagerechten Hölzern, die sowohl in die Steinvorderwand eingriffen, als auch die Verbindung zur hölzernen Hinterfront herstellten. Die Hohlräume des Holzbaues füllte Lehm. Die hölzerne Rückwand wurde von waagrecht gelegten Balken und dahintergesetzten senkrechten Brettern gebildet. Starke senkrechte Pfosten, die mit der inneren Holzkonstruktion verbunden waren, und schräge Stützpfeiler hielten die Rückwand. Eine schmale schräge Berme zwischen Wall und Graben verbesserte die Standfestigkeit der Mauer. Die Bauweise des Vorwalles war ähnlich, jedoch einfacher. Davor lag ein mindestens 10 m breiter und reichlich 3 m tiefer Graben (Abb. 89).

In der Hauptburg waren nur noch Reste von drei Häusern an der Südspitze nachzuweisen, da tiefgreifende Oberflächenabgrabungen den Teil hinter dem Wall zerstört hatten. In Wallnähe angetroffene Herde weisen jedoch darauf hin, daß auch hier wohl Häuser gestanden haben. Alle Bauten enthielten Herde und Getreidemühlen. Ein Backofen außerhalb der Häuser diente offenbar der ganzen Burgbesatzung. Die Burg bestand nur wenige Jahrzehnte.¹⁰⁷

In gleicher Weise wie deutsche und polnische Feudalherren – Kaiser, Könige, Fürsten und Grafen – verfahren auch die einheimischen slawischen Fürsten und Landesherren. Im 11. und 12. Jh. gelang es vor allem den Obodritenherrschern aus dem Geschlecht der Nakoniden sowie den Fürsten der Pomoranen, größere Teile der slawischen Gebiete zwischen Elbe und Oder zu unterwerfen. Zur Sicherung ihrer Herrschaft entstanden in den einzelnen Landesteilen Burgenanlagen (Abb. 105).

Spätestens seit der Zeit des Obodritenfürsten Gottschalk (1043–1066) gab es solche Burgen z. B. in Oldenburg, Süsel, Dargun, Eutin, Lütjenburg, Plön und Ratzeburg in Holstein, weiterhin in Mecklenburg bei Wismar, Schwerin, Ilow, Lenzen und Quetzin bei Plau. Während des sogenannten lutizischen Bruderkrieges um 1057 (vgl. Kap. IV.3, 4) konnte Gottschalk Zirzipanien und das Kessinerland seinem Reich einverleiben. Die Burgen Behren-Lübchin, Teterow, Bölkow, Werle, Kessin und andere wurden zu jener Zeit an der Stelle älterer Stammesburgen aufgebaut oder völlig neugegründet. Unter

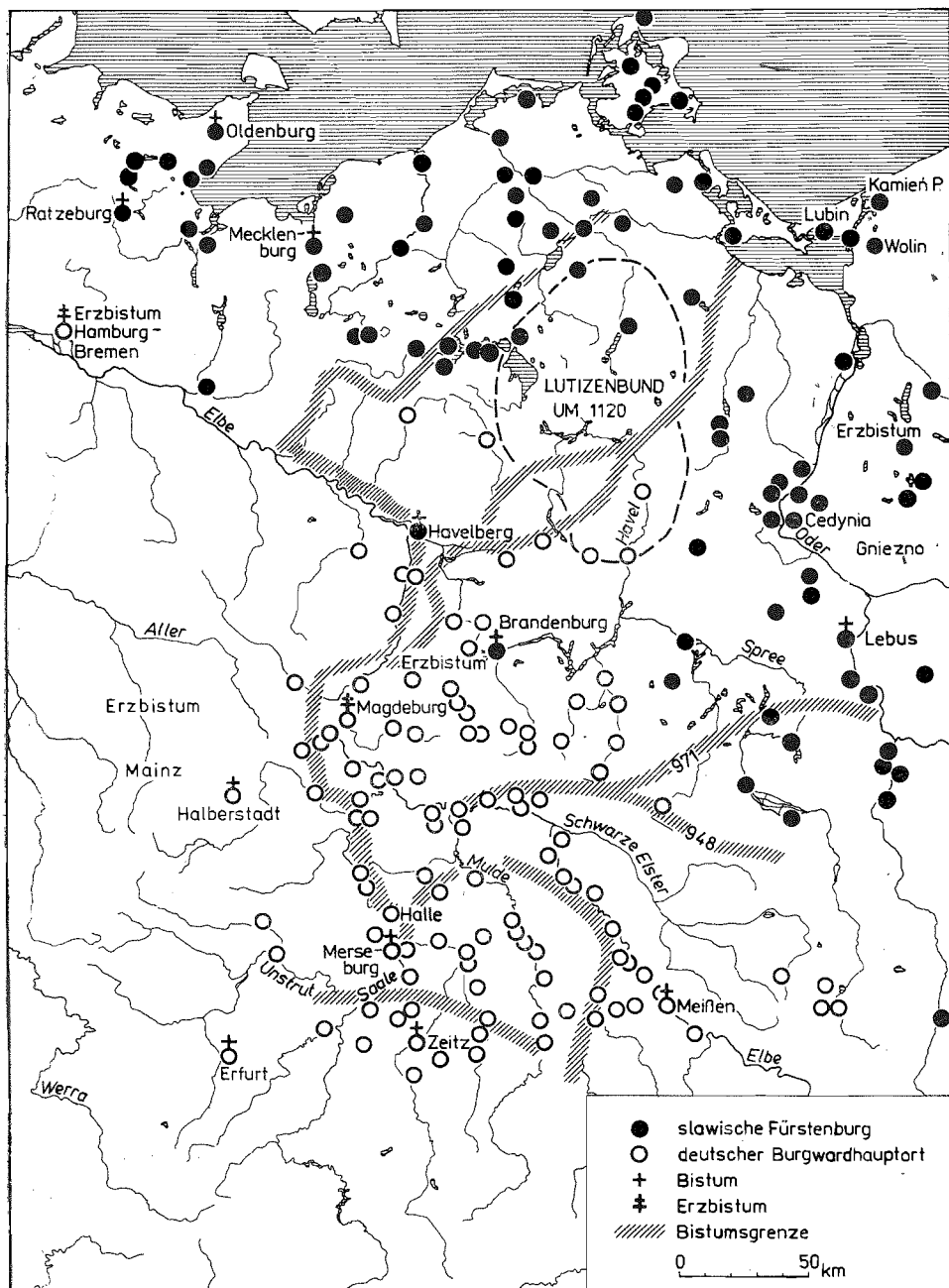


Abb. 105 Slawische Fürstenburgen des 11./12. Jh., im 10. bis 12. Jh. als Burgwarde bezeichnete deutsche Burgen und die Ausdehnung der Bistümer vor der Mitte des 12. Jh.

dem Obodritenfürsten Heinrich (1093–1127) gelangte das Obodritenreich zur größten Ausdehnung. Es vereinigte die meisten Stämme zwischen Elbe und Oder vom Haveland bis zur Ostseeküste. Heinrich erhob Alt Lübeck (4 km nördlich der heutigen Stadt Lübeck) zu seiner Residenz. Die Burg Alt Lübeck war schon unmittelbar nach den dänisch-obodritischen Kriegen am Anfang des 9. Jh., möglicherweise zur Sicherung des Travegebietes gegen dänische Einfälle, errichtet worden. Es könnte sich bei dieser Burg, deren Gründungsdatum bei 818 liegt¹⁰⁸, um eine der ersten bisher bekannten obodritischen Fürstenburgen handeln, die aus wilder Wurzel angelegt worden sind.

Die Burgen waren wichtige Stützen der staatlichen Macht. In ihnen hatten der Fürst oder der von ihm eingesetzte Burgverweser sowie deren Familien ihre Wohnstätten. Palastartige Bauten sind daher sehr wahrscheinlich in diesen Burgen vorhanden gewesen. Erste Spuren davon aus dem 9. Jh. sind nunmehr wohl in Oldenburg entdeckt worden (vgl. Kap. III.2). Weiterhin gab es Unterkünfte für die Gefolgschaften des Fürsten oder des Burgverwesers sowie deren Familien.¹⁰⁹

Zur fürstlichen oder hochadligen Hofhaltung gehörten Wirtschaftsbauten und Behausungen der Diener und Handwerker. Schmiede, deren Tätigkeit im Verteidigungsfall dringend benötigt wurde, mögen hin und wieder Werkstätten in den Burgen selbst unterhalten haben. Da die Obodritenfürsten schon im 10. Jh. zum Christentum übergetreten waren, lagen in den Burgen christliche Kirchen und Priesterwohnungen. Zur Versammlung des Heeresaufgebots oder Teilen davon war ein größerer Burghof erforderlich. Auch die Pferde der Krieger mußten untergebracht werden. Daher wurden Stallräume benötigt.

Mehrfach ist die Auffassung geäußert worden, daß es bereits seit dem 9./10. Jh. in dem hier behandelten Gebiet Burgen gab, die rein militärischen Aufgaben dienten, etwa der Sicherung von Grenzen oder strategisch wichtigen Punkten. Bisher ist es nicht gelungen, in so hohem Maße differenzierte Burgen nachzuweisen. Alle in den schriftlichen Quellen genannten Burgen waren Herrschaftsmittelpunkte mit den oben genannten Funktionen. Darüber hinaus konnten militärische Gesichtspunkte bei der Wahl ihres Standortes und ihres Anlageschemas eine Rolle spielen – aber dieser Faktor war auch bei der Planung aller anderen Burgen wirksam.

Die Burg diente also in jedem Falle der Beherrschung des Landes gegenüber einer oftmals feindlichen Umwelt. Tribute und Abgaben, deren Eintreibung eine Hauptaufgabe des Burgverwesers und seines Machtapparates war, wurden in den Burgen gesammelt. Es mußten daher Speicherbauten errichtet werden. Gegen diejenigen, die sich der herrschenden Schicht widersetzen, sich nicht unterwarfen oder die Abgaben verweigerten, und gegen äußere Feinde ging man rigoros vor. Sie wurden umgebracht oder eingekerkert (Taf. 66c). Zu einer Fürsten- und Adelsburg gehörten daher Folterwerkzeuge, Kerker und Gefängnisse.¹¹⁰

Von dem Funktionieren dieser vielfältigen Einrichtungen hing die Herrschaft der Oberschicht ab. Daher war diese darauf bedacht, die einzelnen Teile ihres Machtapparates hinter den schützenden Mauern großer Fürstenburgen zu vereinigen. Einige dieser Fürstenburgen sind teilweise ausgegraben worden. Die Forschungen in Mecklenburg weisen sechs aufeinanderfolgende Erneuerungen der Wehrmauer nach. Im 10. Jh. erreichte diese schließlich eine Höhe von 8,5 m. Die Burg hatte 170 m Durchmesser und gehörte zu den größten Fürstenburgen westlich der Oder. In ihr hatte in der zweiten Hälfte des 10. Jh. u. a. der Obodritenfürst Nakon seinen Sitz. Ibrahim ibn

Jacob besuchte ihn 965 in seiner Burg und betonte dessen herausragende Stellung unter den slawischen Fürsten Europas (vgl. Kap. IV). Bedauerlicherweise ist von der Beschaffenheit dieser Burganlage keine Beschreibung überliefert. Die archäologischen Ausgrabungen haben zur inneren Struktur ebenfalls keine Aussagen erbracht.¹¹¹

Genauer sind hingegen die Informationen über die Fürstenburg Alt Lübeck. Diese Residenzburg des Obodritenreiches unter Heinrich lag am Zusammenfluß von Schwartau und Trave (Abb. 106). In der verhältnismäßig kleinen Burg von etwa 75 zu 100 m

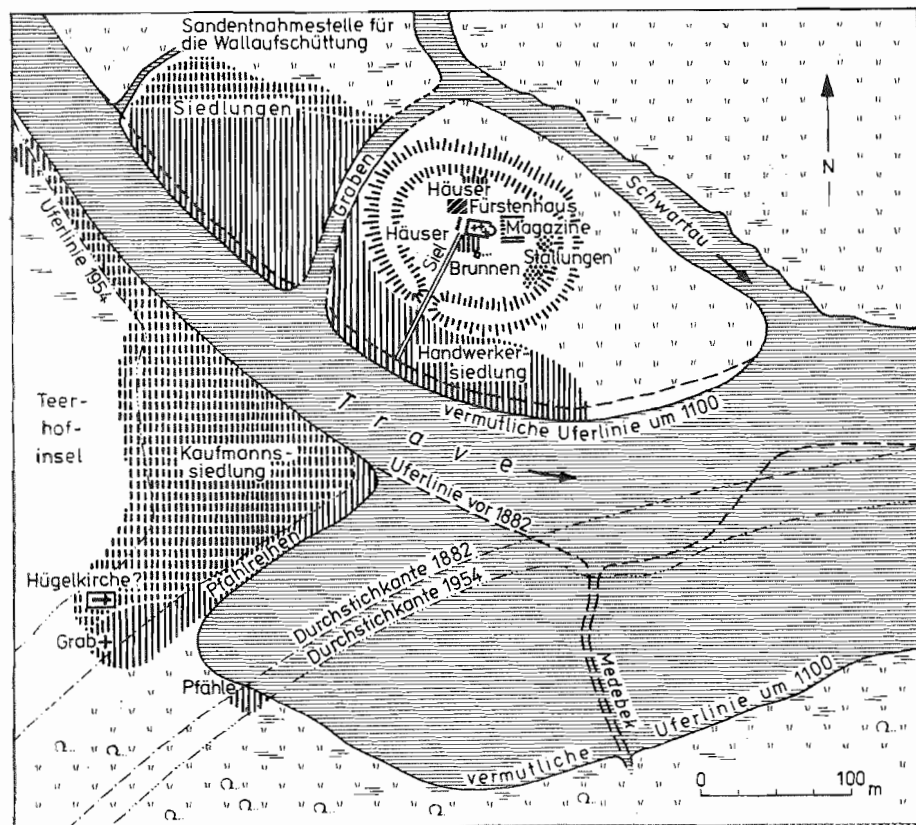


Abb. 106 Burg und Siedlung von Alt Lübeck (BRD) um 1100.

Durchmesser befand sich eine christliche Kirche, in der Angehörige des Herrscherhauses bestattet wurden (Abb. 107). Nordwestlich der Kirche stand möglicherweise der fürstliche Palast, östlich der Kirche scheinen Speicher und – schon in Wallnähe – Viehställe gelegen zu haben. Außerdem gab es Häuser für die Burgbesatzung und wahrscheinlich Goldschmiedewerkstätten oder eine Münzwerkstatt in der Burg. Eine Holz-Erde-Mauer, durch die ein Tor in das Innere führte, umgab die Burg. Unter dem Schutze der Wälle lagen direkt vor dem Tor ein Handwerkerviertel und etwas weiter im Vorgelände offenbar Hütten von Dienstleuten.¹¹²

Größer als Alt Lübeck waren die Burgen in den nach 1057 eroberten Gebieten. Die

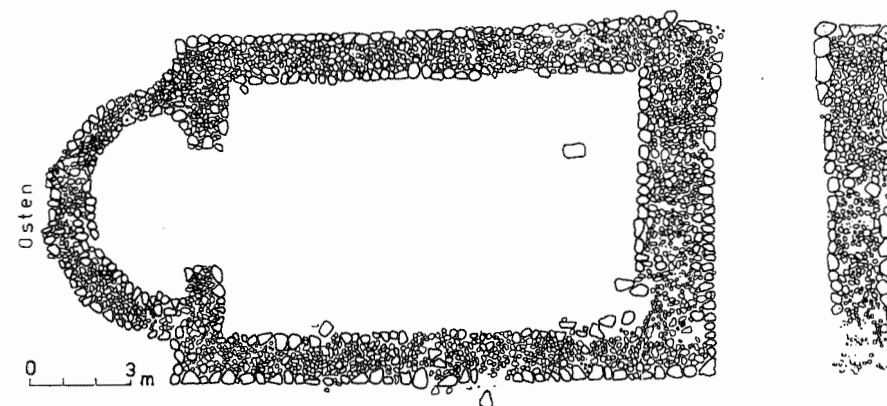
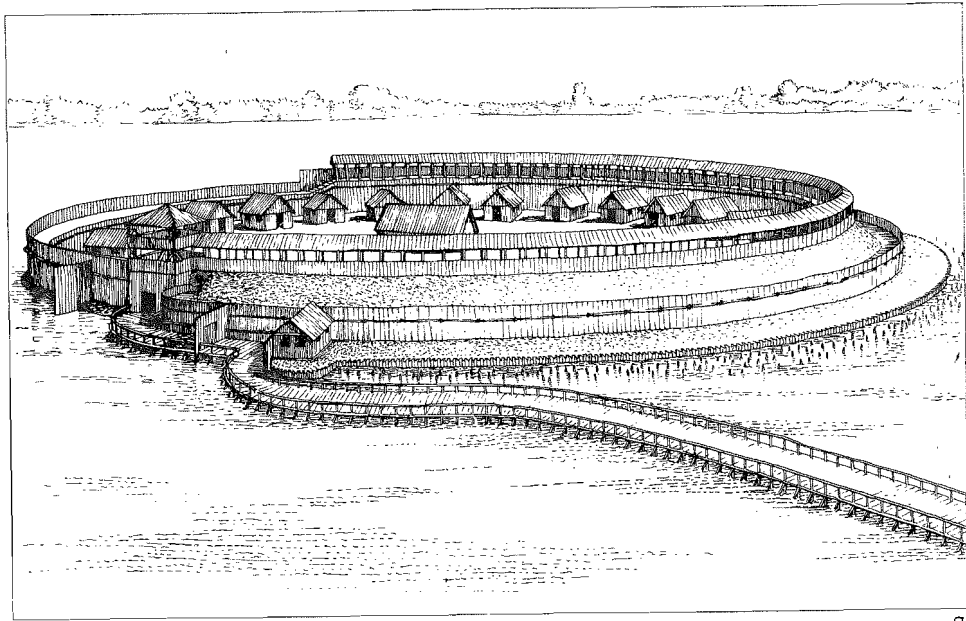


Abb. 107 Grundriß der Kirche in der Fürstenburg Alt Lübeck (BRD). Erste Hälfte 12. Jh.

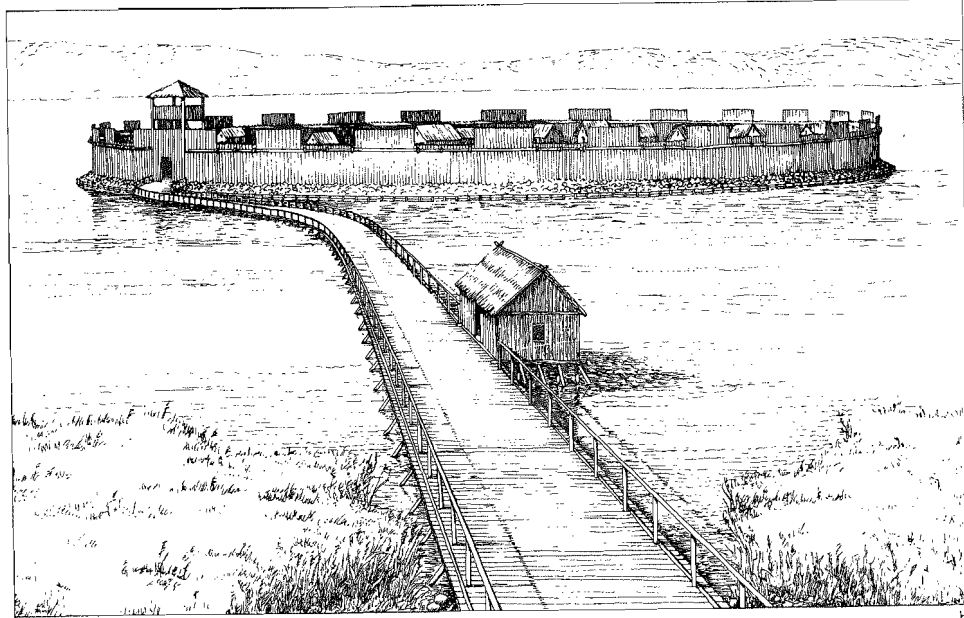
Burg von Behren-Lübchin, Kr. Teterow, in Zirzipanien lag auf einer Insel im See. Der Innenraum der älteren Burg (um 1057 erbaut) hatte einen Durchmesser von 76 zu 84 m (Abb. 108); der Innenraum der jüngeren Burg maß sogar 84 zu 95 m. Der ganze Burginnenraum wurde durch einen Holzrost um 80 cm erhöht. Auf diesem Rost lag eine 20–25 cm dicke Torfschicht. Dieser Aufwand war notwendig, um den Burghof genügend über den Wasserspiegel zu heben und die Bauten der Burg ausreichend gegen die aufsteigende Bodenfeuchtigkeit zu isolieren. Etwa in der Mitte der Burg stand ein größeres Gebäude von 8 zu 4 m Grundfläche. Am Rande des Hofes zogen sich zwei Reihen von kleineren Bauwerken hin, deren Aufgabe nicht immer zu bestimmen war. Teils handelte es sich um Wohnbauten oder Unterkünfte, teils um Wirtschaftsbauten, vielleicht auch um Ställe. Die Fußböden dieser Bauten waren oftmals mit Kopfsteinen gepflastert. An einer Stelle des äußeren Gebäuderings lag ein Backofen. Zwischen der äußeren Gebäudereihe und dem Wall verlief ein etwa 3 m breiter Weg. In den Pflasterböden der Häuser fanden sich eiserne Messer, Sichel, Wetzsteine, Schlüssel, Knochengeräte, Spinnwirtel, Kämmе, Schnallen, Teile von Kaufmannswaagen und Gewichte, Münzen und sonstiges Hausgerät.

Burghof und Gebäude umgab eine Wehrmauer, die besonders auf der Seite, die dem Festland zugekehrt war, bis zu 12 m breit gewesen ist (Taf. 45). Auf der dem See zugewandten Seite begnügte man sich mit der Anlage einer Palisade. Der Wehrmauerkonstruktion lag das Prinzip der Palisadenbauweise zugrunde. Sechs Reihen von Bohlen oder Stämmen, bis zu 8 m lang, waren 60–80 cm tief in den Untergrund eingerammt oder eingegraben worden. Sie bildeten das Gerüst des Walles. Spannbalken verbanden die Palisadenreihen untereinander. Die Zwischenräume wurden durch Holzschichten oder Erdschüttungen ausgefüllt. Je nach der Aufgabe der einzelnen Palisadenreihen war deren Höhe bemessen. Die vordere Reihe bildete die äußere Front einer 6 m breiten Berme. Hinter dieser lag ein Wallteil, der in etwa 4 m Höhe einen Wehrgang trug. Dahinter folgte ein weiterer, etwa 6 m hoher Wallteil, auf dessen Scheitel ein zweiter, wohl überdachter Wehrgang verlief. Der obere Wehrgang lag also etwa 6 m über dem Seespiegel, d. h. die höchsten Teile der Wehrmauer erreichten 8–9 m Höhe.

In diese Wehrmauer wurde ein hölzerner, zweistöckiger Torturm mit einem quadratischen Grundriß von etwa 5 zu 5 m Grundfläche eingefügt. Das erste Stockwerk lag



a



b

Abb. 108 Rekonstruktionszeichnung der Burgen von Behren-Lübchin, Kr. Teterow: a) ältere Burg, zweite Hälfte 11. Jh.; b) jüngere Burg, erste Hälfte 12. Jh.

in Höhe des Wehrganges des Walles, das zweite Stockwerk etwa 2 m darüber. Der Turm erreichte eine Höhe von ungefähr 10 m gegenüber dem Seespiegel und etwa 8 m gegenüber dem Burginnenraum. Ein etwa 2,5 m breites Tor, das man über eine 320 m lange Brücke erreichen konnte, führte durch den Turm (Abb. 108). Der Zutritt über die Brücke wurde zunächst durch ein Brückenhaus, das unmittelbar vor der Burg auf einer Plattform vor dem Wall errichtet worden war, kontrolliert. Sodann führte die Brücke auf fast 50 m Länge unmittelbar unter der Wehrmauer entlang und bog danach erst um einen bastionsartigen Vorbau der Berme zum Tor ein. Jeder Angreifer war also auf längerer Strecke im direkten Schußfeld der Verteidiger. Die Burg wurde ein-

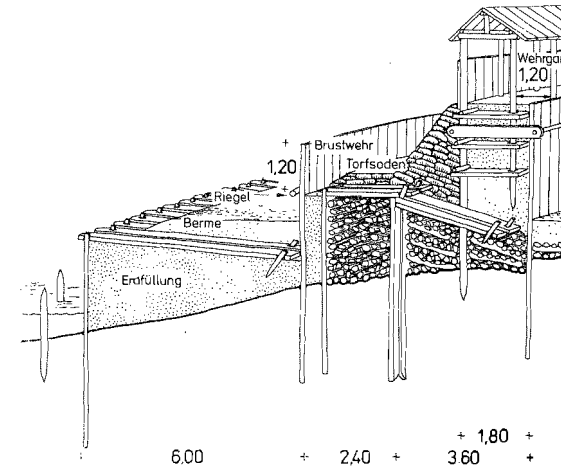


Abb. 109 Rekonstruktionszeichnung des Walls der älteren Burg von Behren-Lübchin, Kr. Teterow. Zweite Hälfte 11. Jh.

mal vollständig erneuert und in anderer, einfacher Bauweise befestigt (Abb. 108). Spätestens 115 Jahre nach ihrer Gründung wurde die Burg Behren-Lübchin im Jahre 1171 von den Dänen erobert, die damals Zirzipanien verheerten. Zu jener Zeit residierte darin ein Fürst Otimar.¹¹³ Die Belagerung dieser Burg wird von dem dänischen Chronisten Saxo Grammaticus geschildert. Das ist eine der wenigen Quellen, die über einen solchen Kampf berichten. Daher seien hier einige Auszüge wiedergegeben:

„Dieser Ort war fester durch das Wasser als durch die künstliche Befestigung und hatte einen Wall nur an der Seite, welche die Brücke berührte, die sich von hier nach dem festen Land hinüberzog. Um den Angriff abzuhalten, ließ der Herr der Burg, Otimar, beim Anrücken des Heeres die Brücke bis auf den Spiegel des Sees abtragen, so daß nur die Stümpfe der Pfähle erhalten blieben, soweit sie unter dem Wasser standen.“

Die Dänen bauten nun vom Ufer aus die Brücke neu auf.

„Als die Bewohner der Burg voll Besorgnis den Fortschritt des Brückenbaues sahen, trugen sie von allen Seiten her Pfähle zusammen und errichteten einen hölzernen Turm, um von diesem, wie von einer Burg geschützt, den Feind abzuwehren. Im Schutze dieses Bollwerks begannen sie die unsrigen ... durch eiligst aufgestellte Schleuderer anzugreifen. Die Dänen dagegen eröffneten den Kampf mit Pfeilen, um aus der Ferne zu entscheiden, weil sie noch nicht näher herankommen konnten. Otimar aber, durch den Fortschritt des neuen Brückenbaues erschreckt, kam wiederholt auf einem Fahrzeug

über den See zum König und ließ bald zurückhaltender, bald dringender seine Bitten um Frieden vernehmen . . . Und fast hatte die Brücke schon die Insel erreicht, als die Feinde, teils auf ihre Kunst, teils auf ihre Kraft vertrauend, mit einer ganz neuen Kampfesart den Kampf noch steigerten. Sie streckten nämlich Sichel, die an Lanzen-schäften befestigt waren, von dem Turme her nach den Schilden der unseren aus. Manchmal, wenn diese standzuhalten versuchten, rissen sie dieselben mit einem heftigen Ruck von der Brücke und zwangen sie ins Wasser zu springen . . .“

Die Brücke wurde schließlich bis an die Burg herangeführt, und den Dänen gelang es, den Turm und den Wall mit Leitern zu ersteigen. Ein Teil der Besatzung versuchte auf Booten und Tonnen über Wasser zu entkommen.

„Nachdem die Burg genommen war, wurden die Männer getötet, die Weiber gefangen fortgeführt.“

Entweder war die Burg schwach verteidigt, oder Otimar hatte sie den Dänen gegen bestimmte Bedingungen übergeben, die diese wohl nicht einhielten. Saxo schreibt nämlich:

„Einige suchten den König zu bereden, er solle auch den Otimar gefangennehmen, doch um nicht den Ruhm des eben gewonnenen Sieges durch die treulose Gefangen-nahme eines Mannes zu beflecken, entließ er ihn unverseht und wollte lieber seines Feindes schonen als seinem eigenen Rufe schaden!“¹⁴⁴

Die Bauweise der Wehrmauer von Behren-Lübchin geht einerseits auf Wallkonstruktionen zurück, die in der ältesten Mecklenburg des 7. Jh. und in Scharstorf, also im altobodritischen Gebiet beobachtet worden sind. Andererseits scheint sie am Vorbild dänischer Landesburgen, wie der Trelleborg auf Seeland und der Burg Fyrkat, orientiert zu sein.¹⁴⁵ Ein solcher Zusammenhang ist durchaus erklärbar, hielt sich doch der Obodritenfürst Gottschalk, unter dem Behren-Lübchin vermutlich gegründet wurde, mehrere Jahrzehnte in der Gefolgschaft des Dänenkönigs auf. Er hatte bei dieser Gelegenheit zweifellos die dänischen Landesburgen kennengelernt und war 1043 als Schwiegersohn des Dänenkönigs und mit dänischen Dienstleuten in das Obodritenland zurückgekehrt.

Die Hauptburg von Teterow, wohl ebenfalls in dieser Zeit gegründet, hatte eine Größe von nur 40 zu 70 m. Davor lag jedoch, ebenso wie in Behren-Lübchin, eine ausgedehnte Vorburg. Der Wall der Teterower Burg war in einer Kombination aus Kasten- und Rostkonstruktion erbaut. Der Vorderteil des Walles wurde von einer 2,40 m breiten, erdgefüllten Kastenreihe gebildet, dahinter lag eine 3,60 m breite Rostkonstruktion. Vor der Kastenfront wurde eine holzversteifte Berme angelegt (Abb. 110). Im Innern der Burg standen einige Häuser mit steingepflasterten Fußböden, jedoch sind keine weiteren Angaben über die Gliederung des Grundrisses bekannt.¹⁴⁶

Die Größe der Burgen hing offensichtlich vom Umfang des beherrschten Gebietes und von der Härte des Widerstandes, den der Eroberer dort antraf, ab. Zu den mächtigsten Burgen gehörte – wie bereits betont – die Mecklenburg bei Wismar (Abb. 115). Hier lag der Stammsitz der Obodritenfürsten, und die Burg führte die Tradition der alten Stammesburgen fort. 1066 bestanden in Mecklenburg außer den fürstlichen Wohnbauten u. a. drei Klöster. Die Ruine dieser Burganlage ist südlich des Dorfes Mecklenburg erhalten. Der Durchmesser des ovalen Innenhofes beträgt 95 zu 140 m, die Wälle überragen noch heute das umliegende Gelände bis zu 10 m (S. 196).

Von den Burgen der pommerschen Herzöge und des pommerschen Adels ist bisher keine einzige näher untersucht worden. An der unteren Peene und am Oderhaff waren

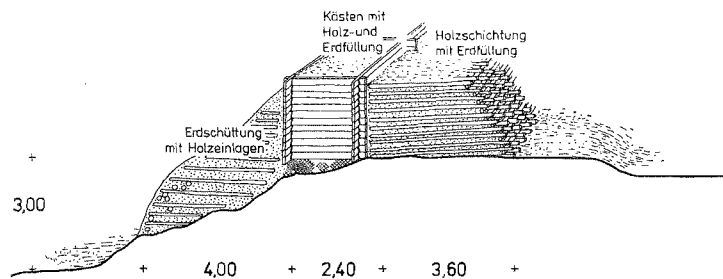


Abb. 110 Rekonstruktionszeichnung des Wallaufbaues der älteren Hauptburg von Teterow. Ende 10. Jh.

sie offenbar verhältnismäßig kleinräumig. In Usedom, zeitweise Residenz, Bischofssitz und 1128 Versammlungsort der pommerschen Adligen, die hier die Annahme des Christentums beschlossen, lag eine kleine Burg von nur 40 m Durchmesser. Davor befand sich allerdings ein größeres, stark befestigtes Suburbium. In Demmin, vorübergehend Sitz der pommerschen Herzöge, ist die Burg auf dem Gelände des heutigen „Haus Demmin“ zu suchen. Ebenso wie in Usedom und Demmin sind auch die pommerschen Burgen von Wolgast und Gützkow beim Bau der mittelalterlichen Burgen zerstört worden.¹⁴⁷ Im Prinzip dürfte die Aufteilung des Burginneren der in Behren-Lübchin beobachteten sehr ähnlich gewesen sein. Im Mittelpunkt stand auch hier ein fürstliches Wohnhaus, umgeben von Unterkünften der Krieger, Wirtschaftsbauten und Speichern. Allerdings scheinen Krieger und Dienstleute in größerem Umfang als bei den Obodriten nicht in den Burgen, sondern vor diesen, in Suburbien, gewohnt zu haben.

In der Uckermark, die um 1125 von Pommern erobert wurde, entstand eine großräumige Burg von 100 m Durchmesser auf einer Insel im Oberueckersee südlich von Prenzlau, gegenüber dem Dorfe Fergitz. Die Wallmauer war in Rostkonstruktion erbaut. Vor der Burg fand auf der gleichen Insel eine Vorburgsiedlung Platz. Zwei Brücken von insgesamt 2,8 km Länge verbanden die Burg mit beiden Ufern und vermittelten den Verkehr über die Ueckerseerinne, möglicherweise im Zuge der Handels- und Verkehrsstraße Magdeburg–Brandenburg–Odermündung (Abb. 59). Die Burg kontrollierte diesen Weg und konnte ihn sperren. Eine ähnliche Burg von 100 zu 20 m Größe lag an der Alten Oder bei Schwedt. Sie war von einer doppelten Plankenwand umgeben. Die darin lebenden Bewohner hatten lebhaften Anteil am Handel, wie die zahlreichen Funde von Waagen und Gewichten zeigen (vgl. Kap. II.8g).

Einige der eindrucksvollsten Burgen der slawischen Zeit liegen auf Rügen. Der mächtige Wall von Arkona umgibt eine Burgfläche, die nur noch ein Bruchteil der ehemaligen Größe aufweist. Der überwiegende Teil ist im Verlauf von acht Jahrhunderten ins Meer gestürzt (Taf. 41; Abb. 151). Der Burgwall von Garz erhebt sich steil an einem ehemaligen Seebecken. Die Wälle der Herthaburg bei Stubbenkammer spiegeln sich im dunklen Herthasee, und der Rugard bei Bergen gewährt einen Rundblick über weite Teile der Insel. Jede dieser Burgen hat eine eigene bewegte Geschichte.

Am besten sind die Burgen von Arkona, vom Rugard bei Bergen und von Garz bekannt. Alle drei waren im 12. Jh. Zentren der herrschenden Adels- und Priesterschicht.

Arkona und Garz bewahrten die Heiligtümer der Ranen. In Arkona stand hoch über dem Meer auf der höchsten Erhebung des Burggeländes der Tempel des Svantevit (vgl. Kap. V.4; Abb. 152). Außerdem fand zeitweise eine große Menge Menschen in der Burg Zuflucht. Wahrscheinlich lagen in der Burg auch die Unterkünfte der Priester. Die Burganlage war mindestens zeitweise zweiteilig, d. h., sie bestand aus Haupt- oder Tempelburg und Vorburg (Abb. 151). Im 10./11. Jh. war der älteste Burgwall eingeebnet oder nur als leichte Bodenerhebung vorhanden, von der aus wahrscheinlich der Tempelplatz sehr gut eingesehen werden konnte. Im Verlauf des ehemaligen Befestigungsgrabens zog sich eine flache Senke, die möglicherweise – ebenso wie in Feldberg – den Tempelbezirk symbolisch abgrenzte. Die ehemalige Vorwallbefestigung wurde schließlich zu einer der mächtigsten Befestigungen im Ostseegebiet ausgebaut.

Die Wehrmauer von Arkona, die 1168 zerstört wurde, bestand aus einem 15 m breiten und 3 m hohen Erdwall, dem eine 5,6 m breite Holz-Erde-Mauer aus Holzkästen aufgesetzt war. Die Kästen waren mit Kreide, Lehm und Steinen gefüllt. Die vordere Kastenreihe fügte sich aus Kästen von $1 \times 1 \text{ m}^2$, die dahinterliegende Reihe aus Kästen von etwa $2 \times 2 \text{ m}^2$ Größe zusammen. Eine Lehmschicht verkleidete die Außenfront der Holz-Erde-Mauer.¹¹⁸

In der Burg von Garz (Taf. 48) standen im Jahre 1168 nach dem Bericht des Saxo drei Tempel, dazu zahlreiche Häuser, von denen einige mehrere Stockwerke gehabt haben sollen. In Gefahrenzeiten fanden hier Flüchtlinge vom flachen Lande Unterkunft. In der Burg von Garz sollen sich 1168 bei der Eroberung durch die Dänen außer dem rügenschen Fürsten Tezlaw und seinem Bruder Jaromar sowie dem rügenschen Hochadel 600 Krieger aufgehalten haben.

Während Arkona zwischen dem 8./9. und 12. Jh. das kultische Zentrum Rügens gewesen ist, lag das alte Burgzentrum des Stammes in der Mitte der Insel. Es war der Rugard, die „Rügenburg“ bei Bergen. Durch Ausgrabungen konnten im Wall zwei Bauperioden unterschieden werden. Der älteste Wall war im 8./9. Jh. in Rostkonstruktion angelegt und 6 bis 7 m breit. Seine Außenfront war wenigstens 10 m hoch. Hinter dem Wall befanden sich wohl Kasematten. Am Ende des 10. bzw. zu Beginn des 11. Jh. erfolgte ein Umbau bzw. Neubau der Burg; wahrscheinlich im 11. oder 12. Jh. ist die kleinere Burganlage auf den Trümmern der älteren großen Burg als Sitz des Stammesfürsten von Rügen erbaut worden.¹¹⁹

e) Technik und Organisation des Burgenbaues

Der Burgenbau war eine sehr komplizierte und aufwendige Arbeit. Vor Errichtung der Burg mußte ein Plan aufgestellt werden, der die obengenannten vier Faktoren (vgl. Kap. III.3a) berücksichtigte und gegeneinander abwog. Der gesellschaftliche Zweck der Burg mußte sich unter den gegebenen Bedingungen des Geländes, unter Kenntnis und Berücksichtigung des Standes der Kriegstechnik des zu erwartenden Gegners und unter Einschätzung der Arbeitsleistung, auf die zurückgegriffen werden konnte, realisieren lassen.

Bei den großen Volksburgen des 7. bis 9. Jh. stand im wesentlichen nur die Arbeitskraft der Bevölkerung zur Verfügung, die die Burg nutzte. Die Anlage der Befestigung geschah daher in rationeller und teilweise sehr einfacher Art und Weise unter Ausnutzung aller Vorteile des Geländes und offensichtlich unter Verzicht auf repräsentative

Wirkung. Die Wehrmauer von Feldberg hatte etwa eine Masse von $1\,600 \text{ m}^3$ Holz, Erde und Stein, davon etwa 800 m^3 Holz. Nach erschließbaren Normen, auf die weiter unten eingegangen wird, mußten zur Errichtung der Burgmauer 5 000 bis 8 000 Tagewerke aufgewendet werden, d. h. 100 Arbeiter wären 50 bis 80 Tage mit dem Wallbau beschäftigt gewesen. Man vergleiche damit den Aufwand, der bei Errichtung der Burg Behren-Lübchin ungefähr zu leisten war (vgl. Kap. III.3d).

Der Stand der Kriegstechnik war in jener Zeit noch gering, die Heere waren verhältnismäßig klein. An den großen Höhenburgen dieser Zeit fällt auf, daß auf den Hangseiten, auf denen Krieger zu Fuß durchaus ohne größere Schwierigkeiten in die Burg gelangen konnten, keine stärkeren Befestigungen, höchstens Palisaden, vorhanden waren. Das ist vielleicht so zu erklären, daß diese Burgen in erster Linie gegen die Überfälle von Reiterkriegern angelegt wurden. Die mehr oder weniger steilen Hänge verwehrten Berittenen den Zugang. Die Anlage von Wällen und Gräben konnte daher auf die für Reiterkrieger leicht passierbaren Seiten beschränkt werden. Auch übermäßig hohe Wälle waren gegenüber diesen Gegnern nicht erforderlich, zumal in der Burg genügend Krieger zur Verteidigung bereitstanden.

Diese Bedingungen verliehen dem Burgenbau anfangs verhältnismäßig einfache Züge. Einige Ausnahmen hinsichtlich der Höhe und der Kompliziertheit des Wallbaues bereits im 7./8. Jh. fanden sich nach den bisherigen Kenntnissen in der Lausitz und vereinzelt im Obodritenland.

Die Verhältnisse wandelten sich gründlich mit der Herausbildung von befestigten Wohnsitzen der herrschenden Schicht und der Fürsten. Die Belagerung des Obodritenfürsten Mstislav im Jahre 1018 in seiner Burg Schwerin durch die aufständischen Obodriten und Lutizen zeigt, daß die herrschende Schicht mit Aufständen und Belagerungen durch die eigenen Untertanen zu rechnen hatte, d. h., daß große Menschenmassen gegen diese Burgen antreten konnten. Damit und mit dem Prozeß gesellschaftlicher Differenzierung war die Verringerung der Zahl der Krieger, die den Herrschern zur Verfügung stand, verbunden. In der Regel hatte der Fürst nur die Gefolgschaft unter Waffen. Das übrige Heer mußte bei einem feindlichen Überfall erst aufgeboten werden, wie um 1100, als die Ranen überraschend die Trave aufwärts fuhren und die Burg Lübeck belagerten. „Als nun Heinrich das Unheil einer Belagerung unversehens hereinbrechen sah, sagte er zu dem Anführer seiner Truppen: ‚Wir müssen dafür sorgen, uns und die Männer, die mit uns sind, zu retten; mir scheint es notwendig, daß ich fortgehe und Hilfskräfte zusammenziehe, um womöglich die Burg zu entsetzen.‘“ Mit Hilfe der Holsten gelang der Entsatz; die Ranen wurden geschlagen.¹²⁰

Die wichtigsten äußeren Gegner der slawischen Stammesfürsten und Herrscher waren das deutsche Reich bzw. die deutschen Feudalherren. Die Militärtechnik im deutschen Heer hatte besonders im 10./11. Jh., nicht zuletzt durch die zahlreichen Italienfeldzüge, bedeutend zugenommen. In Italien sammelte man Erfahrungen in der Belagerung und Eroberung von Festungen und Städten. Der Bau von Belagerungstürmen und Sturmböcken, das Unterhöhlen der Befestigungen durch Tunnel und die Brandlegung waren vervollkommen worden. Da mit dem Fall einer Burg in der Regel der Verlust der Herrschaft über das betreffende Land verbunden war, bemühten sich Fürsten und Adel, ihre Burgen so fest wie möglich zu machen. Dabei wurden vor allem drei Wege beschritten: Erstens verlegte man die Burgen, wo es anging, auf Inseln oder gut geschützte Halbinseln in Seen, Flüssen oder sumpfigen Niederungen. Zweitens war man bemüht, die Befestigungsanlagen so kurz, so breit und so hoch wie möglich zu halten.

Drittens schließlich wurde die Wallkonstruktion teilweise erheblich vervollständigt, und zwar durch den Verbundbau.

Während die älteren Wallanlagen zumeist nur aus einem Segment, einem Rost mit Erdfüllung, einem Stein- oder Holzschalenwall mit Erdeinfüllung usw. bestanden (wie in Feldberg, Zehren, Köpenick, Bamme), wurden nun die Wälle aus mehreren solchen Einheiten zusammengesetzt. In Teterow bestand der erste Wall der Hauptburg aus einer Kastenreihe von 2,40 m Breite (Abb. 110). Die Kästen waren mit Erde gefüllt. Dahinter wurde ein 3,60 m breiter Holzrost mit Erdfüllung aufgeschichtet und vor der Kastenreihe eine 4 m breite Berme angelegt. In Behren-Lübchin erreichte die Burgmauer durch sechs hintereinanderliegende Palisadenwände, jede mit einer sehr unterschiedlichen Aufgabe im Gesamtgefüge des Walles, höchste Kompliziertheit und Festigkeit. Der Wall mit Berme wurde dadurch 12 m breit (Taf. 45; Abb. 109). Bereits in Scharstorf, Kr. Plön, waren im 9. Jh. drei Kastenreihen hintereinandergesetzt worden.

Ebenso wurden die Toranlagen ganz erheblich verstärkt. Tore waren die schwächsten Stellen in der Befestigungslinie einer Burg. Daher waren die Burgenbauer bemüht, ihre Zahl möglichst niedrig zu halten. In der Regel gab es nur ein Tor, im Höchstfall sind bisher drei Tore in einer Burg (Feldberg) nachgewiesen (Abb. 71). Die älteren Volks- und Fluchtburgen hatten allem Anschein nach nur einfache Toranlagen. In Tornow führte ein Tortunnel von etwa 2,20 m Breite durch den Wall, ebenso in Presenchen, Kr. Calau. In Feldberg waren die Tore an der Wallfront etwa 2,40 m breit. Der Weg führte jeweils über Erdbrücken frontal auf das Tor zu. Mit der Entstehung von Fürsten- und Adelsburgen setzte sich eine stärkere Sicherung der Tore durch. Bereits in der zweiten Burg von Tornow wurde im 8./9. Jh. der Torweg in etwa 3 m Höhe durch den Wall geführt (Taf. 43). Ein Angreifer mußte zunächst diesen Höhenunterschied überwinden, bevor er überhaupt an das Tor gelangte. Dieses Prinzip des erhöht geführten Torweges wurde auch in Presenchen, in Brohna, Kr. Bautzen, und später in Arkona auf Rügen gebraucht.

In den großen Fürstenburgen des 11./12. Jh., z. B. in Behren-Lübchin mußte der sich nähernde Gegner zunächst unmittelbar vor der Mauer durch das Schußfeld der Verteidiger, bevor – zumeist in spitzem Winkel – das Tor erreicht wurde (Abb. 108). Diese Wegeführung ist anscheinend in manchen Gebieten schon in früherer Zeit angewendet worden. So wies das Tor der Vorburg von Groß Raden zwar eine ähnliche einfache Bauweise wie Feldberg auf; allerdings konnte die Brücke über den Wassergraben abgenommen oder aufgezogen werden (Taf. 46; Abb. 111). Dagegen war das Tor der Hauptburg von Groß Raden nur über eine Brücke, an der ein Brückenhäuschen den Zugang sperrte, zu erreichen. Der Weg lief sodann unterhalb der Burgmauer im Schußfeld der Verteidiger entlang, und zwar derart, daß die rechte, schildfreie Seite der Angreifer dem Beschuß ausgesetzt war. Schließlich knickte der Weg fast im rechten Winkel ab und führte auf das Tor zu.¹²¹ Diese komplizierte Sicherung des Burgtores setzte sich mit der Entstehung von Fürsten- und Adelsburgen allgemein durch. Türme und Bastionen unmittelbar am Tor erhöhten die Verteidigungsmöglichkeit.¹²² Wenn man sich auf längere Belagerung einstellen mußte, wurde der Tortunnel darüber hinaus besonders verrammelt oder mit Erde zugeschüttet. So verfuhr 1168 z. B. die Verteidiger der Burg Arkona. Alle diese Maßnahmen hatten zur Folge, daß es selten gelang, eine Burg zu erobern. Die Rammen und Sturmböcke, die in Italien steinerne Stadtmauern durchbrachen, blieben gegenüber den kompakten Holz-Erde-

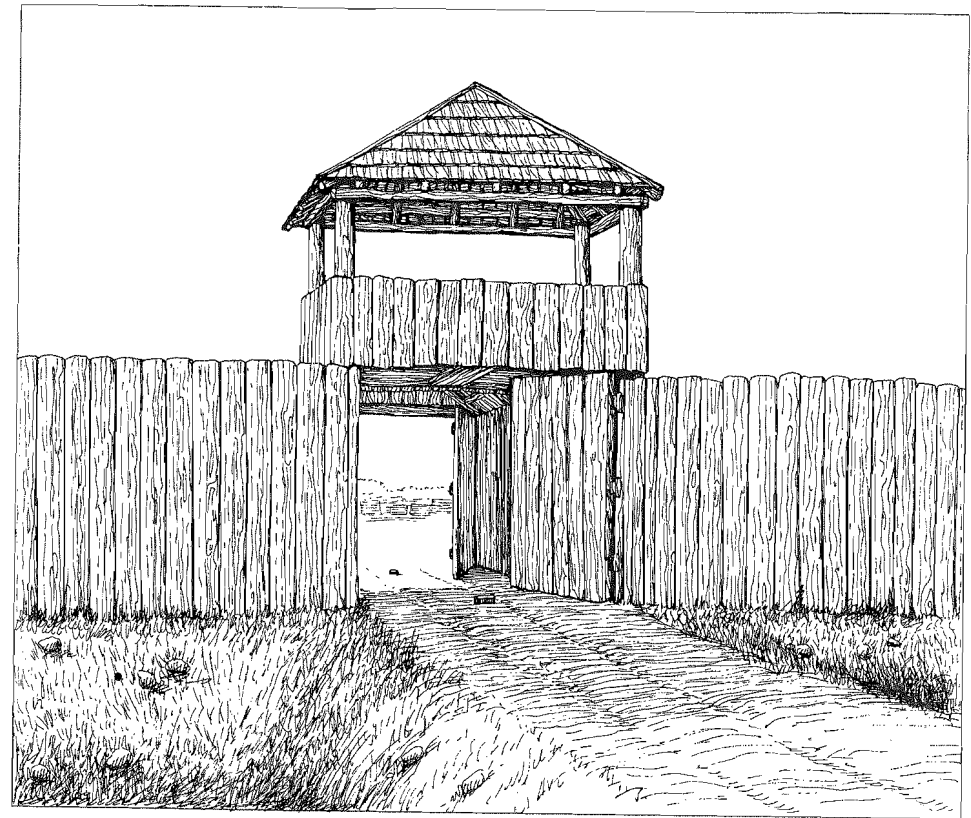


Abb. 111 Rekonstruktionszeichnung des Tores in der Vorburgpalisade von Groß Raden, Kr. Sternberg, 10. Jh. Vgl. Taf. 46b.

Konstruktionen der slawischen Wallmauern wirkungslos. Tunnel zum Unterhöhlen der Wälle ließen sich in der Regel nicht graben, da die Burgen dicht über dem Grundwasserspiegel oder auf Felsboden lagen.

Im wesentlichen gab es zwei Möglichkeiten, eine Burg einzunehmen. Entweder versuchte man die Burgbesatzung zu überlisten. Das geschah durch überraschende Angriffe und führte häufig zum Erfolg, wenn die Besatzung schwach war oder in ihren Reihen Verrat geübt wurde. Ein weiteres wirksames Mittel bestand darin, die Burg in Brand zu setzen. In trockenen Zeiten war das verhältnismäßig leicht möglich, teilweise auf sehr einfache Art. In Arkona entdeckte, nachdem die Burg schon längere Zeit belagert wurde, ein Dänenjüngling einen Spalt zwischen dem mit Erde verfüllten Tortunnel und dem Gebälk des darüberliegenden Turmes (Abb. 112). Wenige Bunde Stroh, die hineingeschoben und angesteckt wurden, führten zur Brandkatastrophe und zur Übergabe der Burg. Manchmal wird man auch Pechtöpfe oder Fackeln über die Wälle auf die hölzernen Gebäude im Innern geschleudert haben, vielleicht gab es auch Brandpfeile. Die Wurfmaschinen, die die Dänen 1173 gegen Usedom einsetzten, mögen in der Lage gewesen sein, u. a. solche Brandgeschosse zu befördern. Das Ergebnis stellt die archäologische Forschung fest. Unter den bisher untersuchten etwa 70

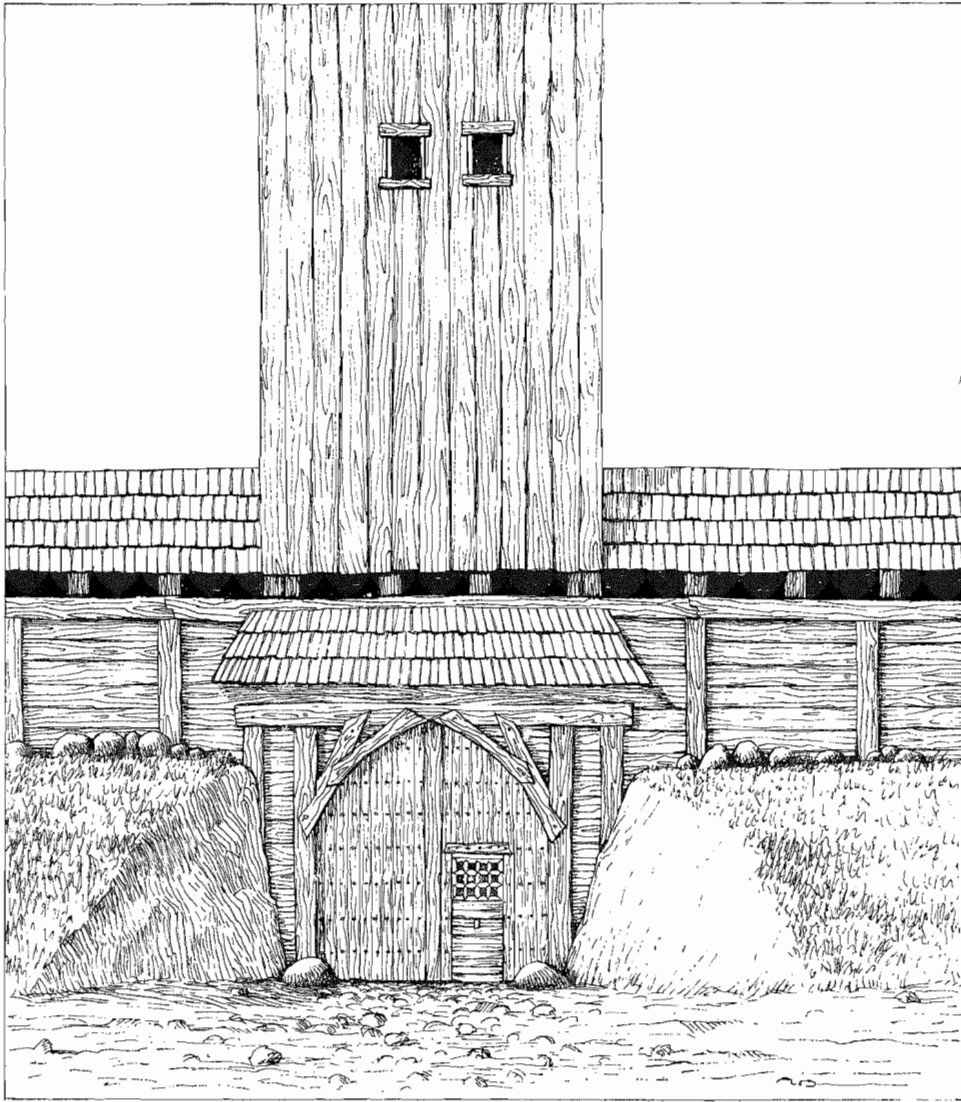
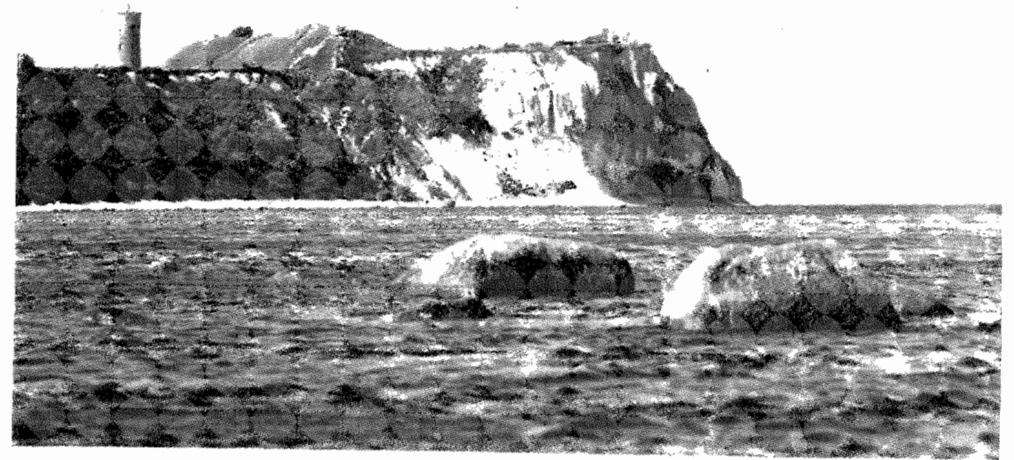


Abb. 112 Rekonstruktionszeichnung des Tores der Burg Arkona auf Rügen.

Burgen gibt es höchstens 10, die nicht durch Feuer zerstört worden sind. Zur Abwehr der Brandgefahr wurden die Außenfronten der Wälle mit Steinen, Lehm oder Schlick verkleidet. Das erschwerte zwar das Anzünden des Walles, gegen die Inbrandsetzung der Gebäude in der Burg jedoch gab es keinen wirksamen Schutz.

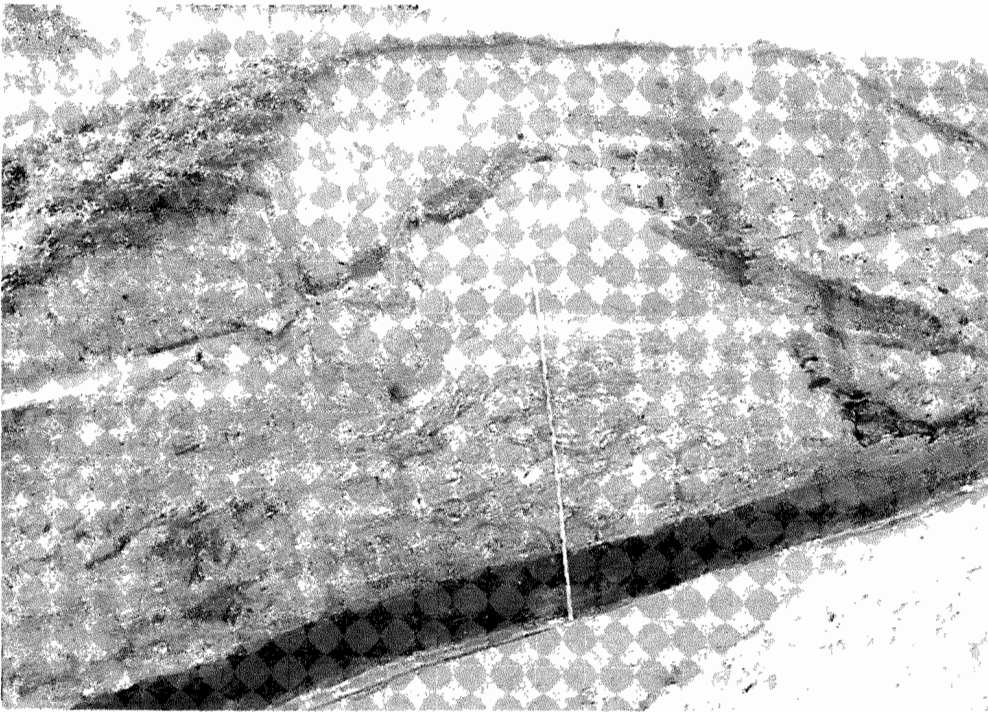
Die komplizierte Situation, der die Burgen der herrschenden Schicht des 10. bis 12. Jh. gerecht werden mußten, hat wohl dazu geführt, daß sich Leute auf den Burgenbau spezialisierten und im Auftrage der Fürsten und des Adels die Errichtung von Burgen planten und die Bauarbeiten leiteten.

Über den hohen Aufwand und den Ablauf der Bauarbeiten berichtet kein Pergament.

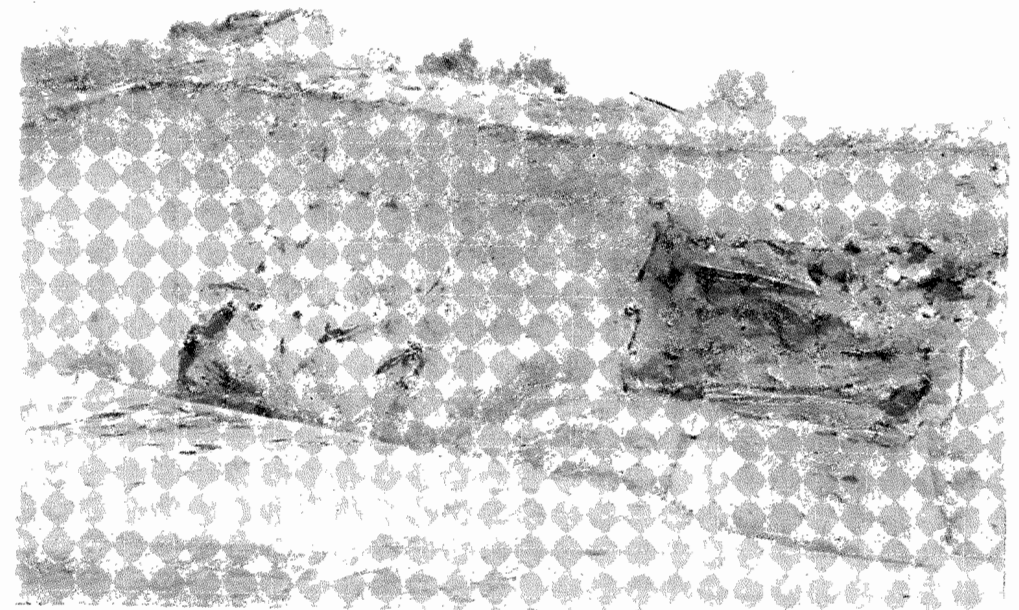
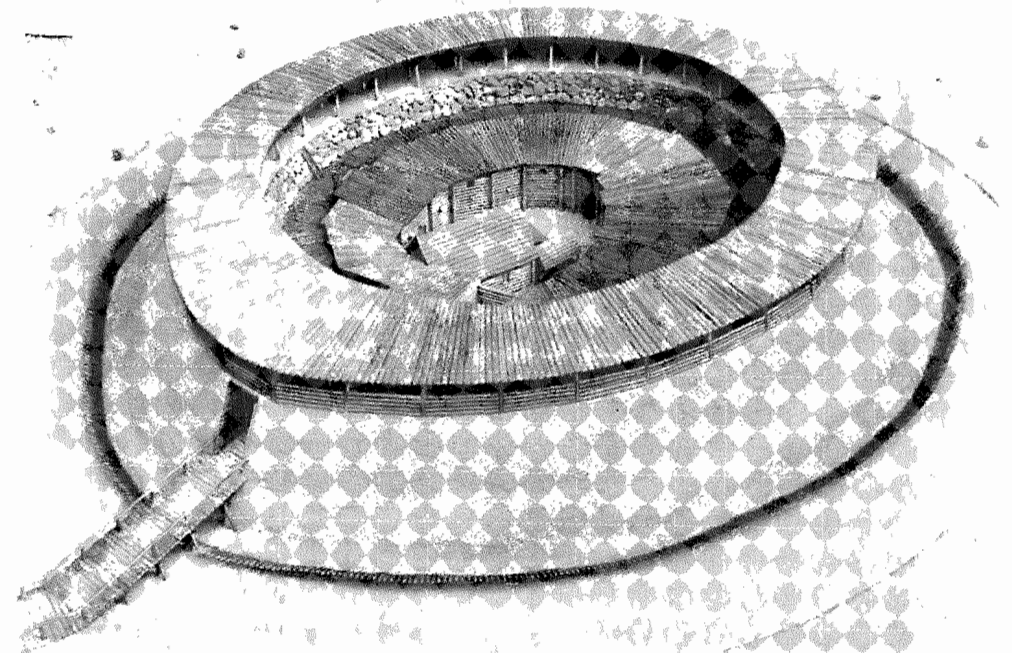


TAFEL 41. a) Kap Arkona mit den Resten des slawischen Burgwalls.

b) Schnitt durch den Befestigungswall der altslawischen Höhenburg von Liepen, Kr. Rostock.



TAFEL 42. a) Schnitt durch den Burgwall von Feldberg, Kr. Neustrelitz. Die Berme war mit Geschieblöcken belegt. Vgl. dazu Abb. 97; b) Schnitt durch den Wall der Burg A von Tornow, Kr. Calau.

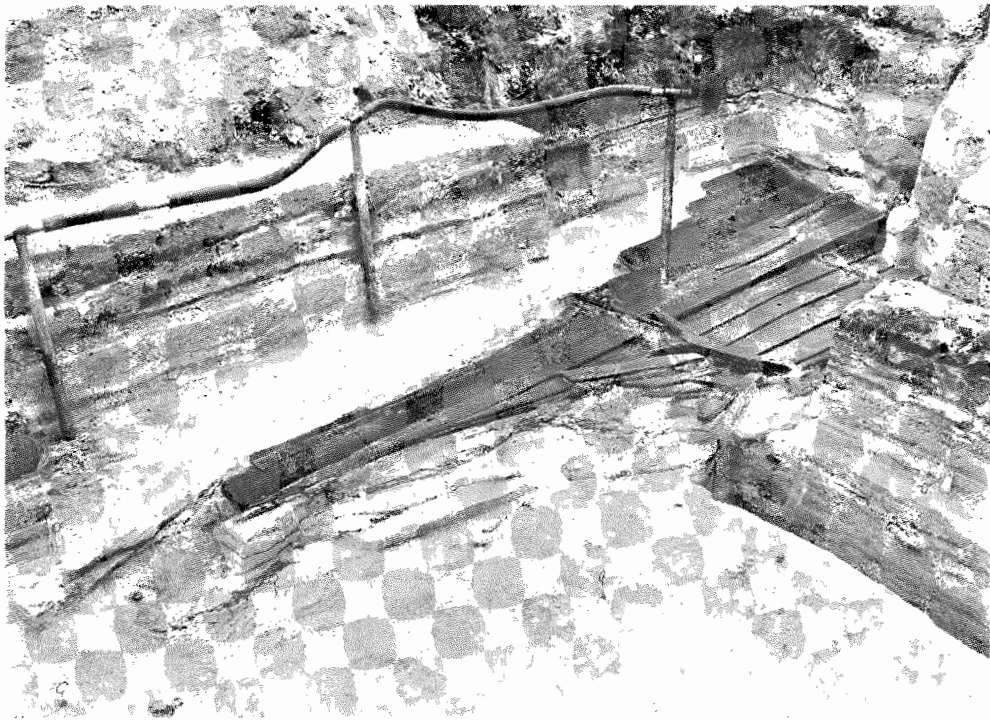


TAFEL 43. a) Modell der Burg B von Tornow, Kr. Calau; b) verbrannte Reste der Tunneltore der Burg A (links) und B von Tornow, Kr. Calau.

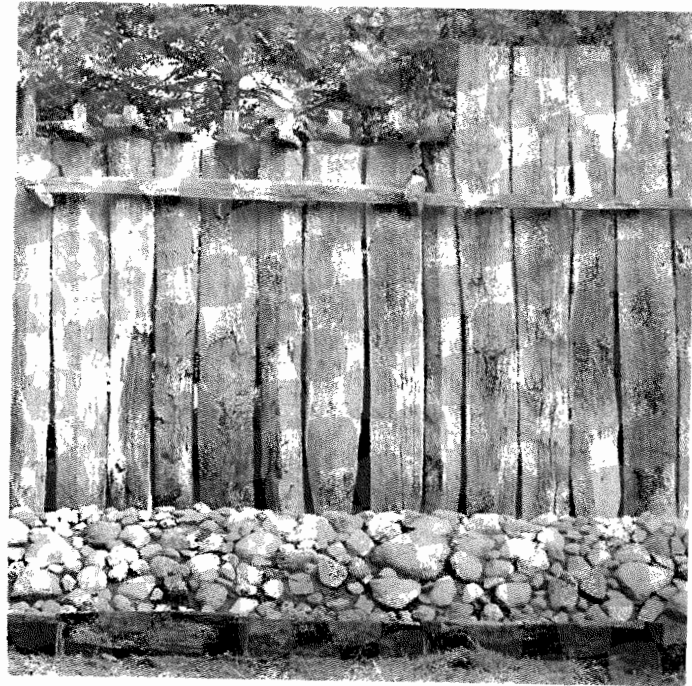


TAFEL 44

a) Brunnen in der Burg A von Tornow, Kr. Calau.



b) Freigelegte Teile des Wracks von Boot 4 in Ralswiek, Kr. Rügen. Dieses geklinkerte Kielboot hatte ursprünglich eine Länge von etwa 12 bis 13 m, eine Breite von 3,30 m und eine Höhe von 1 m und diente als Lastschiff mit einer Tragfähigkeit von 4 bis 5 Tonnen.

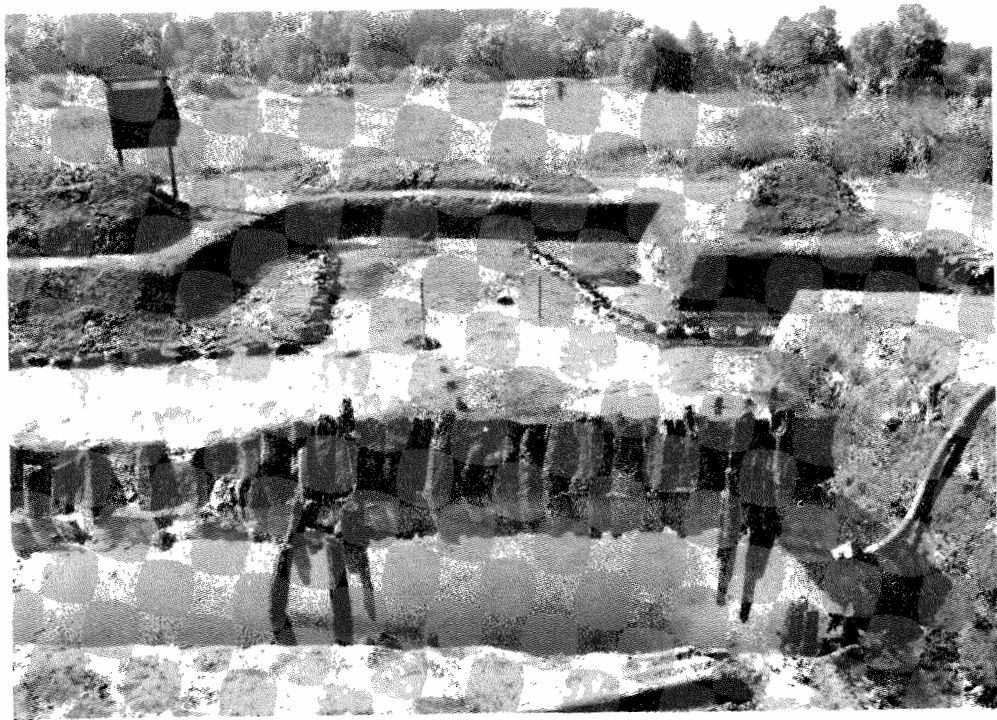
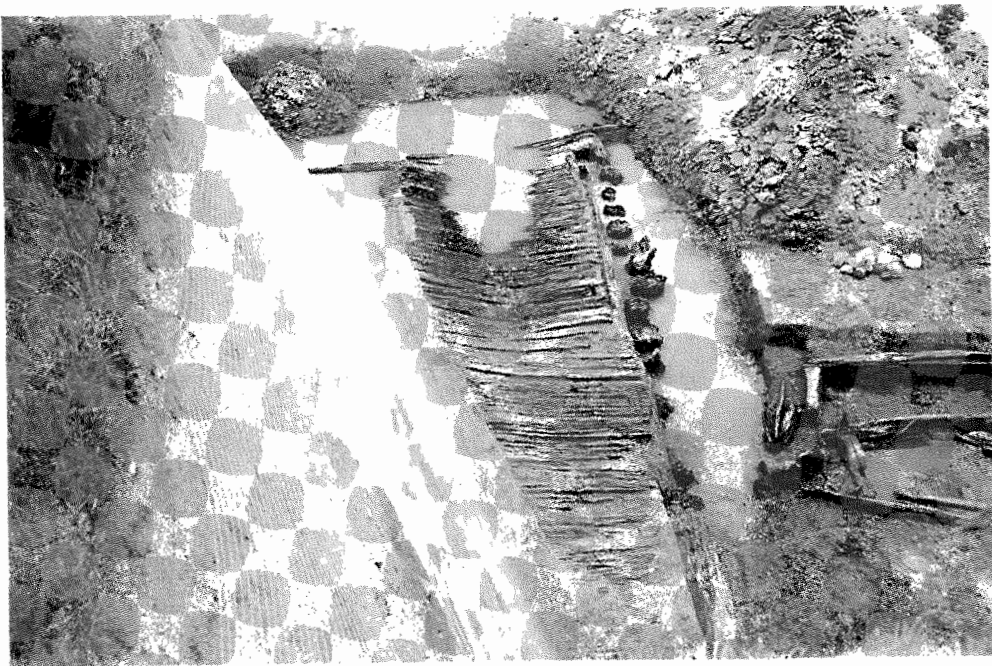


TAFEL 45

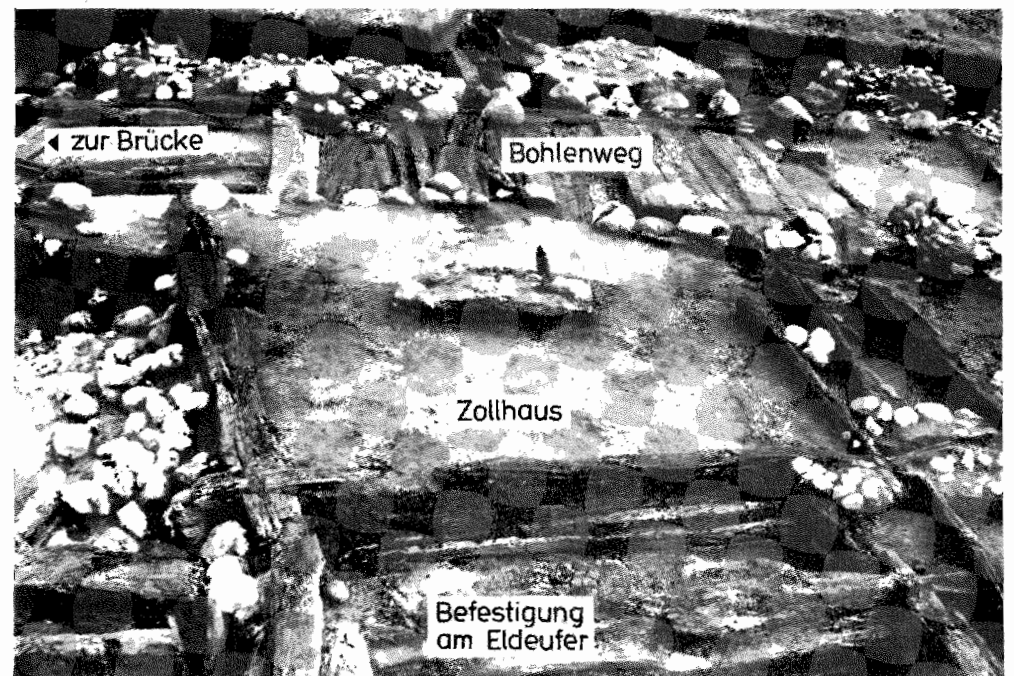
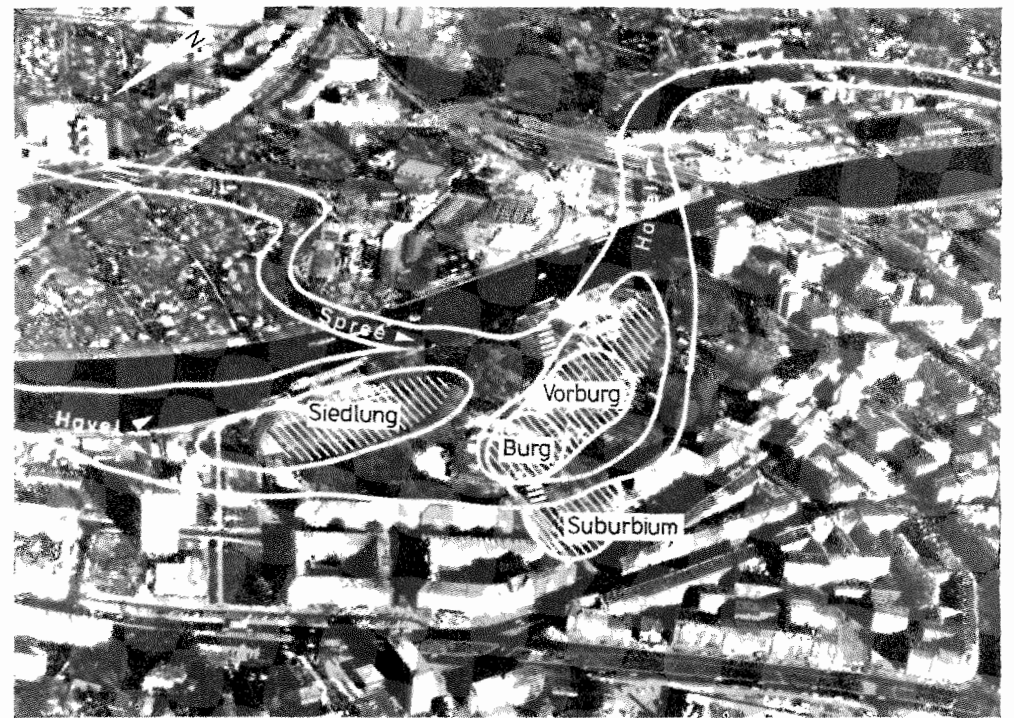
a) Wieder aufgerichtete Bohlenwand der Wehrmauer der jüngeren Burg in Behren-Lübchin, Kr. Teterow. Ende 12./Anfang 13. Jh.



b) Ausgegrabene Reste der Holzkonstruktion der älteren Burg von Behren-Lübchin, Kr. Teterow. 11./12. Jh.



TAFEL 46. Groß Raden, Kr. Sternberg. a) Blick von oben auf die erhaltenen Teile des Tores der Burg in Schnitt 24; b) Tor der Vorburg aus der zweiten Hälfte des 10. Jh. Im Vordergrund Graben und holzverkleidete Grabenböschung, dahinter Teile der Palisade und des Torhauses. Vgl. Abb. 111.



TAFEL 47. a) Luftbild des Spandauer Burgwalles und seiner Umgebung. Eingezeichnet sind der alte Havellauf mit seinen Inseln sowie Burg und Siedlungen von Spandau im 11. Jh.; b) Brücke, Siedlung und Hebestelle an der Elde bei Parchim. Vgl. Abb. 127.



TAFEL 48. Alt- und jungslawischer Burgwall Garz, Kr. Rügen. An der gleichen Stelle lag, die mittelalterliche Burg der Fürsten von Rügen (Luftbild freigegeben lt. Anweisung MdI der DDR Nr. LFB 21/83).

Dennoch gestatten einige Ausgrabungen, diesen Hergang annähernd zu rekonstruieren und die Arbeitsleistungen, die mit dem Burgenbau verbunden waren, zu errechnen.

So wurde unter Auswertung praktischer Erfahrungen bei der Rekonstruktion des Tores und eines Teiles der Burgmauer Gars-Thunau ermittelt, daß knapp 60 ha Eichenwald abgeholzt werden mußten, um die Burg des 9. Jh. zu errichten (vgl. Kap. I.7). In den Pollendiagrammen zeichnete sich daher jeder Burgenbau unverkennbar in einem starken Rückgang der Eiche ab.

In Behren-Lübchin betrug die Länge der Befestigungslinie der älteren Burg ungefähr 420 m. Davon entfielen auf den Wall ungefähr 300 m bei einer durchschnittlichen Breite von 6 m. Die mittlere Höhe dieses Walles lag bei 4 m ohne oberen Wehrgang. Davor befand sich eine etwa 6 m breite und im Mittel 2 m hohe Berme. Die Gesamtmasse des Walles, also des Bauholzes, der Füllerde bzw. der aufgepackten Torfschichten und Steine betrug dann 10 800 m³. Aufgrund des Grabungsbefundes darf davon ausgegangen werden, daß das Bauholz etwa die Hälfte dieser Masse, d. h. 5 400 m³, ausmachte (Taf. 45). Dazu kamen das Holz der etwa 120 m langen Palisade mit Wehrgang und der 320 m langen Brücke zwischen Burg und Festland sowie der Holzrost der Burginnenfläche. Zur Ausführung dieser Bauarbeiten mußten folgende Holzmassen eingeschlagen, herantransportiert, zugerichtet und verbaut werden: im Wall 5 400 m³, in der Palisade 60 m³, in der Brücke 120 m³, im Holzrost 6 000 m³, insgesamt also 11 580 m³.

Nach Angaben altrussischer Quellen ist errechnet worden, daß der Einschlag und die Verarbeitung von 1 m³ Eichenholz für den Wallbau 6 bis 10 Tagewerke in Anspruch nahm. Für die Aufschüttung von 1 m³ Erde wurden 1/2 bis 1 Tagewerk benötigt.¹²³ Werden diese Werte zugrunde gelegt, so mußten in Behren-Lübchin 70 480 bis 115 800 Tagewerke aufgewendet werden, um das Bauholz zu fällen, anzutransportieren, zuzuschlagen und zu verarbeiten sowie 2 700 bis 5 400 Tagewerke, um die Erdbewegungen auszuführen. Zusammen ergibt das rund 75 000 bis 120 000 Tagewerke. Dazu kamen die Arbeiten für die Ausstattung der Burg mit Wohn- und Wirtschaftsbauten, die Anlage von Palisaden und Pfählen unter dem Wasserspiegel als zusätzliche Hindernisse vor der Burg usw. Diese Arbeiten lassen sich nicht berechnen, sie werden jedoch mindestens mit 10 000 Tagewerken zu veranschlagen sein.

Der Bau der Burg von Behren-Lübchin hätte dann 85 000 bis 130 000 Tagewerke erfordert. 100 Arbeitskräfte hätten daran 850 bis 1 300 Tage gearbeitet. Wird das Jahr mit 200 Tagewerken angesetzt (in der übrigen Zeit mußten die Felder bestellt und andere Arbeiten ausgeführt werden), so lag die Bauzeit bei 4 bis 7 Jahren. Wurden 1 000 Arbeitskräfte herangezogen, so verringerte sie sich auf 85 bis 130 Tage. Zwischen diesen errechneten Werten wird die tatsächliche Baudauer gelegen haben, d. h. die Burg konnte in einem Jahr erbaut werden. Dabei ist nicht berücksichtigt, daß vor der Burg von Behren-Lübchin noch eine Vorburg lag, deren Befestigungswall etwa 550 m lang war.¹²⁴

Auf der Grundlage gleicher Überlegungen wurde für die älteste Mecklenburg des 7. Jh. ein Bauaufwand von 85 000 bis 120 000 Tagewerken errechnet.¹²⁵ Ähnlich aufwendig war im 10. Jh. die Wiederherstellung der Brandenburg.¹²⁶ Allein für die Errichtung der Holz-Erde-Mauer der Burg von Groß Raden ergibt sich nach E. Schuldt ein mittlerer Bauaufwand von 73 000 Tagewerken.¹²⁷

Der Aufwand für die kleinen Adelsburgen war entsprechend geringer. Eine Burg in der Größe von Tornow mit einem Gesamtdurchmesser von 70 m ergibt etwa folgende

Daten: Die Gesamtfläche der Burg betrug 40 a, davon entfielen auf die Gebäude 10 Prozent, auf den Innenhof 20 Prozent und auf die Befestigung 70 Prozent. Gegenüber den großen Fürstenburgen nahm also der Aufwand für die Befestigung relativ zu. Zur Errichtung dieser Burg mußten, werden die gleichen Ausgangsnormen wie in Behren-Lübchin zugrunde gelegt, 21 000 bis 40 000 Tagewerke geleistet werden, d. h. ein Viertel bis höchstens ein Drittel des für die Burg von Behren-Lübchin errechneten Aufwandes. 100 bis 200 Arbeitskräfte konnten diesen Bau in einem Jahr ausführen.

Unabhängig davon, wie sehr die genannten Zahlen von den tatsächlichen Werten abweichen, vermögen sie zu zeigen, welches Maß von Kooperation erforderlich war, um die Burgen in einer annehmbaren Zeitspanne fertigzustellen. Es wird ersichtlich, daß nicht nur perfekte Handwerker, Zimmerleute und Brückenbauer am Werk waren, die nötigen Transportmittel zur Verfügung standen usw., sondern daß es Planer und Leiter solcher Unternehmen gab. Sie verstanden es, mit Maß und Winkel, wohl auch Zirkel und Lot umzugehen, wurden mit dem Grundwasser durch die Anlage von Isolierschichten aus Holz, Holzkohle, Torf usw. fertig und planten Bauwerke, die den Belagerungsmaschinen ihrer Zeit trotzten. Sie waren es aber auch, die zum ersten Male Hunderte und Tausende von Menschen aus vielen Dörfern und Siedlungen zu planmäßiger Kooperation zusammenführten. Auf diese Weise entstanden Bauwerke, die dem Lande das Gepräge gaben. Ebenso sicher ist, daß alle damit verbundenen Arbeitslasten den unterworfenen oder abhängigen Bauern, Handwerkern, Fischern, Sklaven oder Kriegsgefangenen aufgebürdet wurden. Damals entstanden die Verpflichtungen der ausgebeuteten Schichten des Volkes zu den vielfältigen Leistungen beim Bau der fürstlichen oder adligen Burgen, beim Brücken- und Wegebau, bei der Instandhaltung, Säuberung und Bewachung der Burgen. Der Burgen- und Brückenbau wurde zu einer der drückendsten Lasten der Feudalzeit.

4. Frühe Städte und Handwerkssiedlungen

a) Voraussetzungen und Bedingungen der Frühstadt

Handwerk, Gewerbe und Handel und damit die entsprechenden gesellschaftlichen Schichten entstanden zur gleichen Zeit, als auch die Adelschicht allmählich die aus der Gentilgesellschaft überkommenen Beschränkungen abwarf, ihre ökonomische und politische Macht ausbaute und ihrer Herrschaft durch die Errichtung von Burgen Festigkeit und Ausdruck verlieh. Im gleichen Maße, wie dieser Prozeß voranschritt, machte auch die Konzentration von nichtlandwirtschaftlichen Produzenten an einigen Burg- und Siedlungszentren Fortschritte – es begann die Bildung von Frühstädten.¹²⁸

Die Entstehung frühstädtischer Siedlungen war auf das engste mit der spezifischen ökonomischen und politischen Entwicklung der jeweiligen Gebiete verbunden. In der Mitte des 9. Jh. bestand bereits ein engmaschiges Netz von Mittelpunkten, die zu meist mit den Hauptorten der Stammesgebiete identisch waren. Für die Obodriten allein wurden 53 civitates genannt; die Lusizer und Milzener hatten je 30, die Heveller 8, die Wilzen 95 usw. Die Mehrzahl dieser Orte gelangte nicht zu einer frühstädtischen Stufe oder höchstens zu ersten Ansätzen, die oft wieder verkümmerten.

Nur wenigen Orten mit besonders günstigen ökonomischen, politischen, geographi-

schen und verkehrsgeographischen Bedingungen war eine solche Weiterführung beschieden (Abb. 113; vgl. Kap. VII.4).

Unter besonderen geographischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen entstanden im Küstengebiet seit dem 8. Jh. einige Seehandelsplätze. Nach zeitweiliger Blüte verfielen diese jedoch seit dem 9. Jh. Wesentliche Fortentwicklungen zur Frühstadt gab es vor allem an den Stammesmittelpunkten. Dort hatten nicht nur die führenden Kräfte des Stammes, Stammesfürst, Priester und andere Amtsträger, ihren Sitz, sondern hier trafen auch regelmäßig größere Menschengruppen zusammen. Dabei boten sich

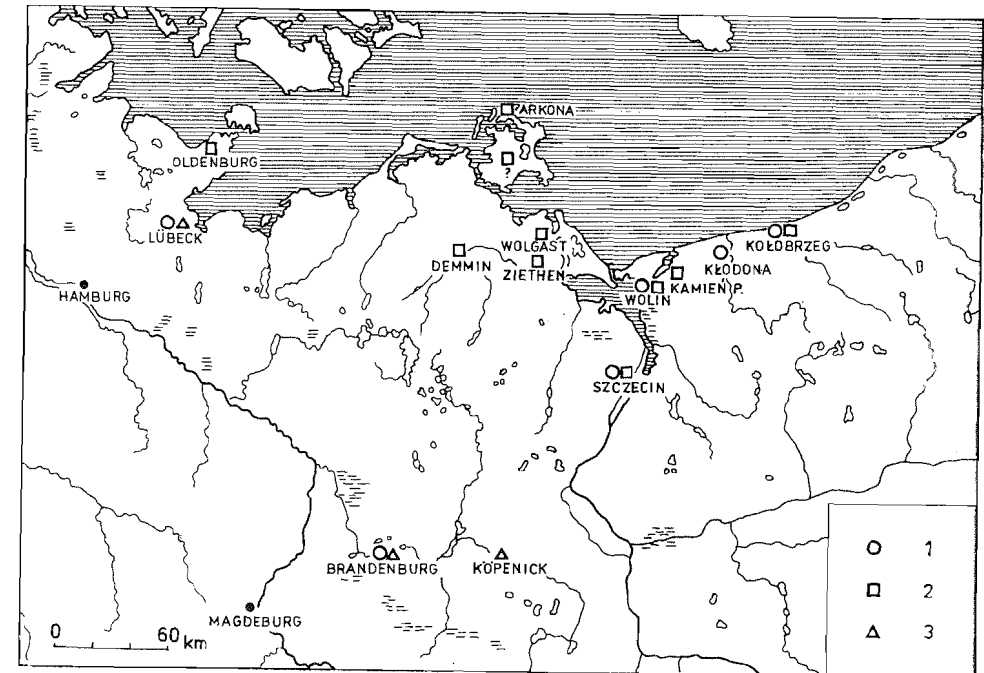


Abb. 113 Marktorte und Kaufmannssiedlungen im slawischen Siedlungsgebiet: 1 Kaufmannssiedlungen des 11. und der ersten Hälfte des 12. Jh.; 2 schriftlich überlieferte Marktorte aus der ersten Hälfte des 12. Jh.; 3 aufgrund der Münzprägung für die erste Hälfte des 12. Jh. erschließbare Marktorte.

Möglichkeiten für den Austausch. Die Stammesmittelpunkte hatten sich in erster Linie an jenen Stellen gebildet, die von der Natur begünstigt und vom Verkehr erreichbar waren. Die größten und bedeutendsten Zentren entstanden daher zunächst bei einigen Großstämmen.

b) Frühstädte der Obodriten

Der Hauptort der Wagrier war Starigard, übersetzt heißt das „Alte Burg“ oder „Oldenburg“. Im 8./9. Jh. wurde Oldenburg bereits ausgebaut und vor dem 10. Jh. bestand es schon aus einer mächtigen Burg und einer befestigten Siedlung im Vor-

gelände (Taf. 40; Abb. 114). 948 oder 968 wurde hier, nach der Unterwerfung dieses Gebietes durch den Ottonenstaat, ein Bistum gegründet und die heidnische Kultstätte aus der Burg verbannt. Das Siedlungszentrum lag auf einem Moränenrücken am sogenannten Oldenburger Graben. Auf diesem Wasser gelangte man nach 5 km Schifffahrt

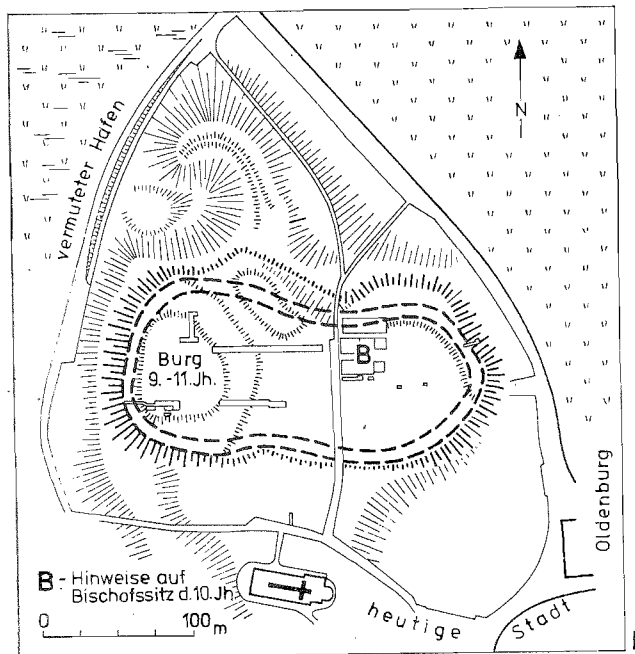
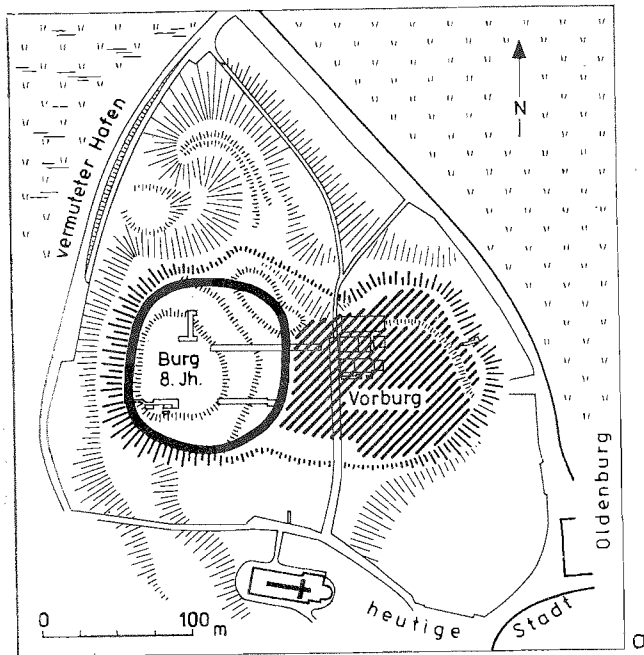


Abb. 114 Schema der topographischen Entwicklung von Oldenburg/Starigard (BRD). Ungefähre Ausdehnung von Burg und Vorburg: a) im 8. Jh.; b) im 9. bis Anfang 10. Jh. Vgl. Taf. 40.

in die Kieler Bucht oder nach reichlich 15 km in die Lübecker Bucht, also in die Ostsee. Oldenburg wurde zu einer „civitas maritima“, zu einem Hafenort. Die Topographie der Oldenburg ist nach wie vor nicht eindeutig geklärt. Aufgrund der Ausgrabungen in jüngster Zeit wurde festgestellt, daß die Burg bereits im 9. Jh. unter Einbeziehung der älteren Vorburgsiedlung ihre größte Ausdehnung erreicht hatte. Da bisher weder weitere Vorburgsiedlungen noch der Hafen bekannt sind, ist die archäologische Forschung vorerst zu keinen verbindlichen Aussagen über die Ausdehnung des Burg-Stadt-Zentrums und dessen Entwicklung in der Lage.¹²⁹ Von Oldenburg wurde ein beachtlicher Teil des Skandinavienhandels der Wagrier abgewickelt. In diesem Ort bestieg man im 11. Jh. auch das Schiff, um die Seereise nach Wolin an der Odermündung anzutreten.¹³⁰

Mit dem Seehandel steht zweifellos die beachtliche Anzahl von Schatzfunden in der Umgebung Oldenburgs im Zusammenhang. Die großen Funde gehören in das 11. Jh.

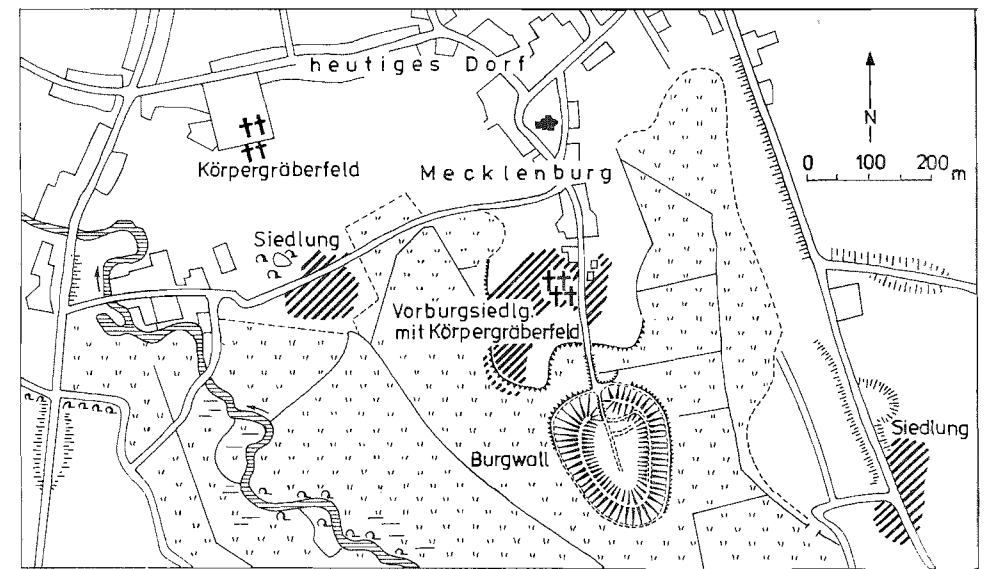


Abb. 115 Burg und Vorburgsiedlung Mecklenburg, Kr. Wismar. 7. bis 13. Jh.

und enthalten oftmals viele Kilogramm Münzen. Das weitere Schicksal von Oldenburg im 11. und 12. Jh. war eng mit der Feudalentwicklung des Obodritenstaates verbunden. In diesem Prozeß kam es über die Rolle eines Sitzes wagrischer Teilfürsten nicht hinaus. Dieser Umstand sowie häufige Überfälle und Zerstörungen drängten Oldenburg in eine zweitrangige Position gegenüber dem aufsteigenden Alt Lübeck. In der Mitte des 12. Jh. war Oldenburg verödet, und der Bischofssitz wurde 1160 nach Lübeck verlegt.

Das große Zentrum der Obodriten war Mecklenburg (Abb. 115). Die slawische Bezeichnung ist nicht sicher überliefert. Vielleicht hieß es „Weligrad“ – große Burg. Der Ortsname „Mecklenburg“ (995 Michelenburg) ließe sich – ähnlich wie im Falle von Oldenburg – als deutsche Übersetzung verstehen. In lateinischer Übersetzung hieß Mecklenburg dann auch „Magnopolis“. Die Dänen nannten es im 9. Jh. wohl Reric,

was Ort im Röhricht bedeuten könnte, und den Stamm der Obodriten danach die „Rerigi“. Es ist wahrscheinlich, daß mit dem Begriff „Reric“ eine Siedlungsagglomeration bezeichnet wurde, ohne daß sich beim gegenwärtigen Stand der archäologischen Forschung deren Bestandteile und deren Umfang bereits genauer bestimmen lassen.¹³¹ Im Zentrum dieser Siedlungsagglomeration lag ohne Zweifel die Burg selber.

Die Mecklenburg wurde im 7. Jh. in großzügiger Weise, als eine der bedeutendsten Burgen dieser Zeit gegründet (vgl. Kap. III.3). Davor entstand ein Suburbium auf einer Landzunge. Wenn die Identifizierung mit Reric zutrifft, waren im Bereich der Mecklenburg bereits zu Anfang des 9. Jh. Kaufleute ansässig.

Im Zusammenhang mit den dänisch-obodritischen Kämpfen der Jahre 808/809 wurde Reric vom Dänenkönig Götrik zerstört. Die in Reric ansässigen Kaufleute wurden auf Schiffe verladen und nach Haithabu gebracht. Bis 808 hatten die Kaufleute von Reric dem Dänenkönig – wie die Obodriten wohl überhaupt – Abgaben gezahlt.¹³² Reric war damit nicht wüst, denn 809, ein Jahr später, hält sich im Emporium Reric, im Handelsort Reric, der Obodritenfürst Dražko auf. Er wird hier hinterrücks von einem gedungenen Mörder des Dänenkönigs umgebracht.¹³³ Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die vor 808 in Reric ansässigen Kaufleute aus dem fränkischen Reich gekommen waren oder doch in enger Beziehung zum Frankenreich standen. Reric/Mecklenburg war – vom Rheinland aus gesehen – der nächstliegende Hafen an der Ostsee, den der fränkische Handel erreichen konnte. Er lag außerdem am Sitz eines dem fränkischen Reich seit den Sachsenkriegen verbundenen Stammesfürsten. Eine Reihe von Schatzfunden aus der Umgebung von Mecklenburg (Abb. 49; 53) zeugen von dem seehandelsoffenen Charakter der Niederlassung in diesem Gebiet. Der älteste Fund von Steinhausen aus dem 9./10. Jh. enthielt 5 kg Silber.

Mecklenburg lag nur 7 km von der Wismarer Bucht entfernt.¹³⁴ Außerdem führte die große Straße von Hamburg nach Wolin über Mecklenburg. Diese Bedingungen sicherten Mecklenburg eine kontinuierliche Stellung als wirtschaftliches und politisches Zentrum. Daher war es wohl seit ältester Zeit Sitz der Fürsten des obodritischen Stammesverbandes und späteren Staates. 965 residierte hier der mächtige Obodritenfürst Nakon (vgl. Kap. IV.4). Zwischen 1043 und 1066 erlebte Mecklenburg eine große Zeit als fürstliche Residenz und Sitz des Bischofs Johann. „Jedoch in der prächtigen Obodritenfeste Mecklenburg sollen sogar drei Klöster für die Diener Gottes bestanden haben“.¹³⁵ Durch die Verlegung der Residenz des Obodritenfürsten Heinrich nach Alt Lübeck am Ende des 11. Jh. und im Verlauf der Ostexpansion verlor Mecklenburg allmählich seine hervorragende Stellung. 1168 ist zwar noch Marktverkehr in Mecklenburg überliefert, aber in dieser Zeit wurde es schon von Schwerin überflügelt.

In Schwerin bestand auf der Insel im Schweriner See, an der Stelle des heutigen Schlosses, bereits im 10. Jh. eine obodritische Burg; 1018 wurde der Obodritenfürst Mstislav von seinen aufständischen Untertanen hier belagert und schließlich vertrieben. Die Blütezeit Schwerins setzte jedoch erst ein, als es während der deutschen Ostexpansion Sitz des Grafen Gunzelin und des Mecklenburger Bischofs wurde.

Von geringerer frühstädtischer Bedeutung waren das Zentrum der Polaben, Ratzeburg, und das der Warnower, dessen Name nicht einmal überliefert ist.

Zu größtem Ansehen, eng verknüpft mit der obodritischen Staatswerdung, gelangte am Ende des 11. Jh. und im ersten Viertel des 12. Jh. Alt Lübeck (vgl. Kap. IV.4). Es entstand ebenso wie Oldenburg und Mecklenburg nicht unmittelbar an der Küste, sondern etwa 5 km traveaufwärts, 4 km nördlich der heutigen Lübecker Altstadt (Abb.

106). Im Grenzgebiet zwischen Polaben, Wagriern und Obodriten schon bald nach dem Tod des Obodritenfürsten Dražko um 817 gegründet, unter Gottschalk in der Mitte des 11. Jh. erneuert, erfuhr es durch den hier residierenden Obodritenfürsten Heinrich eine besondere Förderung (vgl. Kap. III.3d).

In der Burg lagen das fürstliche Wohngebäude, Unterkünfte, vermutlich auch eine Münzwerkstatt und eine Kirche (Abb. 107). Vor der Burg entstand ein Handwerker-viertel. Drechsler, Böttcher, Töpfer, Schmiede, Kammacher und andere Handwerker wohnten hier und betrieben ihre Werkstätten. Da auch Gegenstände skandinavischer Herkunft, u. a. ein Knochenstück mit Runenritzung (Abb. 141), geborgen wurden, ist damit zu rechnen, daß sich unter diesen Handwerkern auch Skandinavier befanden. Das Handwerker-viertel war anscheinend von einer schwachen Befestigung geschützt. Außerhalb dieser Befestigung scheint eine ärmere Bevölkerungsgruppe, vielleicht Dienstleute, ansässig gewesen zu sein. Heinrich siedelte in Lübeck auch fremde Kaufleute an, wohl vorwiegend Sachsen. Diese errichteten ihre Häuser gegenüber dem Handwerker-viertel auf der Teerhofinsel. Zu dieser „ansehnlichen Niederlassung“ der Kaufleute gehörte die „Kirche, die auf einem Hügel außerhalb des Burgbereiches jenseits des Flusses liegt“. Zwischen beiden Siedlungsteilen war der Hafen.¹³⁶

Durch neuere Untersuchungen in der Altstadt von Lübeck am Zusammenfluß von Wakenitz und Trave ist auch dort ein Burg-Siedlungs-Zentrum nachgewiesen, zu dem außer der Burg Vorburgsiedlungen und wohl ein Hof gehörten (Abb. 123).¹³⁷ Die Bedeutung dieses verkehrsgünstig gelegenen Zentrums für die frühstädtische Entwicklung zur Zeit des Bestehens von Alt Lübeck ist nicht vollständig geklärt. Seit den dreißiger Jahren des 12. Jh. erlangte das Altstadtgebiet jedoch ohne Zweifel zunehmende Bedeutung als frühstädtischer Mittelpunkt (vgl. unten Kap. VII.4).

c) Frühstädtische Zentren bei Wilzen und Ranen

Im Bereich der Wilzen lagen alte Stammeszentren, die Ansätze für frühstädtische Entwicklung boten, im 9./10. Jh. in Fresendorf bei Rostock, später in Kessin und Toitenwinkel bei Rostock sowie in Werle bei Schwaan. Diese Zentren sind jedoch nur in geringem Maße untersucht, und verlässliche Aussagen über Einzelheiten ihres Aufbaues sind daher nicht zu treffen. Im Gebiet der Tollenser und im Land der Redarier entstanden solche Zentren wohl in der Ravensburg bei Neubrandenburg und im Süden des Tollensesees auf dem Bacherswall in der Lieps bzw. seit dem 9./10. Jh. auf der Fischerinsel im Tollensesee. Es ist das einzige Gebiet im Binnenland, in dem sich die Funde arabischer Münzen in ähnlicher Weise wie an den Küstenzentren in zum Teil großen Schatzfunden häufen (Abb. 58).

Im Gebiet der Ukranen scheint in Drense bei Prenzlau ein solches altes Zentrum gelegen zu haben. Zwischen Tollensern und Zirzipanen erlangte die Gegend von Demmin besondere Bedeutung. Hier trafen verschiedene Wasserwege über Tollense, Peene und Trebel zusammen, und man gelangte per Schiff in das Oderhaff. Über Demmin verliefen auch die Straßen von Hamburg nach Wolin bzw. von Magdeburg – Havelberg nach Wolin. Daher entstand hier wohl im 8./9. Jh. der Mittelpunkt des wilzischen Stammesverbandes, in dem 789 der Oberkönig Dragowit seinen Sitz hatte (vgl. Kap. III.3).

Die Erdwerke dieses Burgzentrums sind bei Vorwerk südöstlich von Demmin erhalten. Später wurde dieses Zentrum durch ein neues ersetzt, dessen Kernstück die

V. Materielle und geistige Kultur

1. Grundlagen und Inhalt der materiellen Kultur

Die materielle Kultur war Bestandteil der Lebensweise der Gesellschaft und des einzelnen Menschen. Das tägliche Leben verlief in ihrem Rahmen und bildete sie weiter aus. Lebensgefühl, künstlerisches und ästhetisches Empfinden und Vermögen spiegeln sich darin ebenso wider wie traditionelle Verwurzelung und soziale und ökonomische Stellung von Produzenten und Konsumenten.

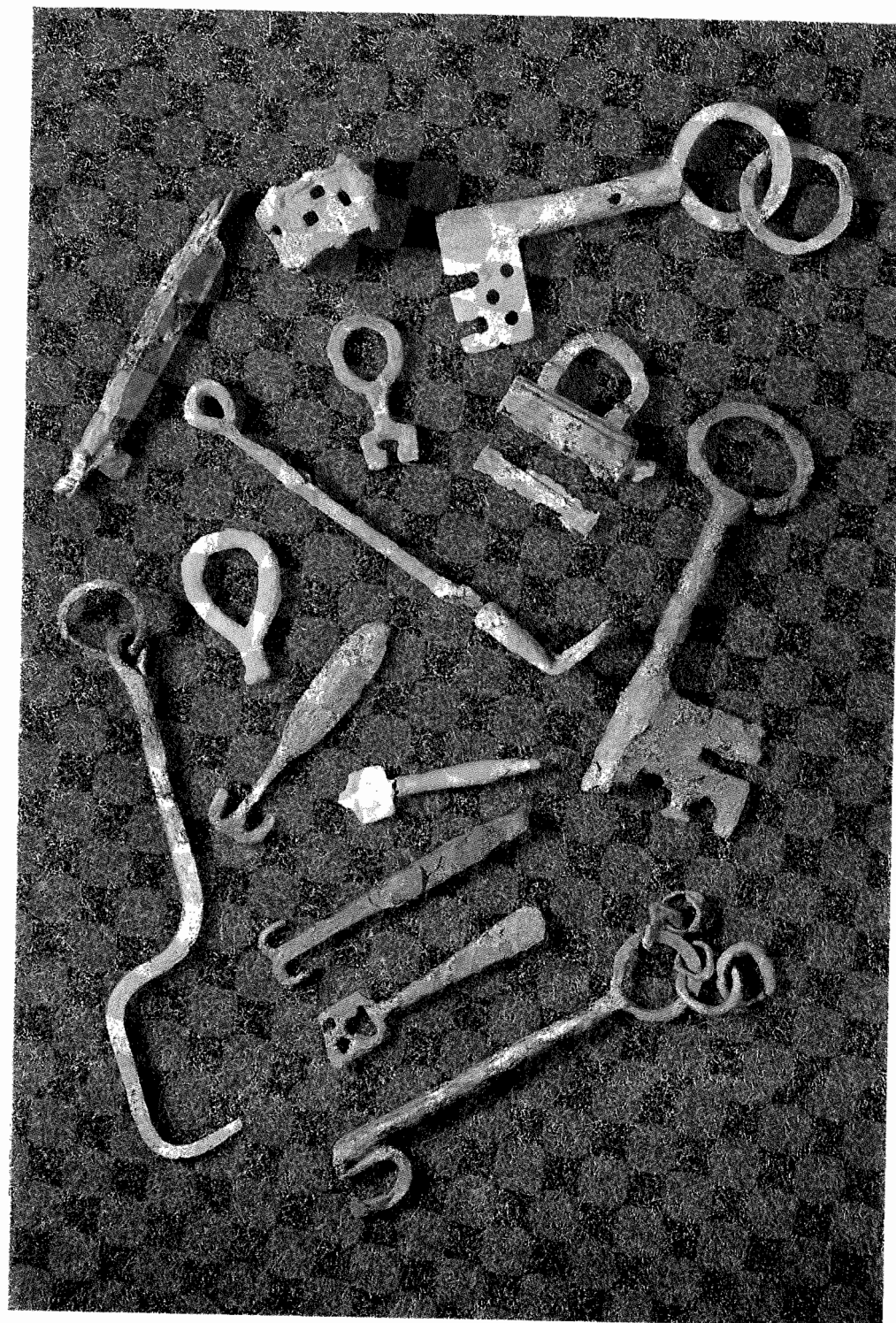
Wesentliche Bereiche der materiellen Kultur, die kulturelle Umgebung, die sich der Mensch geschaffen hatte, die er ständig formte und an der er sich zugleich bildete, sind im Haus- und Siedlungsbau, im Burgenbau, in der Frühstadt, in der handwerklichen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Produktion und im Handel bereits betrachtet worden. Ein Blick auf Kleidung, Schmuck, Körperkultur und Hygiene, die künstlerisch-schöpferische Betätigung, deren Mittel und Ergebnisse, vervollständigt das Bild.

Drei Komponenten haben das kulturelle Milieu der hier behandelten Stämme und Völker, seine inhaltliche und formale Ausprägung und seine Entwicklung ganz offensichtlich bestimmt:

- a) Die Tradition der urgesellschaftlichen Volkskultur, d. h. der vorwiegend bäuerlichen Kultur einer nicht oder nur gering durch Arbeitsteilung und soziale Schichtung gegliederten Gesellschaft.
- b) Die von Handwerk und Gewerbe mit Herausbildung der entsprechenden gesellschaftlichen Schichten ausgehende schöpferische, vorwiegend produktionsbedingte Umgestaltung der materiellen Kultur; dabei kam den durch Fernbeziehungen wirksam werdenden Impulsen besondere Bedeutung zu.
- c) Die Differenzierung der kulturellen Möglichkeiten und Bedürfnisse als Folge der sozialen Schichtung in der entstehenden Klassengesellschaft. Politische und wirtschaftliche Konzentration führten im Verlauf dieses Prozesses zu kulturellen Schwerpunktbildungen an Burg- und Frühstadtzentren, Handelsorten und kultisch-religiösen Mittelpunkten.

a) Haus und Haushaltgeräte

Die traditionelle und stabile Komponente der materiellen Kultur der Stämme und Stammesgruppen läßt sich mit Hilfe der uns zugänglichen Quellen vor allem im Hausbau und in der Keramikproduktion erkennen. Die Häuser wurden im ganzen Gebiet über sechs Jahrhunderte vorwiegend in Blockbautechnik errichtet; vereinzelt konnte – wie Groß Raden im 9. Jh. – eine ganze Siedlung zeitweise aus Flechtwerkhäusern



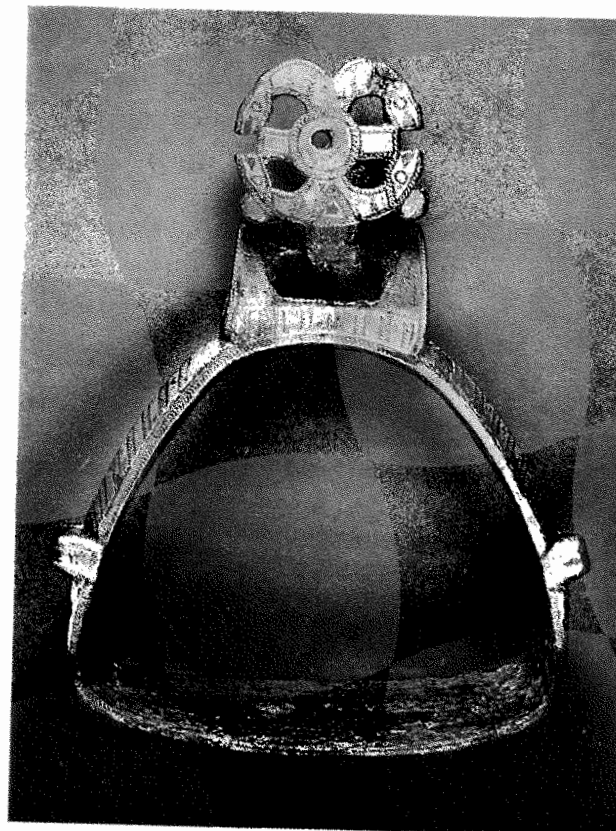
TAFEL 57. Schlüssel verschiedener Größe und Funktion aus Ralswiek, Kr. Rügen.



TAFEL 58. Nachbildung eiserner Sporen des 9./10. Jh.: Nietplattensporen von Zehren, Kr. Meißen, mit Silbertauschierung, und von Baderitz, Kr. Oschatz, sowie Ösensporen von Röthä, Kr. Borna.



a) Mit Goldblech belegter und teilweise mit Silber überzogener eiserner Prachtsporn vom Burgwall Teterow, Länge 17 cm. 10. Jh.



b) Prachtvoller eiserner Steigbügel mit Steiglederbeschlag von Pritzerbe, Kr. Brandenburg, auf silberplattierter Oberfläche mit Silber, Kupfer und Messing tauschiert, vorwiegend in Tannenzweigmuster. Erste Hälfte 11. Jh.



TAFEL 60. a) Aus Hirschgeweih geschnittes Köpfchen von Merseburg, Stecknersberg, gut 6 cm groß. Vermutlich aus einer slawischen Siedlung des 9./10. Jh.



b) Bronzefigur vom Burgwall Schwedt, Höhe 5,5 cm. 11./12. Jh.



TAFEL 61. Acht goldene Armringe mit Durchmessern bis zu 9 cm, davon einer nur zur Hälfte erhalten, glatt oder gewunden, aus Peenemünde, Kr. Wolgast. Ende 10. Jh.



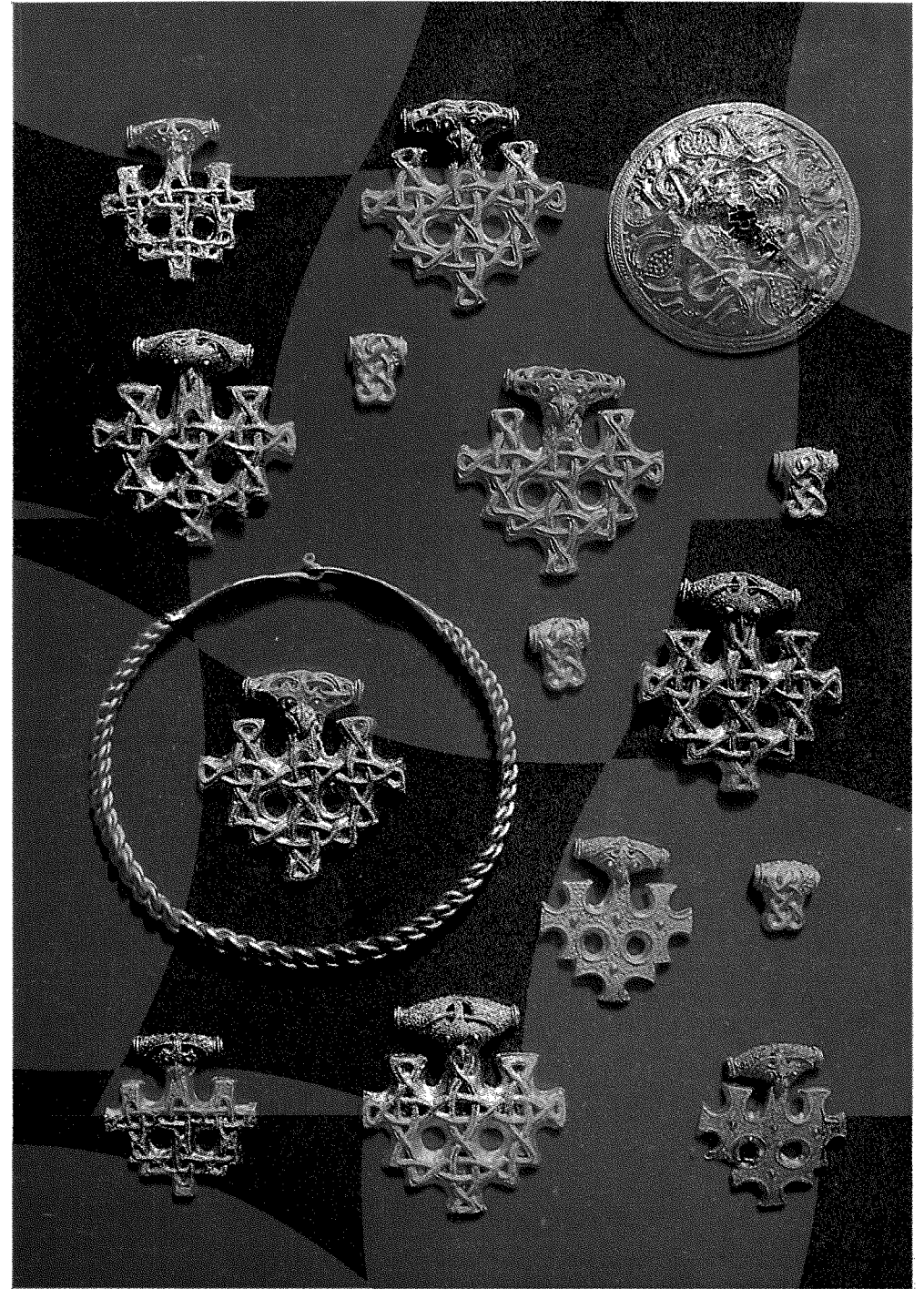
a/b



TAFEL 62. a) Goldbrakteat, Durchmesser 2,1 cm, vom jungslawischen Körpergräberfeld Gamehl, Kr. Wismar; b) Silberbrakteat, Durchmesser 2,9 cm vom Burgwall Teterow, 11. Jh.



c) Holzfigürchen, 9,4 cm lang, das über einem Schaft zu vier Gesichtern ausgearbeitet ist, gefunden bei Ausgrabungen in Wolin, VR Polen. Als Miniaturdarstellung des Svantevit gedeutet. Ende 9. Jh.



TAFEL 63. Goldschmuck von der Insel Hiddensee bei Rügen, bestehend aus einer runden Schmuckscheibe (Durchmesser 8 cm), einem geflochtenen Halsring, vier kleinen und sechs großen kreuzförmigen Hängestücken und vier Zwischengliedern. 10. Jh.



a) Gewundener Halsring und kreuzförmiger Ohring aus dem Hacksilberschatz von Niederlandin, Kr. Angermünde, niedergelegt nach 1063; b) Ketten aus dem Gräberfeld des 10. bis 12. Jh. von Espenfeld, Kr. Arnstadt. Perlen wurden aus Karneol, Amethyst und Bergkristall gefertigt, aber auch aus Bernstein und Glas.

bestehen. Deren Wände waren mit Lehm sauber verstrichen, in der Regel weiß gekalkt, getüncht und hin und wieder mit eingeritzten Wellenlinien verziert (Taf. 50). Dort, wo die slawische Bevölkerung im 13. Jh. der deutschen Assimilation widerstand und ihre kulturelle Eigenart bewahrte, also vor allem in der Ober- und Niederlausitz, erhielt sich die Blockbauweise. Die gute Wärmedämmung der massiven Holzwände führte sogar seit dem späten Mittelalter zur erneuten Verbreitung des Blockbaus, u. a. in Thüringen und Bayern. Das heute insbesondere im Zittauer Gebiet noch in größerer Zahl erhaltene Blockbau-Umgebendehaus entstand.¹ Während diese weiterentwickelten Blockbauten großräumig und mehrgeschossig sein konnten, waren die Häuser des frühen Mittelalters verhältnismäßig klein. Die Bauernhäuser hatten gewöhnlich nur einen Raum von 16 bis 20 m². Selbst die Häuser der Fürsten und des Adels hielten sich in bescheidenen Maßen. Eine Halle von 5 m × 15 m gehörte schon zu den großen Bauwerken.

Während der Einwanderungszeit waren auch andere Bauweisen bekannt. So scheinen die Stämme der Lausitzer Gruppe mit Keramik vom Tornower Typ ursprünglich den Pfostenbau gekannt zu haben, doch schon nach wenigen Generationen setzte sich der Blockbau durch. Die Stammesgruppen, die über das Erzgebirge in das Elbe-Saale-Gebiet einwanderten, bevorzugten das einräumige Grubenhaus. Auch dem lagen Bauweisen der alten Heimat dieser Stämme zugrunde, die erst allmählich unter den landschaftlichen Bedingungen der neuen Siedlungsräume zugunsten des ebenerdigen Blockhauses aufgegeben wurden.

Das Innere des Hauses war bescheiden eingerichtet. Schlafbänke und Hocker bildeten das Grundinventar, ebenso wohl Tischplatten. In den Häusern des Adels konnten teilweise kunstvoll mit Drechsel- und Schnitzwerk verzierte Betten stehen. Wandborden nahmen das Wirtschaftsgeschirr auf. Schließlich gehörte zu einem Haushalt in der Regel die hölzerne Truhe oder Lade zur Verwahrung von Kleidung und Wertsachen. Zahlreiche Funde von Schlüsseln, Schlössern und Beschlageisen zeugen von der weitverbreiteten Nutzung dieses Mobiliars. In den meisten Fällen hatten die Häuser Feuerstellen, in der Mehrzahl offene Herde aus Steinen oder Lehm. Hin und wieder wurde jedoch auch der aus großen Steinplatten gesetzte oder aus Lehm über ein Kuppelgerüst geformte Ofen aufgestellt. Der Rauch zog offen durch eine Giebelöffnung ab. Zur Beleuchtung verwendete man Fackeln aus Pech oder Kienspänen, aber auch Öllampen (Taf. 50). Die Fußböden waren gediebt, mit weißem Sand ausgestreut – eine Tradition, die sich bis in die Neuzeit hielt – oder mit Textilien ausgelegt.

Ein wichtiger Bestandteil häuslicher Wirtschaft war die Keramik. (Abb. 6; 7) In den ersten Jahrhunderten wurde sie vorwiegend mit der Hand² und im Hauswerk geformt. Die traditionelle Keramik war daher roh, oft ungefüge, unverziert, ihre Einheitlichkeit lag in ihrer Einfachheit begründet (Prager und Sukower Typ – Taf. 20; 77). Jedoch bereits im 7. Jh. erschienen daneben Gruppen, bei denen die Keramikproduktion in erster Linie oder gänzlich Angelegenheit handwerklicher Produzenten, zumindest jedoch dörflicher Spezialisten gewesen ist. Daraus erklärt sich die Vollkommenheit und Einheitlichkeit der Keramik vom Rüssener, Feldberger und Tornower Typ (Taf. 20; 21). Diese Keramik wurde auf der Drehscheibe hergestellt, und zwar vorwiegend auf einer langsam rotierenden Scheibe, wobei sie sich aber sorgfältig ausformen und reich verziern ließ, vor allem mit Zonenornamenten, die aus Wülsten, Einstichen, Kammstichen oder Kammstrichlinien in Wellenform bestanden. Sodann wurde die Keramik sorgfältig gebrannt und erhielt so meistens eine gute Härte. Die ersten Ent-

decker der Feldberger Keramik waren von deren Güte und Formschönheit so beeindruckt, daß sie diese als das „Porzellan“ der damaligen Zeit bezeichneten (Taf. 21).³ Daneben freilich ist, in manchen Gebieten stärker, in anderen weniger umfangreich, Keramik auch weiterhin in jedem Haus hergestellt worden.

Aus der alten einfachen Keramik entstand, nicht ohne äußere Einflüsse, im westlichen Mecklenburg, in Brandenburg und dem mittleren Elbegebiet sowie in der Lausitz die sogenannte Menkendorfer Keramik mit verschiedenen Varianten (Taf. 22). Sie wurde ebenfalls zum Teil auf der Drehscheibe angefertigt, anscheinend auch hin und wieder in Werkstätten, vorwiegend aber war sie handgearbeitet. Diese Keramik fand über viele Jahrhunderte und lokal nur geringfügig abgewandelt vom 7. bis 11. Jh., einzeln gar darüber hinaus, Verwendung.⁴

Seit der zweiten Hälfte des 10. Jh. setzte sich in der Werkstattproduktion die schnell rotierende Drehscheibe durch. Die schnelle Rotation und die zügige Ausformung des Gefäßes führten zur Bevorzugung bauchiger oder rundlicher Gefäßformen. Der Doppelkonus mit seiner vielseitigen Ornamentverzierung verschwand, und fortlaufende, geschlossene Verzierungsmotive, vor allem die umlaufende Wellenlinie und die Gurtfurchen, schufen große Uniformität. Diese Keramik erfuhr zwar gewisse Varianten in der Ausbildung des Gefäßrandes, der geringer oder stärker gerundeten Wand, im wesentlichen aber war sie in ähnlicher Form von der Oberlausitz bis zur Ostseeküste vertreten. Lediglich im sorbischen Elbe-Saale-Gebiet, das unter deutscher Herrschaft stand, entwickelte sie sich nur in begrenztem Umfang.

Die handwerkliche Massenproduktion der Keramik hat also bis zu einem gewissen Grade das äußere Bild der materiellen Kultur, wie es die Archäologie erfasst, vereinheitlicht. Sie wirkte anscheinend geschmacksbildend. Die holzgedrehten Gefäße, die bekannt geworden sind, folgen in Stil, Form und Verzierung mehrfach dieser Keramik (Taf. 19). In der Keramikproduktion läßt sich also folgende Tendenz erkennen: Zunächst herrschte eine infolge ihrer Einfachheit einheitliche Keramik, darauf folgte, wohl im Zusammenhang mit der handwerklichen Spezialisierung, eine stärkere Differenziertheit in Form und Verzierung. Erst die handwerkliche Massenproduktion seit dem Ende des 10. Jh. schuf wieder Keramikformen, die im großen und ganzen einheitliche Stilmerkmale aufwiesen.

Wie weit derartige Entwicklungen auch in anderen Kulturbereichen vorhanden waren – tatsächlich oder nur tendenziell –, läßt sich bei der dürftigen Quellenlage nicht beurteilen. Da jedoch die Keramik das am häufigsten hergestellte und im weitesten verbreitete Produkt war, darf angenommen werden, daß sich in ihr die Entwicklungslinien am besten ausdrücken.

Gefäße aus Ton dienten als Vorrats- und Kochgefäße. Im Tongefäß reichte man Getränke und Nahrung. Form, Größe, Herstellungsart und Verzierung waren auf diese verschiedenen Funktionen ausgerichtet. Neben den am häufigsten vorkommenden Vorratsgefäßen finden sich daher Näpfe und Schüsseln, Teller und Tonplatten zum Abbacken von Fladen. Selbst wohlgeformte Pokalgefäße wurden einzeln hergestellt (Taf. 74). In Tongefäßen verwahrte die Frau ihren Schmuck, aber auch zerhacktes Silber und Münzen vertraute man in Gefahrenzeiten darin dem Erdboden an. Die Getreideabgaben der Bauern waren teilweise in Tongefäßen zu entrichten; Bauern und Zeidler lieferten ihren Honig in Töpfen ab, und als Verpackungsmaterial für Honig, Wachs und andere Güter gelangten solche slawischen Tongefäße oftmals weit über das slawische Siedlungsgebiet hinaus.

Für bestimmte Zwecke fertigte man besondere Keramikformen an, so zum Beispiel für die Pechgewinnung (vgl. Kap. II.7j). Schließlich wurde es vor allem im 6. bis 9. Jh. im Elbe-Saale-Gebiet, vereinzelt aber auch bis zum 12. Jh. im übrigen Gebiet Sitte, die Reste des auf dem Scheiterhaufen verbrannten Toten in Tongefäßen zu bestatten (Taf. 77). Zur Verwahrung von Getreidevorräten, manchmal auch zum Darren des Getreides, dienten größere rechteckige oder runde Wannen aus Lehm.

Vielfältig waren die aus Holz hergestellten Gefäße und Behältnisse. Große Holzkisten, Körbe, Behälter aus Rutengeflecht sowie Gefäße, die aus Rinde, vor allem Birkenrinde, zusammengenäht waren, nahmen Getreide und andere Vorräte auf.⁵ Tröge und Mulden, die zum Ansetzen und Kneten des Brotteiges, zum Aufbereiten der Schlachttiere, zum Einweichen und Waschen gebraucht wurden, waren aus Stammholz herausgeschlagen (Taf. 50). Das Böttcherhandwerk entfaltete sich. Es lieferte vor

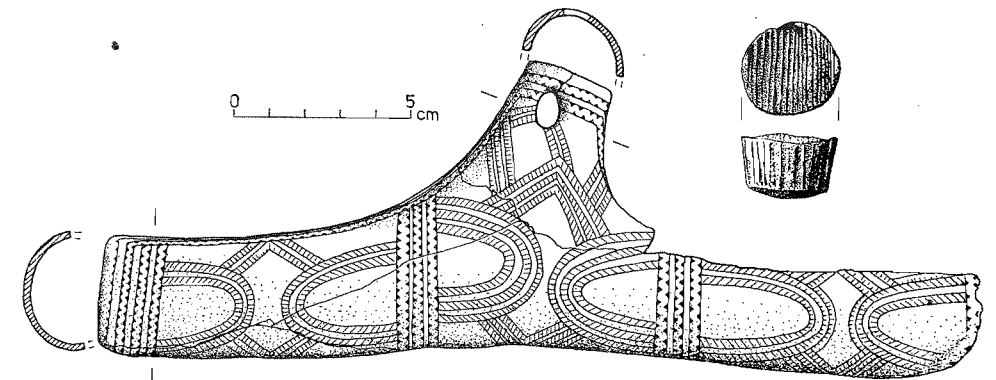


Abb. 130 Verzierter Geweihbehälter mit Holzpfropfenverschluß aus der jungslawischen Siedlung am ehemaligen Löddigsee bei Parchim. Derartige Geweihbehälter konnten der Aufbewahrung von Salz, Münzen und Schmuck dienen.

allem hölzerne Daubeneimer, die sich nach oben verengten, aber auch kleine Daubengefäße, die als Trinkgefäße dienten (Taf. 19).⁶ Besonders geschmackvoll waren die vom Drechsler gearbeiteten Gefäße.⁷ Sie entsprachen in Form und Verzierung oft den Tongefäßen (Taf. 17; 19), wie Tellern, Schalen, Dosen, Bechern, also vor allem dem täglich benutzten Kleingeschirr. Weitere Behälter in der Hauswirtschaft, beispielsweise Getreidesäcke, Beutel für Feuerzeug oder Geld, bestanden aus Gewebe oder Leder.

Im westlichen Mecklenburg kamen im 11. Jh. unter dem Einfluß von Vorbildern im Gebiet der heutigen CSSR und Ungarns Geweihbehälter in Gebrauch. Diese sind meist reich verziert und dienten der Aufbewahrung von Schmuck, Geld, Salz, Gewürzen und Heilkräutern (Abb. 130).⁸

In den Haushalten der Kaufleute und der Oberschicht gab es Kessel aus Eisen, in den Küstengebieten auch hin und wieder große Kochgefäße aus norwegischem Speckstein. Zum Eß- und Trinkgeschirr gehörten Gefäße aus Bronze und Silber. Hier und da, wie in Menzlin und Ralswiek, fanden sich auch die begehrten Friesenkannen, die wohl als Weinbehälter über den Nordsee- und Ostseehandel ins Land kamen.⁹ Im Silberschatzfund von Zahren, Kr. Waren, lagen zwei Bruchstücke eines Silbergefäßes, und im Tempel von Szczecin standen „die goldenen oder silbernen Becher ...“ aus

denen die Edlen und Machthaber zu weissagen, zu schmausen und zu zechen pflegten“.¹⁰ Mit dem Christentum verbreiteten sich im 11./12. Jh. möglicherweise von Magdeburg aus, Metallschüsseln, die sogenannten Hanseschüsseln. Auf dem Boden mancher Schüsseln sind Bildszenen mit christlichen Umschriften eingraviert, die die Tugend lobpreisen oder die Laster anprangern; andere Schüsseln sind unverziert. Sie mögen als Gefäße im Zusammenhang mit der kirchlichen Liturgie, vielleicht aber auch Profanzwecken gedient haben.¹¹

Die Speisen und Getränke wurden – wie einzelne Funde zeigen – auf teilweise kunstvoll verzierten Holztablets auf den Tisch gebracht (Taf. 51; Abb. 131).¹²

Zu jedem Haushalt gehörten hölzerne Kellen, Quirle, Schlagstöcke, Löffel und Schöpfkellen (Taf. 51). Mit besonderer Sorgfalt stellte man Löffel und Schöpfkellen, aus denen sich zugleich trinken ließ, her. In der Regel aus dem Knorren eines Eichenastes herausgearbeitet, waren sie von geschmackvoller Form. Die Handgriffe erhielten oft Ornamentverzierung, und ihre Enden wurden mit stilisierten Tierköpfen, z. B. mit Pferdeköpfen, versehen.¹³

Die Gabel ist sicherlich nicht bekannt gewesen; Suppe und flüssige Nahrung wurde mit dem Holzlöffel gegessen oder aus Gefäßen oder Schöpfkellen getrunken. Feste

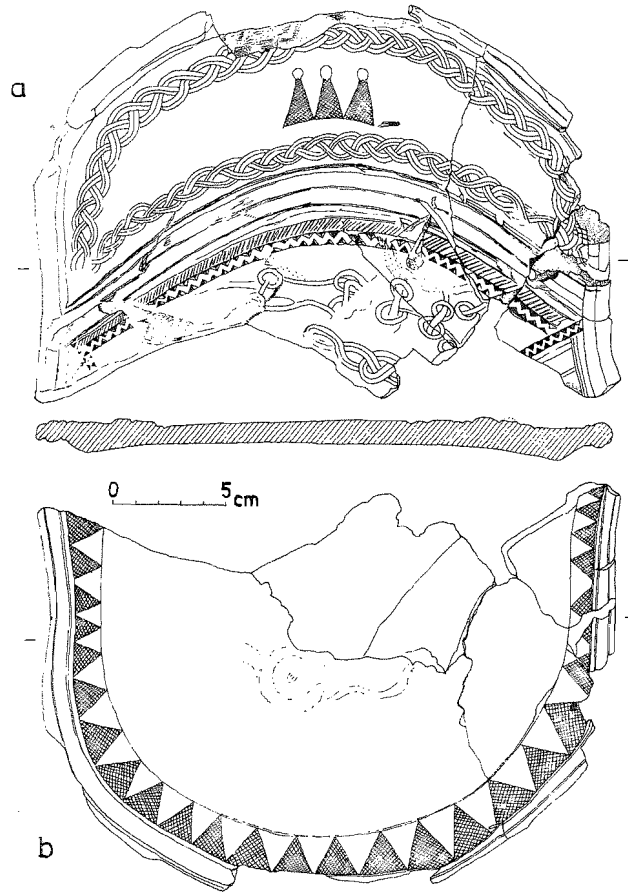


Abb. 131 Bruchstück eines reichverzierten Holztablets aus dem altslawischen Burgwall Schönfeld, Kr. Calau: a) Oberseite; b) Unterseite

Nahrung, also Brot, Fladen und Fleisch, führte man mit den Händen oder mit dem Messer zum Mund. Das Messer war das universale Gerät, das den Menschen – Mann, Frau und Kind – ständig begleitete. Es war allgemein am Gürtel befestigt und steckte in einer Scheide, zumeist aus Leder. Den Scheidenmund und das Unterteil der Scheide zierte häufig bronzene Beschlagstücke verschiedener Form. Hin und wieder fanden aber auch knöcherne Beschläge Verwendung, die phantasievoll geschnitzt oder verziert sein konnten.¹⁴ Auch die hölzernen oder beinernen Messergriffe waren oftmals mit fortlaufender und flächenfüllender Ornamentik, wie Flechtband, Welle oder Spirale, versehen (Abb. 132).

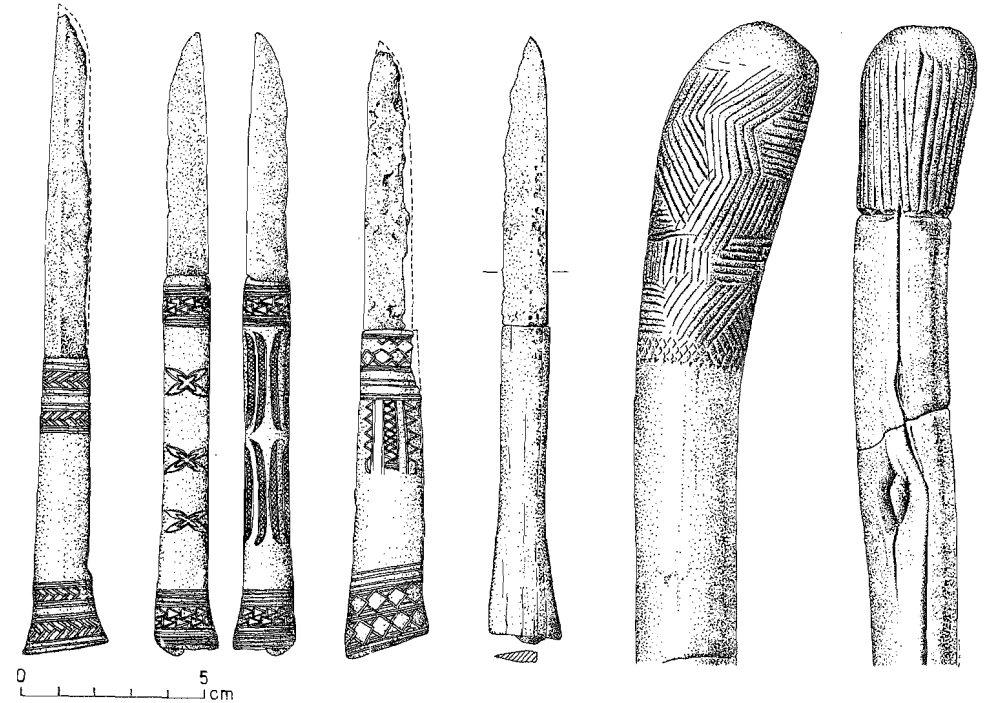


Abb. 132 Geschnitzte Holzgriffe an Messern aus der Siedlung Groß Raden, Kr. Sternberg, 9./10. Jh., und schnitzverzierte hölzerne Wanderstäbe vom Burgwall Behren-Lübchin, Kr. Teterow, 11./12. Jh.

Kostbarkeiten wurden vor fremden Zugriffen bewahrt – entweder in Truhen (vgl. S. 279) oder durch Verschließen des Hauses. In manchen Häusern steckte der Schlüssel bei Ausbruch des Schadenfeuers, in dem die betreffende Siedlung unterging, noch im Schloß. Der Schlüssel findet sich dann im Brandschutt an der Stelle der Haustür – wie mehrfach in Ralswiek, aber auch in Zirzow bei Neubrandenburg.¹⁵ Letztlich in Fortführung antiker Tradition wurden Riegelschlösser, Vorhängeschlösser mit Federn und Drehschlösser angebracht. Vom Riegelschloß, das aus Holz war, blieb meistens nur der hakenartig gebogene Schlüssel erhalten. Durch Vergleich mit volkswissenschaftlichen Parallelen läßt sich jedoch das ursprüngliche Aussehen leicht erkennen. Vorhängeschlösser wurden vor allem zum Verschließen von Truhen verwendet. Schlüssel verschiedener Formen sind in großer Zahl in Kaufmannssiedlungen wie Ralswiek (Taf. 57), aber auch als

Totenbeigabe wie in Menzlin (Taf. 13b) gefunden worden. Schlüssel und Schloß, auch das komplizierte Federschloß, waren seit altslawischer Zeit, mit Sicherheit seit dem 8. Jh. im Gebrauch.¹⁶ Weniger häufig und kaum vor dem 11. Jh. fanden Schloß und Schlüssel in dörflichen Siedlungen des Binnenlandes Verwendung. Das unterschiedliche Verhältnis der einzelnen Schichten der Gesellschaft zum Eigentum spiegelt sich bis zu einem gewissen Grade in der Nutzung und Verbreitung von Schloß und Schlüssel wider.

b) Kleidung und Schmuck

Bestimmend für die häusliche Umgebung des Menschen, für sein äußeres Erscheinungsbild, waren die Erzeugnisse der Textiltechnik. Sie wurden überwiegend oder gar ausschließlich im Hauswerk hergestellt. Die Grundlage dafür wurde durch den Anbau von Flachs und die Gewinnung der Flachsfasern sowie durch ausgedehnte Haltung von Wollschafen von jeder bäuerlichen Wirtschaft selbst erarbeitet. Dabei führte die Frau die Spindel gleichsam als Attribut, und der Webstuhl hatte mindestens in jedem Hofverband seinen Platz. Die Spindel bestand aus hölzerner Spindelstange und Spinnwirtel. Den Spinnwirtel formte man vorwiegend aus Ton, mitunter aber auch aus Sandstein; ebenfalls Speckstein aus Norwegen und roter Schiefer aus Owrutsch in Wolhynien wurden verarbeitet. Die große Nachfrage nach steinernen Spinnwirteln führte dazu, daß sich bei Owrutsch in Wolhynien und in Norwegen, vielleicht auch an anderen Orten, Handwerker auf die Herstellung solcher Wirtel spezialisierten. Vereinzelt sind diese Wirtel auch von den Frauen in dem hier behandelten Gebiet benutzt worden. In der Regel – und das gilt sicherlich für die Frau der unteren Schichten – mußte man sich mit dem Spinnwirtel aus Ton begnügen. Die langen Winterabende mögen mit dem Spinnen der Flachsfasern und der Schafwolle ausgefüllt gewesen sein. Wie bei anderen Völkern, so spielt auch in der slawischen volkskundlichen Überlieferung die Spinnstube, in der sich die Dorfjugend versammelte, eine bedeutende Rolle (Abb. 133).¹⁷ Sie war der Ort, an dem Volkslieder und Volksbräuche gepflegt, von den Alten die Traditionen und Märchen des Stammes weitererzählt, aber auch jugendlicher Unfug und Scherz getrieben wurden.

Die Frauen des Hauses verwebten Garn und Wolle zu Leinwand und Stoff. Das wichtigste Gerät dazu war der Webstuhl, und zwar vorwiegend der Horizontalwebstuhl. Seine hölzernen Reste sind vereinzelt in polnischen Frühstädten, aber auch in Brandenburg gefunden worden (Abb. 134). In einigen Orten an der Küste sowie in sehr frühen slawischen Siedlungen ist hingegen der Vertikalwebstuhl in Gebrauch gewesen (Abb. 135). Der Vertikalwebstuhl war der typische alteuropäische Webstuhl, der im Ostseegebiet bis zum hohen Mittelalter vorwiegend benutzt wurde.

Webschiffchen und Webschwert waren Geräte, mit denen die Frau je nach Geschicklichkeit und Absicht die verschiedensten Bindungen weben konnte. Üblicherweise scheint man sich auf die Herstellung von Leinen- und Körperbindungen beschränkt zu haben. Es fällt auf, daß die Textilien in der Siedlung von Dessau-Mosigkau (6./7. Jh.) – soweit sich das nachweisen läßt – durchweg Leinenbindung hatten.¹⁸

Die Stoffe wurden in der natürlichen Farbe belassen oder eingefärbt. Zum Färben dienten wahrscheinlich vegetabile und mineralische Farbstoffe in verschiedener Zusammensetzung. Leinen und Wollstoff mußten von den bäuerlichen Haushalten mancherorts auch als Abgabe an den slawischen Adel oder den deutschen Feudalherrn aufge-

bracht werden. In einer Liste der Abgaben, die die Bevölkerung slawisch-deutscher Mischsiedlungen in Thüringen an das Kloster Fulda zu leisten hatte, fanden sich unter 96 Positionen 51mal Leinen- und Wollerzeugnisse wie Decken und Leinentücher. In anderen Urkunden ist vom Kleiderzehnt als Feudalabgabe die Rede.¹⁹ Der große Umfang der Leinenherstellung führte dazu, daß Leinentuch in manchen Gegenden zum allgemeinen Zahlungsmittel wurde (vgl. Kap. II.8b).



Abb. 133 Spinnerin. Aus einer tschechischen Bibel um 1340.

Stoffe und Tücher dienten der Ausstattung des Hauses und der Bauten. In den slawischen Tempeln von Arkona und Garz waren die inneren Räume, in denen die Kultbilder standen, durch Vorhänge abgeteilt. Wandbehänge und Decken mögen auch das Haus des Bauern geziert haben. Vielleicht war der Fußboden hin und wieder mit Teppichen ausgelegt, worauf der Fund in einem Haus der polnischen Burg Opole hinweist.

Vor allem aber wurde aus Tuchen und Stoffen die Kleidung hergestellt. Vollständige Kleidung ist nicht erhalten, und die wenigen figürlichen Darstellungen vermitteln nur ein ungefähres Bild von ihrem Aussehen. Die männliche Kleidung bestand aus dem leinenen Unterhemd, der Unterhose und dem darübergezogenen Kittel, den ein Gürtel zusammenhielt. Im Winter legte man darüber – je nach Vermögen – einen Pelz. Die Frau trug über dem leinenen Hemd und dem Unterkleid das eigentliche Kleid, in der Regel ebenfalls mit einem Gürtel. Dieser konnte gleichzeitig eine Art Standesabzeichen werden. Bronzene oder silberne Schnallen verschiedener Form hielten den Gürtel von Mann oder Frau zusammen. Mindestens seit dem 9./10. Jh. verwendete man häufig die einfache Rahmenschnalle, wie sie schon in der römischen Kaiserzeit bekannt

war und letztlich aus der römischen Kultur entlehnt worden ist. Rahmen und Halter konnten verschieden verziert oder mit plastischem Schmuck versehen werden. In Tornow, Kr. Calau, bestand der Halter einer Rahmenschnalle aus Kupferblech mit halbkugelförmiger Ausarbeitung. In Dessau-Mosigkau fand sich eine eiserne Schlaufe mit

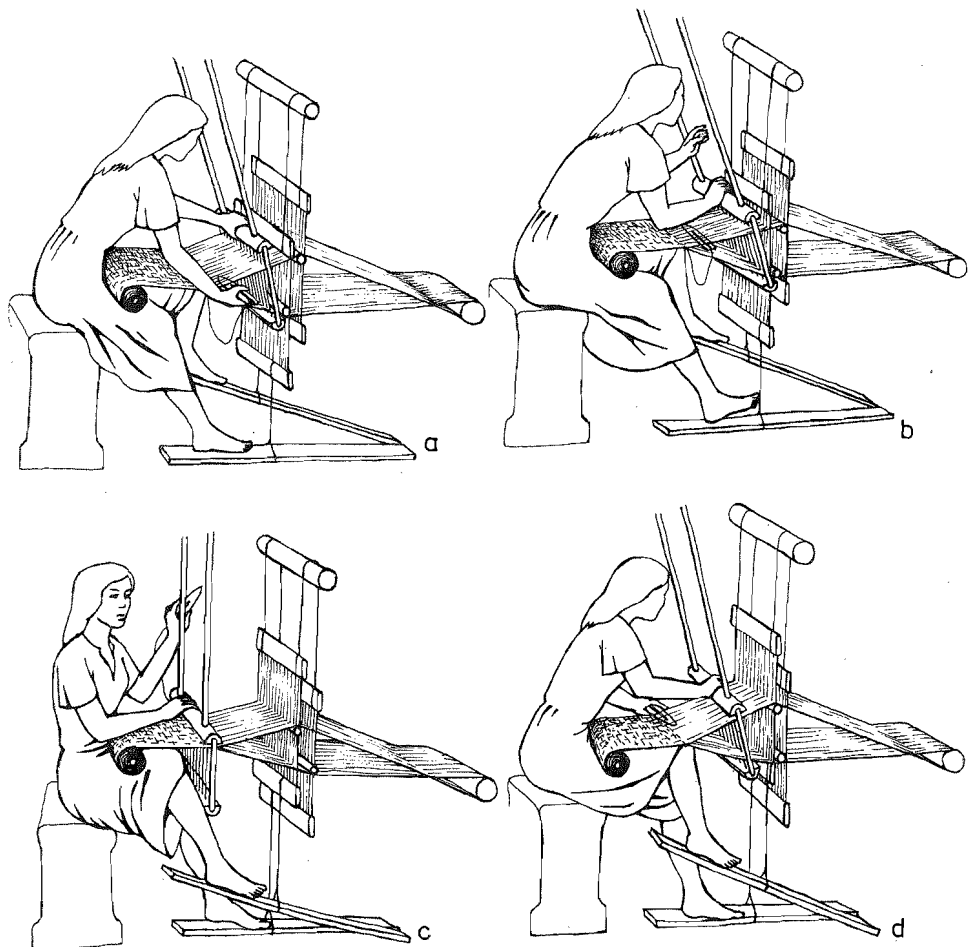


Abb. 134 Der Horizontalwebstuhl, rekonstruierbar aufgrund verschiedener Befunde, was typisch für die westslawische Kultur: a-d) aufeinanderfolgende Stufen der Fachbildung.

Kupfereinlagen, und ein ähnliches Stück lag auch in der Burg von Tornow, allerdings mit eingelegtem Silber auf der Schauseite (Taf. 52).²⁰

In die Schlaufen oder Ösen, die an einem Gürtelende befestigt waren, wurde das andere Gürtelende eingehakt bzw. durchgezogen. Diese Schlaufen entstanden unter südöstlichem Einfluß.²⁴ Die Gürtelzunge war oftmals mit Metall beschlagen, insbesondere im 8. bis 10. Jh. Einige solcher Beschläge sind von slawischem Kunststil, andere von karolingischem oder skandinavischem Stil beeinflusst bzw. sogar im Donaugebiet, in West- oder Nordeuropa hergestellt worden (Taf. 30; 53). Seit dem 8./9. Jh. ersetz-

ten hin und wieder, zunehmend seit dem 11. Jh., Gürtelhaken aus Eisen, Bronze oder Silber die Schnallen. Grundbestandteil dieser Haken ist zumeist eine rhombische Platte, verziert mit Punzstichen und Treibarbeiten, an der die Hakenenden ansetzen.²² Am Gürtel konnten Messer, Feuerstahl, Geldbeutel, Schlüssel, beim Krieger auch Schwert oder Hiebmesser, Streitaxt, Köcher, Feuerstäbe, Griffel und andere Utensilien befestigt werden.

Die Fußbekleidung bestand aus Lederschuhen, die aus einem Stück Leder zugeschnitten und vernäht waren. Die Sohle war oftmals weich, ohne besondere Verstärkung. Bänder verschnürten den Schuh über dem Spann und befestigten ihn oberhalb des Knöchels (Abb. 45). Soweit solche Schuhe dem Hauswerk oder dorfhandwerklicher Produktion entstammten, waren sie einfach und roh. Als sich jedoch in den Früh-

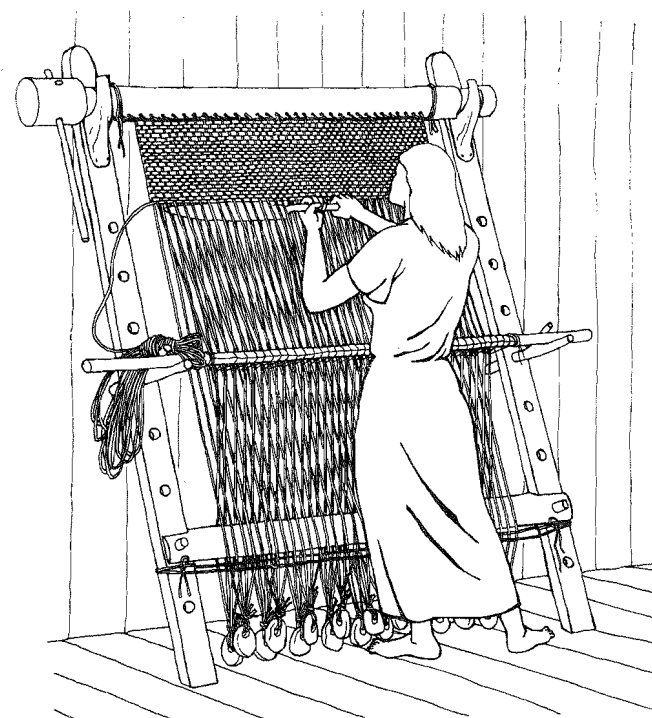


Abb. 135 Im Ostseegebiet blieb während des frühen Mittelalters der Vertikalwebstuhl in Gebrauch.

städten Schuhmacher niederließen, begannen diese, formschöne Schuhe herzustellen, die oftmals reich und sogar farbig verziert waren.²³

Im Winter brachte man unter den Sohlen entweder besondere Eisenbeschläge an, die mit drei spitzen Dornen beim Auftreten ein Ausrutschen verhinderten, oder man band besonders zugeschliffene Knochen, sogenannte Schlittknochen, unter die Sohlen, um wie auf Schlittschuhen über das Eis zu gleiten. Solche Schlittknochen mögen auch als Kufen unter kleinen Brettern befestigt worden sein, auf die man sich stellen und mit Picken abstoßen konnte.

Auf dem Kopf trug der Mann eine spitze Mütze aus Pelz, Filz oder Stoff. Diese Mützenform war im frühen Mittelalter weit verbreitet. Im Orient galt sie als „bulga-

rische Mütze“.²⁴ Die Bildsteine von Altenkirchen und Bergen zeigen diesen Mützentyp, ebenso die kleine Figur von Schwedt (Taf. 60; 78). Außerdem scheint eine flache Kappe aus Filz oder Stoff getragen worden zu sein, wie sie sich bei den Figuren von Merseburg und Altfriesack andeutet (Taf. 60; 65).

Die Kleidung wurde im Hause hergestellt (Abb. 136; 137), bisher fanden sich keine Hinweise auf die Tätigkeit von handwerklich spezialisierten Schneidern; lediglich an den Fürstenhöfen mögen solche gewirkt haben. Daher gehörten Nähnadeln und Scheren zum Besitz eines jeden Haushalts. Die Nadeln waren meist aus dünnen Schweineknöcheln (Wadenbein), seltener aus Bronze gefertigt und mit einem Ohr versehen (Taf. 24d). Sie wurden manchmal in Nadelbüchsen, d. h. in verschließbaren, häufig verzierten Knochen- oder Bronzeröhrchen, aufbewahrt. Die damals übliche Schere be-

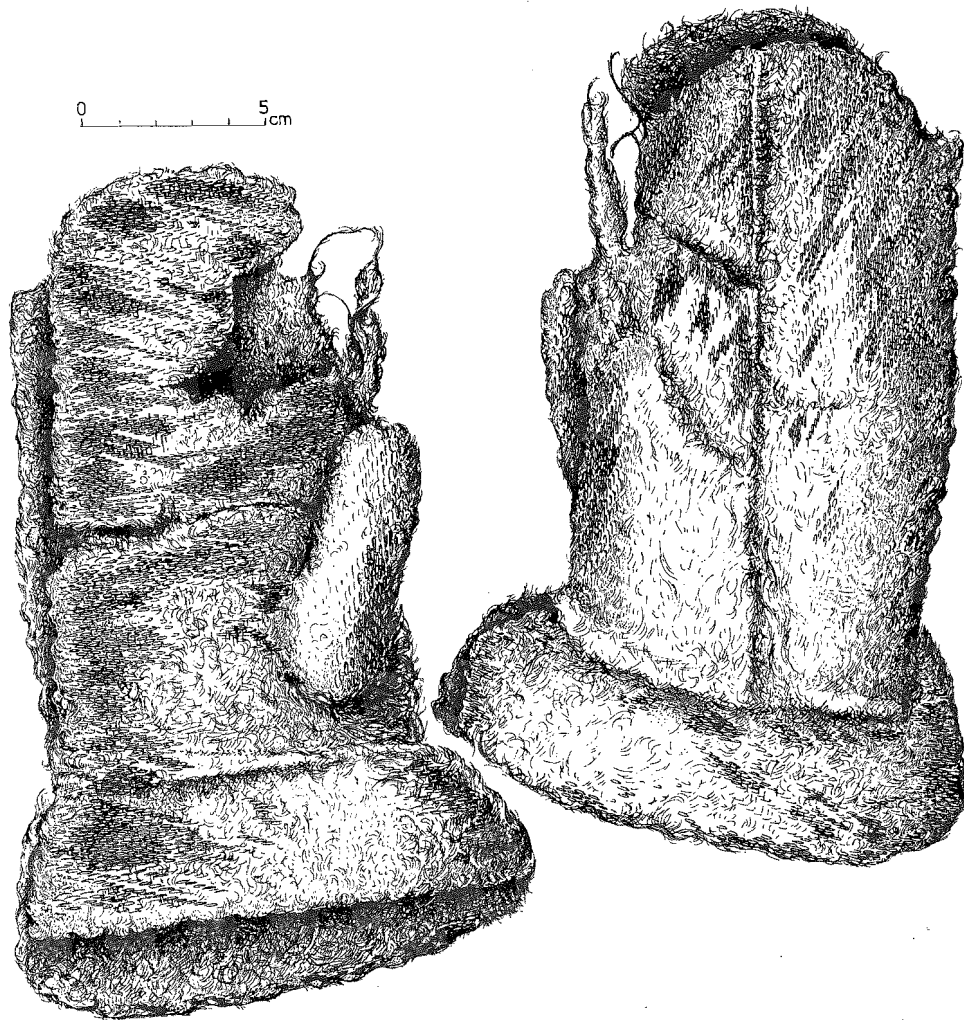


Abb. 136 Handschuh aus der Siedlung Ralswiek, Kr. Rügen. 8./9. Jh.

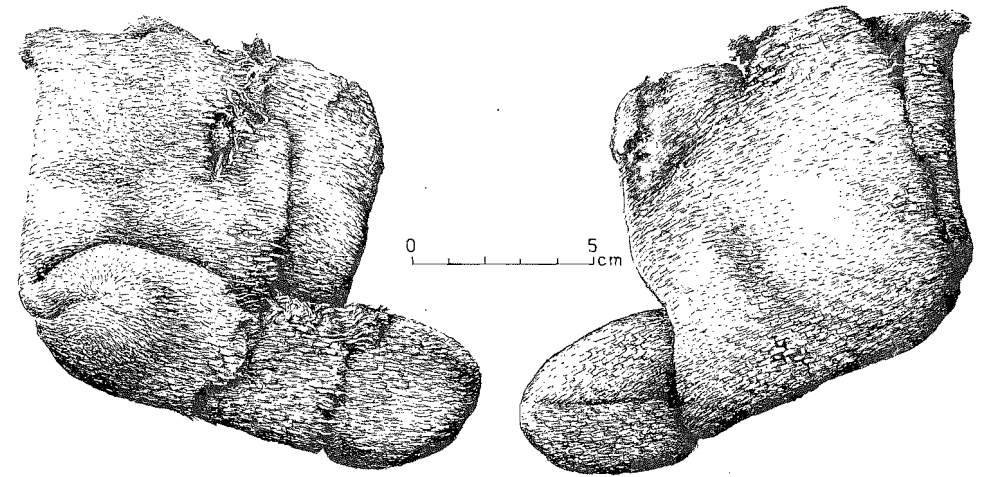


Abb. 137 Kinderschuh aus der Siedlung Ralswiek, Kr. Rügen. 8./9. Jh.

stand aus einem Stück. Ein federnder Bügel verband beide Schneiden (Taf. 11c). Diese Scherenform ist seit der Römerzeit in Mitteleuropa gebräuchlich gewesen und hat sich als Tuchschere und Schafschere bis in die jüngste Zeit erhalten. Erst im 12. oder 13. Jh. kam allmählich die heute verwendete Schneiderschere in Gebrauch.

c) Körperpflege und Hygiene

Eine Reihe von Kulturgütern stand in direktem Zusammenhang mit der Körperpflege und Hygiene. Das erste und wichtigste dieser Art war der Kamm. Kämmen wurden aus Geweihplatten, seltener aus Knochen oder Horn, hergestellt, und zwar vorwiegend als Dreilagengkämme, d. h. drei Platten wurden übereinander genietet. In die mittlere Platte sägte man, manchmal an beiden Seiten, zumeist aber nur auf einer Seite, die Zähne ein. Beim Vorhandensein von zwei Zahnreihen waren die Zähne der einen Reihe dünner und dichter angeordnet als die der anderen Reihe. Da die Geweih- und Knochenplatten nicht so lang waren wie ein Kamm, reihte man mehrere – meist drei Platten – aneinander und nietete sie zwischen zwei längeren, schmalen Schalplatten fest. Diese Schalen wurden ornamental gestaltet und verziert (Taf. 24; 26). Hin und wieder finden sich Futterale, die die Zähne schützten.²⁵

In den küstennahen Gebieten kommen mehrfach Kammformen vor, die in Skandinavien oder unter skandinavischem Einfluß hergestellt worden sind. Die Kammenden oder eine Kammseite liefen häufig in schematisierte Tierfiguren aus. Aber auch im Binnenland gestaltete man die Kammenden ähnlich (Taf. 66a). Letzten Endes geht diese Zierweise wohl auf provinziäl-römische und frjesische Einflüsse zurück. Die Kämmen wurden von Handwerkern in besonderen Werkstätten hergestellt (Abb. 138). Solche Werkstätten gehörten zu den Gehöften in Seehandelsplätzen, wie Ralswiek und Menzlin, zu den Burgen und Frühstädten, wie Usedom und Brandenburg; sie fanden sich später aber auch in dörflichen Siedlungen, wie Berlin-Kaulsdorf.²⁶

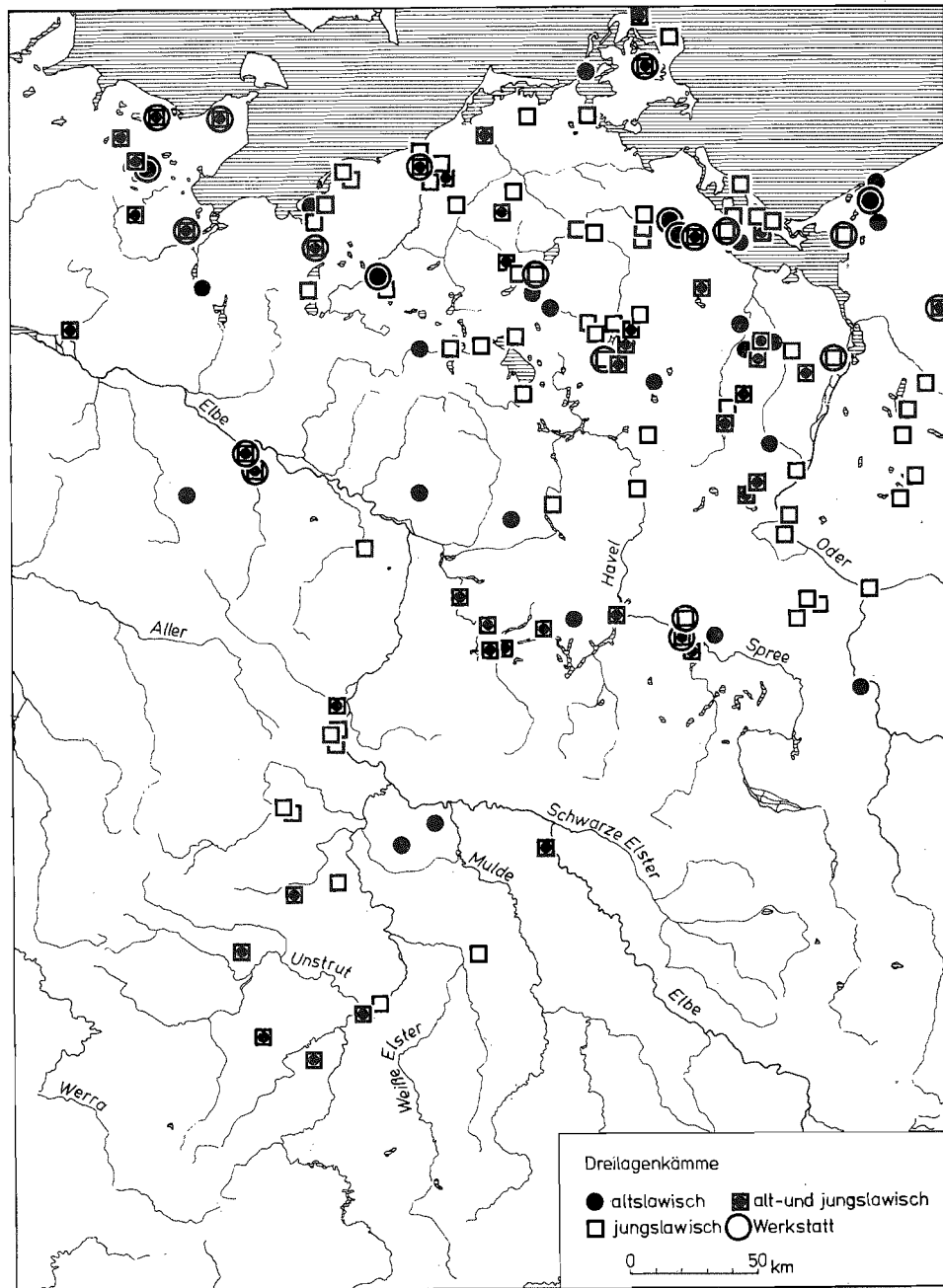


Abb. 138 Verbreitung von Dreilagenkämmen und bisher bekannte Werkstätten zu ihrer Herstellung.

Die bisher bekannten Käämme dienten zum Käämmen, nicht zum Befestigen des Haares. Die Frau trug das Haar nach hinten, durch ein Schläfenband wurde es gehalten. Nadeln oder Klemmen zum Aufstecken des Haares scheinen nicht oder nur selten verwendet worden zu sein.

Der Adlige hatte anscheinend langes, bis auf die Schultern fallendes Haar (Taf. 49), wie einige auf Münzen erhaltene Porträts zeigen. In der Regel scheint der Mann einen Bart, und zwar zumeist einen spitzen Kinnbart, dazu manchmal einen Knebelbart, getragen zu haben. Diese Bartracht war im Ostseegebiet weit verbreitet, doch auch figürliche Darstellungen und Münzbilder aus dem Binnenland zeigen sie häufig (Taf. 72).

Zur Schönheitspflege der Frau gehörte sicherlich der Gebrauch von Schminke, Fett und Öl. Importe aus Arabien, Byzanz oder dem Rheinland werden den Bedarf der Frauen der Oberschicht wenigstens teilweise gedeckt haben. Kleine Dosen fanden sich vereinzelt in den Gräberfeldern. Außerdem dienten seit der Zeit der slawischen Einwanderung²⁷ zur Toilette auch Pinzetten aus Bronze (Taf. 56).

Von besonderem kulturgeschichtlichem Interesse ist der bei der Ausgrabung des Gräberfeldes von Sankow, Kr. Demmin, gelungene Nachweis, daß man bereits im 12. Jh. lockere Schneidezähne durch Umkleiden mit einer Kittmasse und Anbringen eines kleinen Bronzebleches künstlich zu befestigen verstand (vgl. Kap. I.9c). Sicherlich gab es verschiedene medizinische Praktiken, die sich auf lange Erfahrung im Umgang mit Heilkräutern und Salben stützten; zuverlässige Kenntnisse besitzen wir darüber jedoch nicht. Lediglich aufgrund einiger Schädeltrepanationen wissen wir, daß man bestimmten schmerzhaften Krankheiten durch Öffnung der Schädeldecke zu begegnen versuchte (vgl. Kap. I.9c, Taf. 3).

Der Körperreinigung diente unter anderem die Sauna. In Polen wurden solche Saunabäder ausgegraben. Daß sie allgemein bei den Westslawen verbreitet waren, bezeugt Ibrahim ibn Jacub, der im Jahre 965 außer in Böhmen bei den Sorben und Obodriten weilte: „Sie bauen einen Ofen aus Steinen in einem Winkel (der Hütte) und lassen oben, ihm gegenüber, eine Öffnung, damit der Rauch abziehen kann. Sobald es nun warm wird, sperren sie jene Öffnung und verschließen die Tür der Hütte. Drinnen sind Wasserreservoirs; sie gießen nun jenes Wasser auf den glühenden Ofen, so daß Dämpfe aufsteigen. Jeder von ihnen hält ein Bündel dürres Kraut in der Hand, mit dem er Luft zu sich heranfächelt ...“²⁸ Die Interpretation, daß man sich mit Grasbüscheln Luft zufächelte, ist allerdings nicht richtig; vielmehr bürstete und schlug man sich mit den Grasbüscheln oder Reisigbesen.

Das Hausinnere wurde in unterschiedlichem Maße durch Ausfegen, Ausstreuen weißen Sandes oder Erneuern der Fußböden saubergehalten. Reste von Reisigbesen wurden z. B. in Brandenburg gefunden (Taf. 56). Dagegen blieb der Abfall zumeist in der unmittelbaren Umgebung des Hauses liegen oder wurde vergraben.²⁹ Lediglich in den Burgen und dichtbesiedelten Frühstädten scheint der Müll häufiger aus der Siedlung entfernt worden zu sein. In Alt Lübeck, der Residenzburg der Obodriten, bestand sogar eine Abwasserleitung. Durch hölzerne Rohre floß das Abwasser unter dem Torweg hindurch in das Vorgelände.³⁰

d) Spiel- und Schreibgeräte

Verschiedene Gegenstände dienten dem Spiel der Kinder. Kleine Boote aus Holz und Rinde, Figuren aus Ton, Holz oder Knochen, hölzerne Schwerter und Spielsteine sind mehrfach gefunden worden. Klappern in Form von Hühnereiern aus Ton, manchmal glasiert und bemalt, sowie runde Klappern mit warzenartigen Aufsätzen mögen ebenfalls Spielzeug gewesen sein (Abb. 139); besonders die bemalten, glasierten Toneier hatten jedoch in erster Linie symbolischen Wert: man sah im Ei den Träger der Fruchtbarkeit und des Lebens. Daher finden sich Reste von Hühnereiern und von Toneiern mehrfach als Totenbeigaben in den Gräbern. Bemalte und glasierte Toneier scheinen aus der Kiewer Rus eingeführt worden zu sein, wurden aber vielleicht auch in Kruszwica in Großpolen, wo größere Glaswerkstätten entdeckt wurden, hergestellt.³¹

Dem Zeitvertreib der Angehörigen der Oberschicht dienten Brettspiele, von denen hin und wieder Spielsteine erhalten geblieben sind. Halbrunde und flache Spielsteine, oftmals aus Bernstein, finden sich vor allem in den Seehandelsplätzen und Burgen.³² In der Burg Spandau verwendete man flache, bildverzierte Steine (Abb. 139).³³ Wie

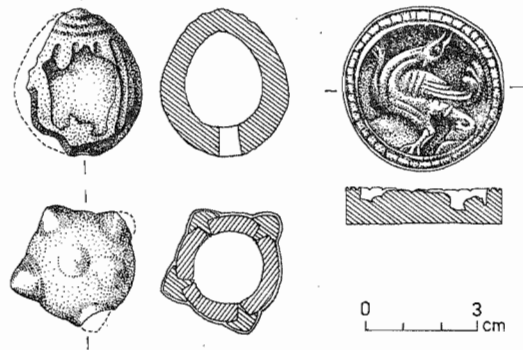


Abb. 139 Glasierte eiförmige und mit Warzen besetzte Tonklappern vom Burgwall Brandenburg sowie Spielstein aus Hirschgeweih mit der Darstellung einer balzenden Trappe vom Burgwall Spandau (Berlin-W). Um 1100.

polnische Funde zeigen, ist in den Kreisen der Kaufleute und der Oberschicht auch das Schachspiel gepflegt worden. Der einfache Mann kannte wohl vor allem das Würfelspiel. Solche Würfel, allerdings mit anderer Anordnung der Augen als heute, finden sich häufiger in Burgen und Siedlungen (Taf. 26d).

Mit der Ansiedlung von Kaufleuten seit dem 9. Jh. und der Christianisierung des Landes wurde die Kunst des Schreibens bekannt. Einige Griffelfunde, u. a. von Ralswiek (Abb. 140), belegen das. In Sankow bei Demmin wurde ein etwa 40jähriger Toter ausgegraben, der am Gürtel einen eisernen Ringgriffel (Taf. 66b) trug. In Ralswiek fand sich ein Griffel mit arabischen Schriftzeichen (Taf. 25b; Abb. 140g).³⁴

Das Ritzen von Zeichen war selbstverständlich auch den heidnischen Priestern geläufig, wie uns Thietmar ausdrücklich berichtet. An der Küste waren darüber hinaus hier und da skandinavische Runen bekannt. Runenritzen auf Rippenknochen sind in Ralswiek³⁵, Alt Lübeck (Abb. 141), mehrfach in Oldenburg³⁶ gefunden worden. Erst in engstem Zusammenhang mit dem Eindringen der höheren Geistlichkeit entstand eine eigentliche Schriftkultur. Ihre Anfänge lagen im 10. Jh., ihre volle Ausbildung geschah seit der zweiten Hälfte des 12. Jh. Sprache und Schrift der Geistlichkeit war das mittelalterliche Latein.

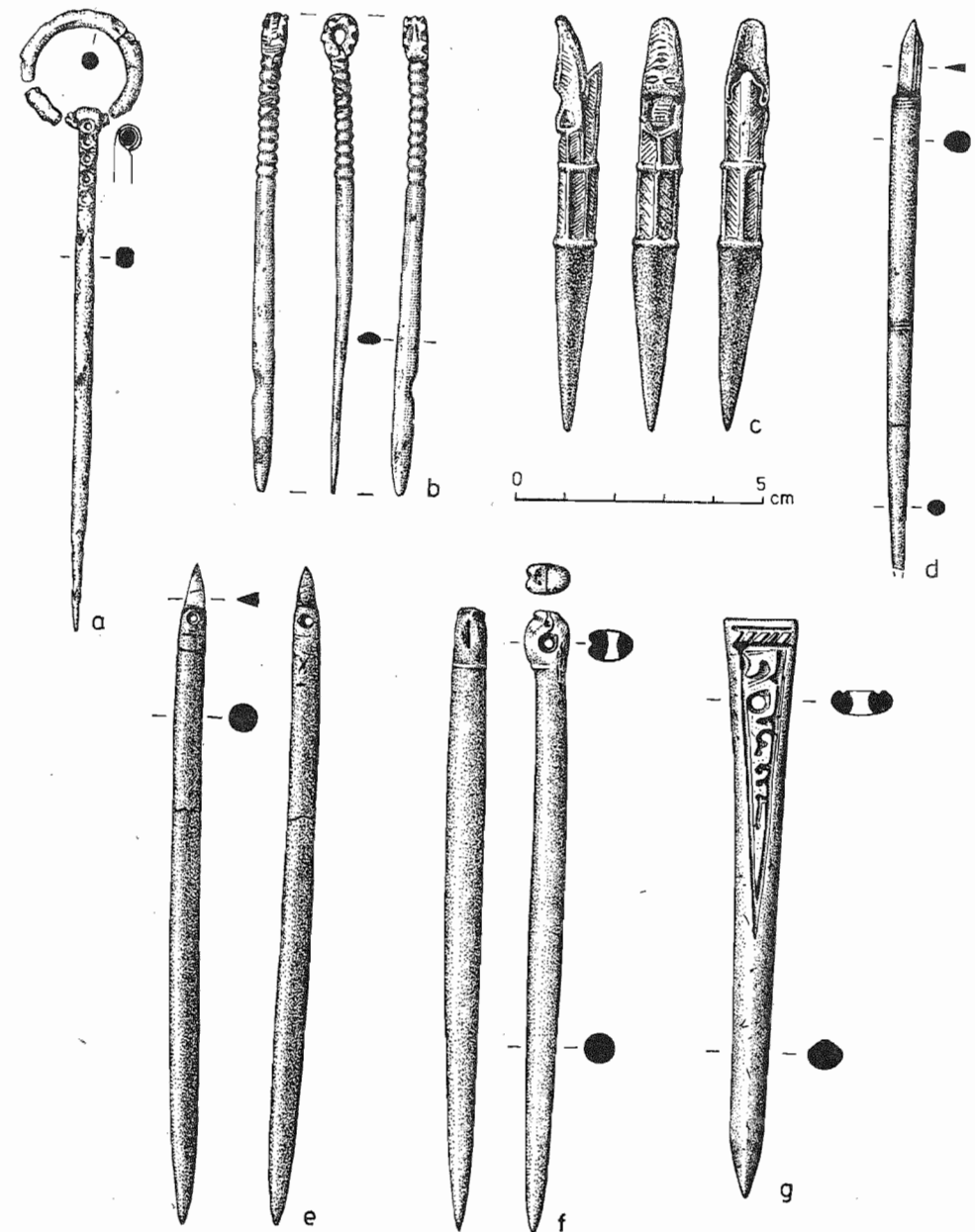
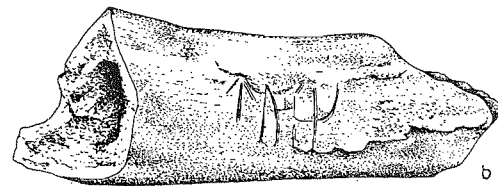
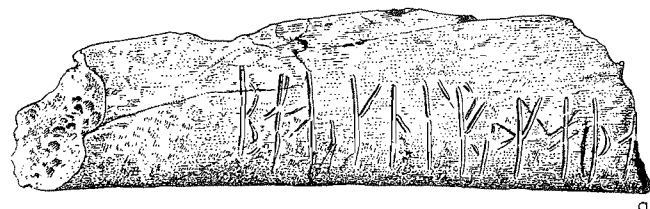


Abb. 140 Verschiedene Griffel von Ralswiek, Kr. Rügen: a, b) Bronze; c-g) Knochen.



0 3 cm

Abb. 141 Runenritzungen auf Knochenstücken: a) aus der jungslawischen Burg Alt Lübeck (BRD); b) aus der Siedlung Ralswiek, Kr. Rügen.

2. Kriegerrüstung und Bewaffnung

Eine große Rolle spielten Kriegerrüstung und Bewaffnung (Abb. 142). Darin drückten sich besonders augenfällig die Standesunterschiede aus. Der Bauernkrieger war in dem ganzen hier behandelten Zeitraum wohl stets nur mit Keule, Lanze, Axt oder Pfeil und Bogen bewaffnet (Taf. 54).³⁷ Zur Verteidigung mag ein hölzerner oder geflochtener Schild gedient haben, dessen Mittelteil, hinter dem der Handgriff lag, durch einen Schildbuckel geschützt wurde. Diese Schildbuckel waren seit der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends u. Z. auch in Mitteleuropa aus Eisen. Von den nordwestslawischen Stämmen wurde der eiserne Schildbuckel jedoch nur selten verwendet;³⁸ man benutzte dafür, unter Anlehnung an die Form eiserner Schildbuckel, solche aus Hartholz (Abb. 143).³⁹

Die Krieger der adligen Oberschicht waren wesentlich besser gerüstet. Als Hauptwaffe diente das kostbare Schwert. In der Regel etwa 0,75 m lang, mit abgerundeter Spitze, war es eine ausgesprochene Hieb- und Stichwaffe mit doppelter Schneide. Hin und wieder finden sich einschneidige Hieb- und Stichwaffen, wie bei Demmin oder Görke bei Anklam. In der Peene bei Görke wurde ein sogenannter Sax, ein germanisches Hiebschwert aus dem Rhein-Main-Gebiet, gefunden (Taf. 54a).⁴⁰

Schwerter sind aus slawischen Burgen, Siedlungen und Gräbern erst seit dem 8./9. Jh. bekannt. Hergestellt wurden sie anfangs ganz sicher nicht im Lande, vielmehr aus dem Rheinland oder über Skandinavien, vielleicht auch aus Osteuropa, eingeführt. Die Parierstange des Schwertes von Liepe bei Eberswalde trägt die Aufschrift HILTI-PREHT, d. h. einen ostfränkischen Namen.⁴¹

Die Schwertklingen bestanden aus damasziertem Stahl, und die Griffe, d. h. Parierstange, Handgriff und Knauf, waren oftmals kunstvoll gestaltet. Aufgrund der Verschiedenartigkeit dieser Griffgestaltung werden etwa 25 Schwerttypen unterschieden. Am häufigsten kommen unter den Funden im 9. bis 11. Jh. der Typ X und im 12./13. Jh. der Typ Y vor.⁴²

Das Schwert, dessen Wert etwa dem eines Zugochsen entsprach, wurde zum Standes-

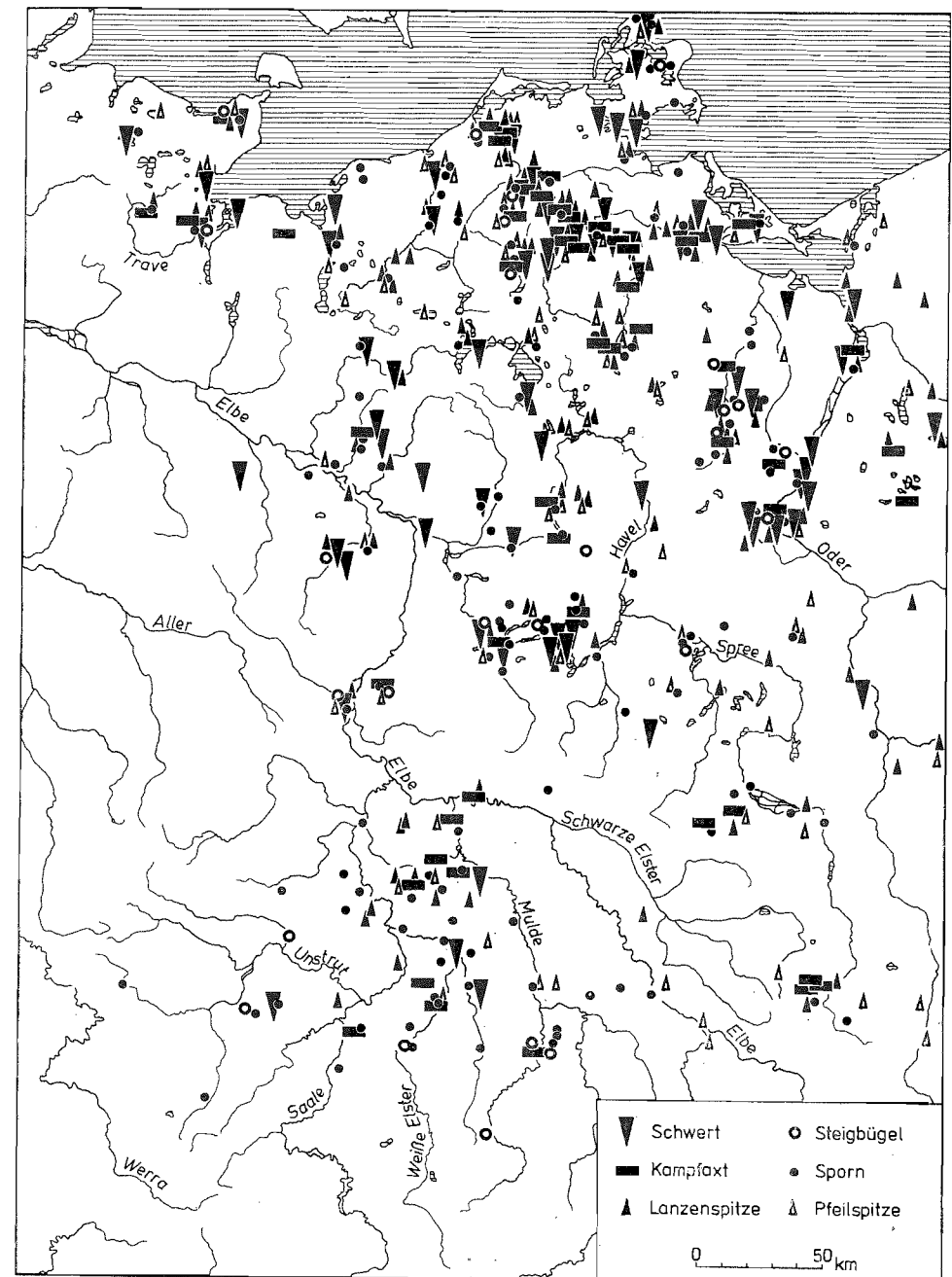


Abb. 142 Verbreitung von Waffen und anderen Gegenständen militärischer Ausrüstung im slawischen Siedlungsgebiet.

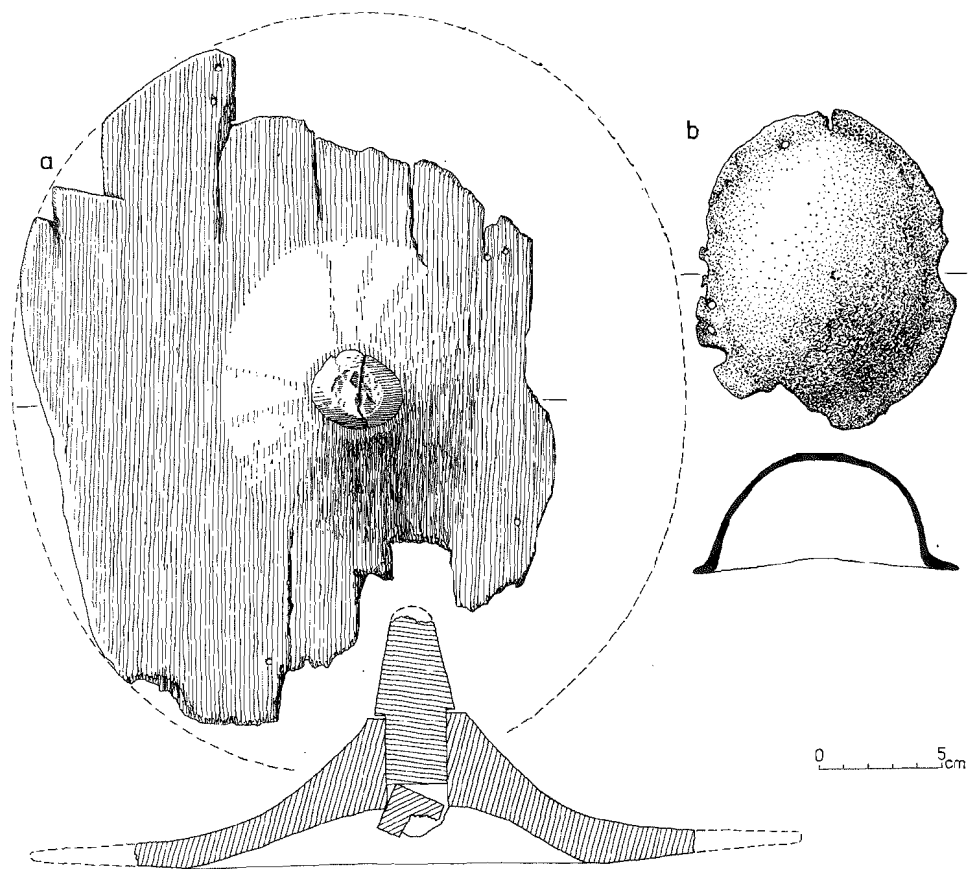


Abb. 143 Schildbuckel: a) aus Holz von Groß Raden, Kr. Sternberg; b) aus Eisen von Ralswiek, Kr. Rügen. 9./10. Jh.

symbol des Adels (Taf. 55). Die zweite bedeutende Prunkwaffe des Adels war die kostbar verzierte Streitaxt.⁴³ Es handelte sich um eine leichte Axt mit langausgezogener Schneide. Die untere Schneide ist erheblich verlängert, deshalb wird dieser Axttyp „Bartaxt“ genannt. Die obere Schneide läuft in einer Spitze aus; dadurch wurde die Axt zu einer Hieb-, Stich- und Wurfwaffe. Die prunkvollsten Stücke waren mit Silber tauschiert und mit Kupfer- oder Golddraht ornamental ausgelegt. Solche Prunkäxte sind aus Lunow bei Eberswalde, Brandenburg, Guben und Teterow bekannt (Taf. 14).

Der Krieger der Oberschicht trug Panzerhemd und Helm. Das Panzerhemd bestand aus kleinen Ringen, die ineinander gekettet waren.⁴⁴ Bei den Helmen handelte es sich wohl um Spangenhelme. Bisher ist nur ein Helmfragment vom Burgwall Schwerinsburg, Kr. Anklam, bekannt. Die Münzen einheimischer slawischer Fürsten des 12. Jh. zeigen sowohl Panzerhemd als auch Helm (Taf. 49).⁴⁵ Jedoch stellte Ibrahim ibn Jacub bereits wesentlich früher, während seines Aufenthalts in Mecklenburg im Jahre 965, fest, daß die Obodriten mit Panzern, Helmen und Schwertern vollständig gerüstet seien.⁴⁶

Zur Deckung vor feindlichem Schlag und Stoß diente, wie bereits erwähnt, weiter-

hin der Schild aus Holz und Leder mit Metallbeschlägen und entsprechendem Handgriff. Bisher ist kein Schild gefunden worden, wir wissen daher nicht sicher, ob die Ansichtsflächen bemalt oder ornamental geschmückt waren, etwa mit den Symbolen des Geschlechts, dem der Krieger zugehörte.^{46a} Auf der Porträtmünze des Jaxa von Köpenick ist ein Schild dargestellt, der auf der Vorderseite derartigen Schmuck aufweist (Taf. 49b). Herbold berichtet, daß im Tempel des Jarovit in Wolgast „an der Wand ein Schild von wunderbarer Größe, ein mühevolltes Kunstwerk, mit Goldblech bedeckt“, hing.

Der Krieger der adligen Oberschicht war beritten. Darauf und auf der Panzerung beruhte in hohem Maße seine Überlegenheit gegenüber dem Fußvolk. 929 konnten 50 deutsche Panzerreiter gegen ein zahlenmäßig weit überlegenes wilzisches Heer die Schlacht bei Lenzen für sich entscheiden (vgl. Kap. VI.2a). Daher waren slawische Fürsten bemüht, solche Reiterei aufzubauen. In bedeutenderem Maße scheint das jedoch nur den obodritischen Fürsten gelungen zu sein. 955 verfügte der Obodritenfürst Stoignew über eine berittene größere Gefolgschaft; 982 soll der Sohn Nakons mit 1000 Reiterkriegern am Italienzug teilgenommen haben, und 1114 hatten die Zirzipanen aus jeder der drei Provinzen, in die das Land nach der obodritischen Eroberung eingeteilt war, 100 Reiterkrieger zu stellen.⁴⁷

Abgesehen davon, daß zur Bereitstellung von Pferden anscheinend regelrechte Gestütte errichtet wurden (vgl. Kap. II.2), gehörten zum Reiterkrieger besondere Ausrüstungsstücke, wie Sporen, Steigbügel, Sattel und Zaumzeug. Die ältesten Sporen, die an Formen der Völkerwanderungszeit anknüpften, waren Hakensporen mit nach innen oder nach außen umgebogenen Schenkelenden und kurzem, spitzem Stachel. Diese Sporen aus Bronze und Eisen, häufig durch einfache Kerbstiche verziert, wurden vom 6. bis 9. Jh. benutzt. Zum großen Teil lag ihre Herstellung in den Händen heimischer Handwerker.⁴⁸ Erst im 8./9. Jh. wurde dieser Typ durch Öcensporen, Schlaufen- und Nietsporen abgelöst. Wesentlich massiver und fest mit dem Riemenzeug der Fußbekleidung verbunden, blieb die Sporenform bis in das 13. Jh. in Gebrauch.⁴⁹ Bei den ältesten Sporen dieser Art lagen Stachel und Schenkel in einer Ebene, bis allmählich eine Biegung der Schenkel und eine Abwinklung des Stachels eintraten. Diese Sporen sind zweifellos unter dem Einfluß fränkischer bzw. großmährischer Sporen, die ihrerseits wieder an fränkische Formen anknüpften, entstanden. Die Herstellung übernahm jedoch überwiegend das einheimische Handwerk. In der Regel wurden schlichte Eisensporen geschaffen, nur vereinzelt sind die der Krieger aus der Oberschicht mit Edelmetall tauschiert oder vergoldet worden (Taf. 58; 59).⁵⁰

Im fränkischen Gebiet herrschte bis zum 8. Jh. die Sitte, nur einen Fuß mit einem Sporn zu versehen. Erst seit der Karolingerzeit schnallte man an jeden Fuß einen Sporn an. Ob sich diese Sitte in gleicher Weise im slawischen Gebiet entwickelte, ist ungewiß, da bisher kaum Körpergräber mit Sporen bekannt sind. Da in Mähren und Böhmen jedoch seit dem 8. Jh. zwei Sporen getragen wurden, dürfte das auch nördlich der Gebirge so gewesen sein.

Unter den Steigbügeln lassen sich solche unterscheiden, deren Trittsfläche rundlich in den Bügel übergeht, dieser wiederum nach Torsion in einer Schlaufe endet, und andere, deren Trittsfläche sich zum Bügel wie ein Steg verhält. Der Steigbügel mit schlaufenförmigem Bügel, auch Typ „Immenstedt“ genannt, war vor allem im ostfränkischen Reich in Gebrauch, wurde aber anscheinend im 8./9. Jh. auch von slawischen Stämmen benutzt. Er ist wohl in Nachahmung älterer, lederner oder aus einem Seil

geknüpfter Steigschleifen entstanden.⁵¹ Weitere Verbreitung hatte allerdings der Steigbügel mit geradem oder annähernd geradem Steg. Das prachtvollste Exemplar mit Silbertauschierung und Goldeinlage auf Eisen ist in der Havel bei Pritzerbe nahe Brandenburg zutage gekommen. Das Stück wurde in einer Werkstatt östlich der Weichselmündung in der ersten Hälfte des 11. Jh. angefertigt (Taf. 59). Andere wesentlich einfachere Steigbügel fanden sich in Ralswiek auf Rügen (Taf. 67).

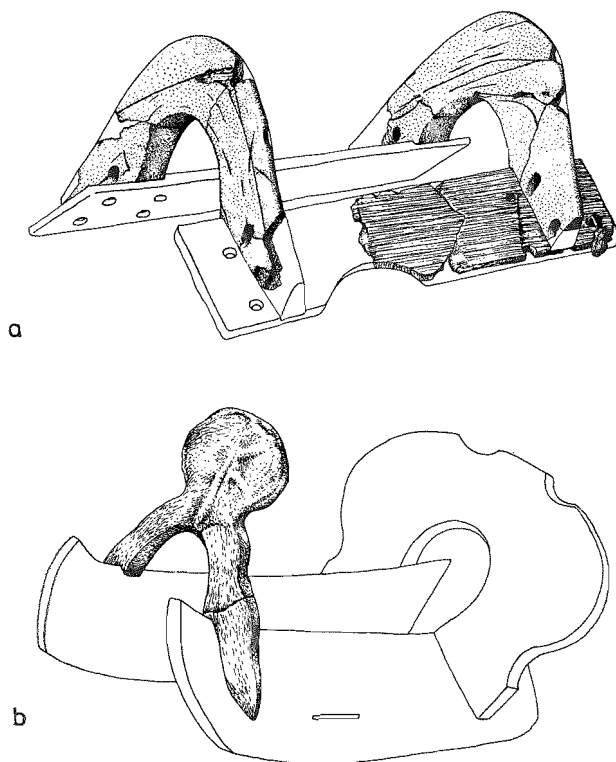


Abb. 144 Rekonstruktionszeichnungen von Sattelgerüsten: a) vom Hanfwerder im Tollensece bei Neubrandenburg (um 1200); b) vom jungslawischen Burgwall Gützkow, Kr. Greifswald.

Die Sättel waren aus Holz mit Lederbezug. Am Ende des 10. Jh. fiel dem Araber Ibrahim ibn Jacub in Prag die Sattelherstellung besonders auf. Da sich organisches Material jedoch selten über die Jahrhunderte erhalten hat, sind bisher nur einige Sattelreste, beispielsweise von Gützkow, Kr. Greifswald, und von einer Inselsiedlung in der Lieps bei Neubrandenburg bekannt. Das Gerüst dieser Sättel bestand aus zwei hölzernen Bögen, die durch Längshölzer miteinander verbunden waren (Abb. 144).⁵² Auch einige kleine Pferdefiguren, u. a. von Brandenburg (Taf. 68d), tragen Sättel.

Vom Zaumzeug sind nur hin und wieder die eisernen Trensen und einige Beschläge und Leitringe erhalten. Unter den Trensen gab es vor allem zwei Formen: die einfache Ringtrense und die Knebeltrense, wobei die Knebel unterschiedliche, oft kunstvolle Ausgestaltung erhalten konnten. Auch Knebel aus Knochen oder Geweih scheinen ab und zu benutzt worden zu sein.⁵³

Für Zugpferde wurde wohl schon das Kummetsgeschirr verwendet. Die Pferdepflege

erforderte Kamm oder Striegel; in Alt Ruppin fand sich ein solcher Striegel in einer slawischen Burganlage, ebenso auf der jungslawischen Siedlung „Fischerinsel“ bei Neubrandenburg. Schließlich hatte der Reiter das Pferd auch unterwegs mit Futter zu versorgen. Daher gehörte zur Reiterausrüstung manchmal auch die Sichel, mehrfach sogar ein Paar Sichel.

3. Kunst und Kunstschaffen

Im slawischen Kunstschaffen lassen sich drei Richtungen feststellen:

- Ein breites Volkskunstschaffen, das die Form und Dekoration der Bauten und der Gebrauchsgegenstände in hohem Maße mitbestimmte.
- Ein kunsthandwerkliches Schaffen, wohl auf das engste verbunden mit der Werkstattproduktion von Schmuck aus Bronze und Silber, vereinzelt auch Gold, sowie von Kämmen und gedrehten Gegenständen.
- Mit Religion und Kult hing die Herstellung von großen und kleinen Plastiken aus Holz, Knochen, Metall und – im 12./13. Jh. – von Grabsteinen zusammen.

Künstlerische Betätigung, in jedem Haushalt ausgeübt, entfaltete sich, für uns sichtbar, zunächst in der Keramikproduktion, vor allem bei den Gruppen mit Feldberger, Tornower und Rüssener Keramik, seit dem 7. und 8. Jh. Sie führte zu geschmackvoller und wohlproportionierter Formgebung der Keramik – doppelkonische und kugelige Formen nahmen den ersten Platz ein – sowie zur Dekoration mit oftmals zonenartig angeordneten Verzierungen aus plastischen Wülsten, Kerbstichreihen, eingeschnittenen Furchen, Wellenlinien und Kammstichen.

In Westmecklenburg, im Spree-Havel-Gebiet, an der Mittel- und in Regionen an der Oder und Warta entstand in dieser Zeit die Menkendorfer Keramik, die vorwiegend durch flächenfüllende große Ornamente, wie Kammstrichmuster als Kassetten, Kreuze, Rauten, baumartige Gebilde oder Strich-Punktmuster verziert wurde (Taf. 22; 23).

Mit der durchgängigen Anwendung der schnell drehenden Töpferscheibe verdrängten Gurtfurchen und umlaufende Wellen die Vielfalt der älteren Ornamente. Vor allem in Mecklenburg, in der Woldegker und Weisdiner Gruppe, hielt sich die Tendenz zur plastischen Oberflächenverzierung durch aufgesetzte Leisten. Im 11./12. Jh. wurden prächtige Deckeldosen, die sogenannten Bobziner Gefäßformen, hergestellt.⁵⁴

Ähnliche Ornamente wie auf der Keramik finden sich manchmal auf Holz. Vor allem verwendete man die Zonenanordnung von Gurtfurchen auf gedrehten Gefäßen und in der Schnitzerei. Häufiger griff man bei Schnitzverzierung von Messergriffen, Knochengegenständen oder anderem Hausrat auf das Flechtbandornament und die Raute zurück (Taf. 68; Abb. 37; 132). Eine besondere Vorliebe scheint man an der stilisierten zoomorphen Gestaltung der Griffe von Löffeln, Schöpfkellen, Kammenden und Messerscheiden gefunden zu haben (Taf. 66a). Wege- und Spazierstöcke verzierte man mit Kerbschnitten und Linienmustern. Eine besondere Rolle bei der Ausschmückung von Knochengeräten spielte das Kreis-Punktornament. Gestühl und Gebälk scheinen gleichfalls mit Ornamentik und Tierkopfbildern versehen gewesen zu sein. In Behren-Lübchin fand sich der drachenkopfförmige Aufsatz eines Gestühls (Taf. 69b).⁵⁵ Verzierte Holzreste, möglicherweise vom Gebälk, stammen aus Brandenburg. Mit speziellen kamm-

artigen Geräten aus Geweih (Taf. 50) konnte man an lehmverputzten Hauswänden Schmuckritzungen anbringen. Teilweise mag der Ornamentik auf den Gebrauchsgegenständen symbolhafte, magische Funktion zugeschrieben worden sein. Von den zeitgenössischen Chronisten werden mehrfach die reichen Schnitzereien und die Bilder an den Tempeln gerühmt.⁵⁶ Hin und wieder sind menschliche oder tierische Figuren in Keramik oder Knochen eingeritzt worden, wie etwa in Alt Lübeck.

In Sternberger Burg war auf einem Gefäß des Sukower Typs ein Bogenschütze dargestellt (Abb. 145).⁵⁷ Das Sukower Gefäß von Wessentin, Kr. Lübz, zeigte einen

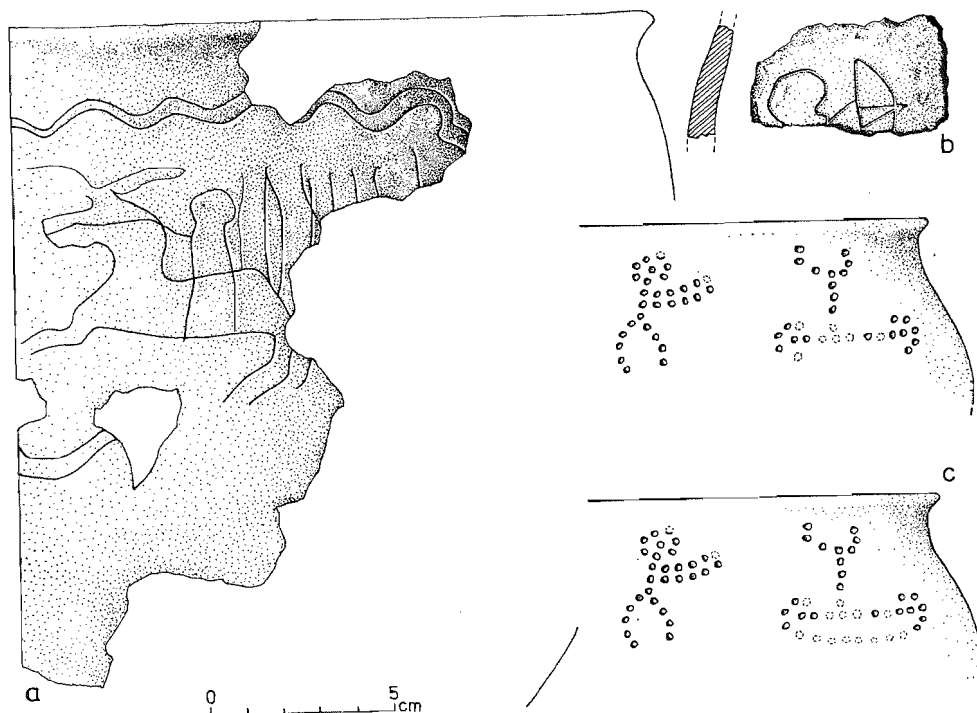


Abb. 145 Figürliche Darstellungen auf Gefäßkeramik des 7./8. Jh.: a) Reiter, Wessentin, Kr. Lübz; b) Bogenschütze, Sternberger Burg; c) Adorant, Schulzendorf, Kr. Königs Wusterhausen

Reiter und Reste weiterer Ritzungen.⁵⁸ Aus der frühslawischen Siedlung Schulzendorf schließlich liegt ein Gefäßrest vor, auf dem eine ganze Kulthandlung eingepunktet ist (Abb. 145a, c).⁵⁹ Unweit von Görke, Kr. Anklam, ist eine Schlangenfigur aus Geweih, zusammen mit Funden des 11./12. Jh., ausgebaggert worden (Taf. 69a). Einige Löcher zeigen, daß ursprünglich auf dem Kopf und auf dem Körper Aufsätze, vielleicht eine Krone, vorhanden waren. Es darf daran erinnert werden, daß in der volkskundlichen Überlieferung der Spreewaldwenden dem Schlangenkönig mit Krone eine mythologische Bedeutung zugeschrieben wird.

In Vipperow, Kr. Röbel, fand sich ein tönernes Pferdchen. Kleine gegossene Bronzefiguren, wie das gesattelte Pferd von Brandenburg (Taf. 68d) oder die Männerfigur von Schwedt (Taf. 60), können aus den Ostseeländern stammen. Die Herstellung von

Tierfiguren durch Gußtechnik war allem Anschein nach jedoch bekannt. Davon künden die Bleifische des 11./12. Jh. von der Fischerinsel bei Neubrandenburg oder von Fertitz bei Prenzlau (Taf. 69c, d). In einem nicht näher datierbaren Grab von Weggun entdeckte man schließlich ein Bleirelief, das eine gehörnte Figur zeigt, die in der Auffassung der größeren Steinfigur von Zadel bei Meißen gleicht.⁶⁰

Das Rohmaterial für den Bleiguß – Bleibarren – trifft man mehrfach, in der Burg von Mecklenburg, auf dem Kietzwerder in der Lieps, in Ralswiek und Menzlin.⁶¹

Die breite Kunstfertigkeit, von der uns nur bescheidene Zeugnisse überkommen sind (die Trägerobjekte aus organischem Material, wie Stoff, Leder, Holz, sind nur höchst selten erhalten), bildete die Grundlage, auf die seit dem 9./10. Jh. Handwerker bei der Gestaltung der Werkstattprodukte zurückgreifen konnten. Das gilt in erster Linie für die Befriedigung des Bedarfs an Schmuck aus Bunt- und Edelmetall, vorwiegend aus Bronze und Silber, seltener aus Weißmetall und Blei und höchst selten aus Gold. Vereinzelt waren Handwerker, die Buntmetall verarbeiteten, schon im 8./9. Jh. tätig. Mit dem starken Zustrom von Silber aus Ost und West sowie der Ausbeutung des böhmischen Silbers seit dem 10. Jh. (vgl. Kap. II.8) verbreiterte sich jedoch die Rohstoffgrundlage bedeutend.

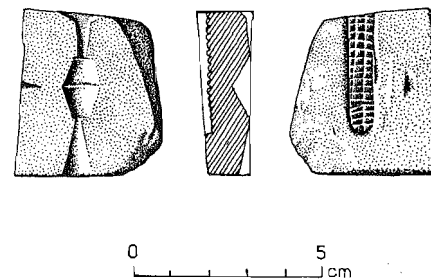


Abb. 146 Sandsteingußform für eine tonnenförmige Perle, die andere Seite zeigt einen flachen Streifen mit Gitterornament. Oberflächenfund aus der slawischen Siedlung von Burg Stargard, Kr. Neubrandenburg.

Werkstätten, die Schmuck herstellten, entstanden bereits in den ersten Jahrhunderten nach der Einwanderung an Vororten von Siedlungskammern, wie z. B. Bosau in Ostholstein oder Groß Raden bei Schwerin. Weiterhin gab es in Seehandelszentren, wie Ralswiek und Menzlin, entsprechende Spezialisten. Mit der Herausbildung der Adelschicht wurde die Werkstattproduktion mehr und mehr mit den adligen Hofhaltungen verbunden. Die Verarbeitung von Gold, Silber und seltenem Stein war wohl ausschließlich diesen Werkstätten vorbehalten. Daneben freilich gab es in einzelnen Dörfern Spezialisten, die einfachen Bronzeschmuck, wie Beschläge für Messerscheiden, Schläfenringe oder Gürtelhaken, herstellten. Im einzelnen läßt sich jedoch die Art der Werkstätten sowie die Intensität der kunsthandwerklichen Produktion in dem hier behandelten Gebiet noch nicht bestimmen. Nur selten sind bisher Spuren von Werkstätten entdeckt worden, und viele Schmuckstücke wurden wohl außerhalb des nordwestslawischen Gebietes angefertigt.

Hinweise auf Bronze- oder Silberguß z. B. sind aus Bosau in Ostholstein, Ralswiek auf Rügen, Menzlin, Groß Raden bei Sternberg, Neubrandenburg, Trollenhagen, Kr. Neubrandenburg, Burg Stargard und Rutenberg, Kr. Templin, bekannt. In Burg Stargard sind wahrscheinlich Rohlinge von Silberperlen (Abb. 146) hergestellt worden.⁶² Unter dem Einfluß des böhmisch-mährischen Kunsthandwerks kam es im Saalegebiet

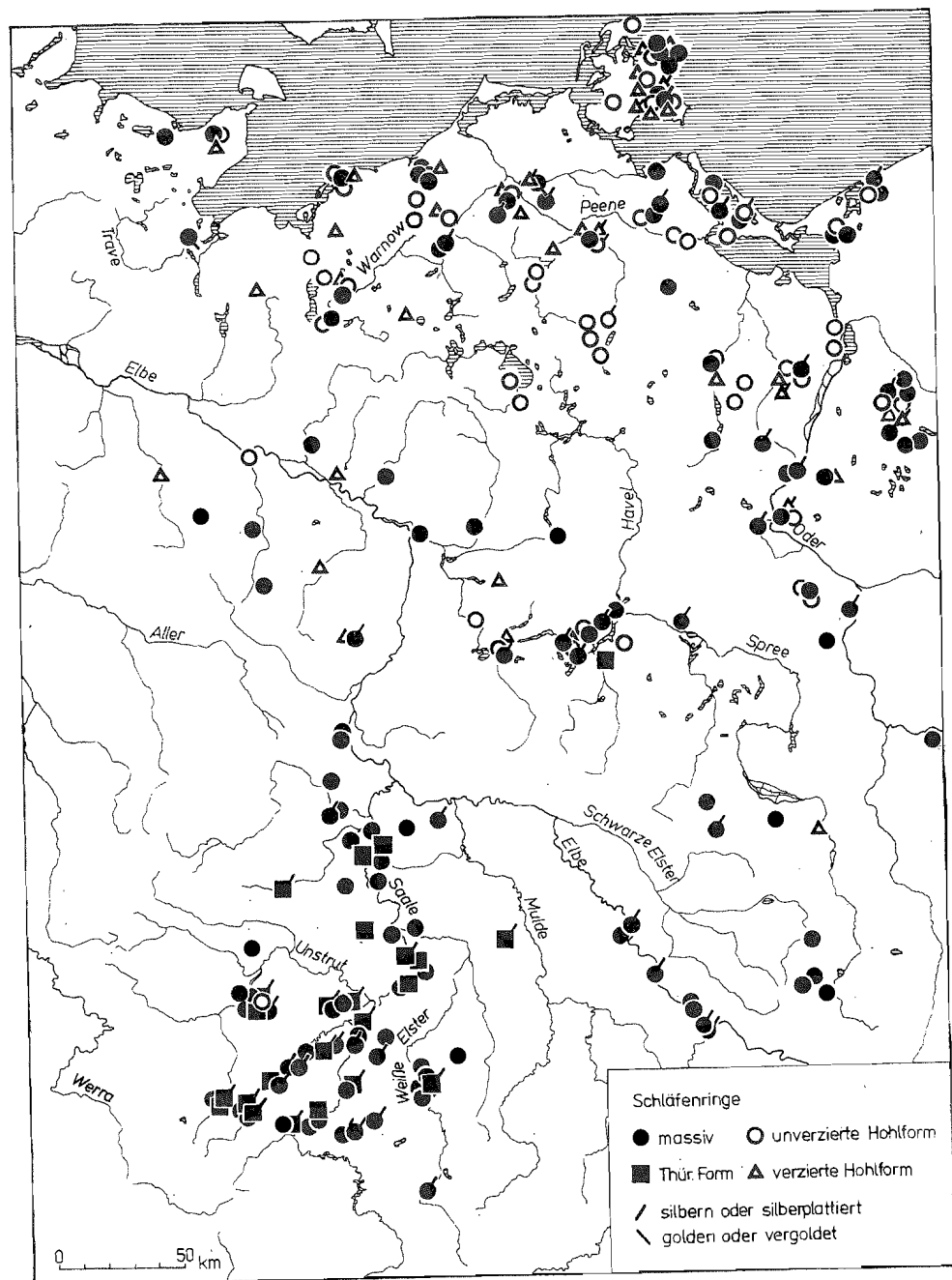


Abb. 147 Verbreitung der wichtigsten Schläfenringtypen im frühen Mittelalter.

zu einer frühen eigenständigen Produktion von Juweliererzeugnissen.⁶³ Viele Arten des Schmucks wurden jedoch in Werkstätten außerhalb des Oder-Elbe-Gebietes in Polen, Böhmen und Mähren, westlich der Elbe oder in Skandinavien hergestellt (Taf. 30; 33; Abb. 56; 57).

Applikationen und Schmuckstücke vervollständigten die schlichte Kleidung der Frau. Am beliebtesten war der Ringschmuck in verschiedensten Formen, als Finger-ring, Armring, Ohrring und Schläfenring, seltener als Halsring. Um den Hals trugen die Frauen Ketten, auch amulettartige Anhänger und Schmuckscheiben wurden hin und wieder verwendet. Die Männer gingen im wesentlichen schmucklos, vielleicht bis auf einige Fingerringe. Die Zierde des Mannes der Oberschicht bildete das Wehrgehänge, d. h. der Gürtel mit Schnallen und Beschlägen, das Schwert mit kostbar verziertem Knauf und metallenen Scheidenbeschlägen, bei voller Rüstung auch Panzer und Helm. Der einfache Mann legte Wert auf die Verzierung seines Messers, besonders des Griffes und der Scheide durch Schnitzereien oder Metallbeschläge.

Die erste Stelle unter dem Ringschmuck nahmen die Schläfenringe ein (Abb. 147). Im 10. bis 13. Jh. trug sie fast jede Frau. Allein in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen fanden sich in Gräbern über 700 Schläfenringe.⁶⁴ Sie bestanden aus Bronze, Bronze-Silberlegierung, zinnreicher Bronze (Weißmetall) und – sehr selten – aus Gold (Alt Lübeck). Diese Ringe waren an kleinen Bändern aus Stoff oder Leder – so ist es mehrfach durch Funde nachgewiesen – befestigt (Taf. 70c). Oftmals ordnete man mehrere Ringe so nebeneinander an, daß sie sich bei Umlegen des Trägerbandes um den Kopf an beiden Schläfen befanden. Häufig scheint jedoch nur ein Ring an jeder Schläfe oder am Ohr getragen worden zu sein. Die Sitte, sich mit Schläfenringen zu schmücken, hatte bei der osteuropäischen Bevölkerung eine lange Tradition. Sie war aber zur Zeit der slawischen Wanderungen auch bei der Bevölkerung der römischen Balkanprovinzen und im Rheinland bekannt.

Seit dem 9./10. Jh. erlangte der Schläfenring mit S-förmigem Ende zunehmende Bedeutung. Zunächst hatten diese Typen vorwiegend kleine Durchmesser, von 0,5 bis 2,5 cm; seit dem 11. Jh. bis zum 13. Jh. wurden daraus jedoch bis zu 7 oder 8 cm große Ringe. Eine besondere Ausprägung erhielten sie in den sogenannten Hohlschläfenringen, die vor allem in den Gebieten der Heveller, der Wilzen, Obodriten, Pomoranen und Polen Verbreitung fanden. Diese Hohlschläfenringe wurden aus dünnem Blech hergestellt, das zu kleinen Röhren zusammengerollt und ringförmig gebogen wurde. Sie konnten auch aus Buntmetall gegossen werden. Die dickeren Ringe dieser Form vom sogenannten pommerschen Typ waren mit reicher Ornamentik, die eingepunzt oder durch Treibarbeit erzeugt wurde, versehen. Vorzugsweise verwendete man Rauten und Palmetten, aber auch geometrische Ornamente (Abb. 36; 148).

Eine andere Schläfenringform stellt man besonders in Thüringen und Sachsen her. Die S-förmige Schleife wurde bandartig verbreitert und so angelegt, daß der Eindruck von kleinen Röhren entsteht, die an den Ring angesetzt sind. Manchmal sind drei oder vier solcher Röhren ausgebildet worden (Abb. 148b). Im 11./12. Jh. wurden auch kleine Glasringe wie Schläfenringe getragen (Taf. 27).

Eine besondere Bedeutung erlangten die verschiedenen Ohrringformen, bei denen auf den einfachen Drahtling aus Bronze, Silber oder Gold Perlen verschiedener Art, vor allem aber metallene Hohlkörper aufgezogen oder angehängt wurden. Die Ausbildung dieser Ohrringformen ist in erheblichem Umfang ebenfalls unter dem Einfluß der ehemals römischen und byzantinischen Balkanländer und des Donaugebietes

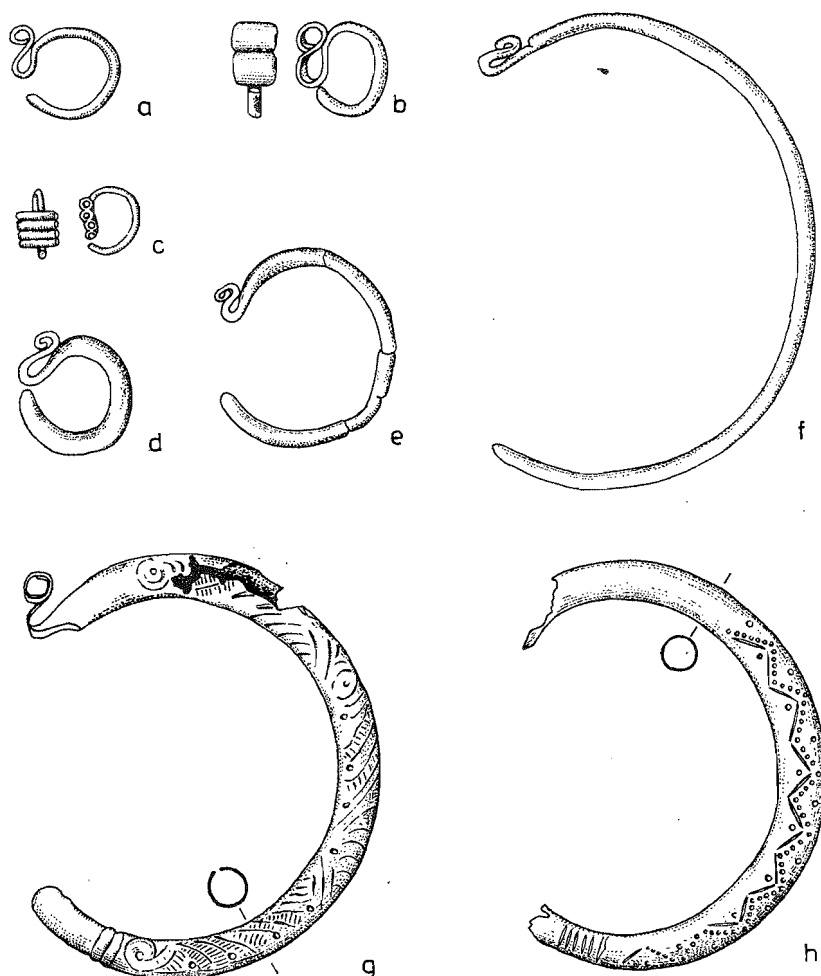


Abb. 148 Verschiedene Typen von Schläfenringen.

erfolgt. Sie fanden Eingang in den Schmuck der Baiern und anderer germanischer Stämme, aber auch der Awaren und Slawen. Im Großmährischen Reich gab es im 9. Jh. bereits eine umfangreiche Produktion derartiger Schmuckstücke; diese hat in hohem Maße auch zur Ausbildung des Ohrschmuckes bei den Stämmen nördlich der Gebirge beigetragen. So entstanden die sogenannten Beerenohrringe, bei denen bronzene oder silberne Perlen mit Filigranverzierung auf den Ring aufgezogen worden sind (Taf. 16; 70).⁶⁵

Besonders prächtig und vollendet wirken die filigranverzierten, nahezu transparenten Körbchenohrringe, wie sie in Berlin-Kaulsdorf, Potsdam-Golm und an einigen anderen Orten gefunden wurden. Andere Ohrringe waren mit sternförmigen, korkenzieherartigen Anhängern oder halbmondförmigen Anhängern versehen (Taf. 70). Eine hervorragende künstlerische Arbeit stellt der Filigransmuck von Niederlandin (Taf. 64) dar, der in Kreuzform ausgebildet ist.⁶⁶

Zum Halsschmuck gehörten zwei Arten von Halsketten sowie Anhänger. Die eine Kettenart war aus Perlen (Taf. 64) von Glas, Halbedelsteinen, wie Amethyst, Bergkristall und Karneol, Topas, und Korallen, Bernstein, Perlmutter, Metall oder Knochen zusammengefügt⁶⁷ und wurde seit der Völkerwanderungszeit getragen. Die andere Kettenform bestand aus zusammengehakten feineren und gröberen Metallgliedern (Bronze und Silber). Daran befestigte man Anhänger verschiedener Form, die überhaupt weit verbreitet waren. Zu den ältesten gehörten durchlochte oder mit Ösen versehene Münzen (Taf. 62). Aus dem Oberueckersee und von der Fischerinsel bei Neubrandenburg sind kleine Fische aus Blei bekannt, die vielleicht gleichzeitig Amulettcharakter hatten (Taf. 69c, d). Einen besonderen Platz nahmen im 11./12. Jh. die Kaptorgen aus Silber aufgrund ihres reichen Dekors ein. Verschiedentlich kommen sie in den Schatzfunden vor (in Marlow, Satzkorn, Göritz bei Prenzlau, bei Ribnitz-Damgarten und Niederlandin). Sie sind im Zusammenhang mit der Christianisierung oder im christlichen Gebiet hergestellt worden und hatten die Hostie zu verwahren (Taf. 71).

Unter skandinavischem Einfluß hat sich in den Küstengebieten auch das Tragen von kleinen Hämmern, sogenannten Thorshämmern, aus Bernstein, Bronze oder Silber verbreitet (Taf. 71).

Auf dänisch-slawische Beziehungen geht der Goldschmuck von Hiddensee, Kr. Rügen, aus dem 11. Jh. zurück. Sei es, daß er als Beutegut ins Land kam, sei es, daß er von Schiffen, die hier auf der Reise von Dänemark ins Slawenland nächtigten, bei drohendem Überfall vergraben wurde. In dem goldenen Halsgehänge aus 10 kreuzförmigen Hängeteilen und 4 Zwischengliedern, dem geflochtenen Halsring und einer runden Spange drücken sich Können und erlesener Geschmack aus (Taf. 63).⁶⁸ Modellen, mit deren Hilfe vergleichbare kreuzförmige Anhänger wie die von Hiddensee hergestellt wurden, sind unlängst im dänischen Haithabu gefunden worden.⁶⁹

Im slawischen Gebiet hat der Hängeschmuck am Halse keine besondere Entwicklung erfahren. Einheitlicher und mit mehr Aufwand stellte man lediglich die silbernen Halsringe her. Mehrere Silberdrähte wurden entweder umeinander gewunden oder miteinander verdreht. Die Enden liefen seltener in Spitzen aus, sondern waren zumeist mit Schließhaken und Schließplatten versehen, die Verzierungen trugen. In den Hacksilberschatzen finden sich Halsringe und Bruchstücke davon in größerer Anzahl (Taf. 15). Vereinzelt, wohl als Beutegut, kamen goldene Ringe aus Skandinavien ins Land. Solche Goldringe fanden sich in Peenemünde (Taf. 61).⁷⁰

In gleicher Technik wie die Halsringe aus Silberdraht wurden auch Arm- und Fingerringe mit spitzen Enden angefertigt. Vorherrschend waren jedoch die bandförmigen Fingerringe aus Gold, Silber und Bronze, deren Enden spitz ausliefen und übereinandergriffen. Die Schauseite war häufig mit geometrischen Mustern verziert (Taf. 71). In gleichem Stil gab es auch Arminge. Fingerringe mit Steineinlagen waren anscheinend selten.⁷¹ Unter dem Einfluß des Ostseehandels fanden vereinzelt auch sogenannte skandinavische Stollenarmringe, Armspiralen (Abb. 57), baltische Arminge (Taf. 33) und andere Formen Verbreitung (Taf. 28; 30; 33).⁷²

Auf der Kleidung selbst befestigte man anscheinend nur sehr selten Schmuckstücke oder Metallapplikationen. Fibeln, die südlich der Karpaten häufiger getragen wurden, blieben weitgehend unbekannt. Aus altslawischer Zeit ist lediglich von Prützke bei Brandenburg eine Armbrustfibel aus Bronze (Taf. 71) bekannt, die jedoch nicht im Lande, sondern um 700 im pruzzischen Gebiet hergestellt worden ist.⁷³ Die wenigen

jungslawischen Fibeln sind durchweg mit der Ostseekultur verbunden. Sie kommen vor allem an Seehandelsplätzen wie Oldenburg, Ralswiek und Menzlin vor. Fibeln und Nadeln hatten beim Zusammenhalten des Kleides keine besondere Funktion. Das Kleid wurde zusammengeschnürt oder geknöpft. Als Knöpfe dienten stabförmige Knöchelchen. Zur Tracht des Hochadels gehörten bei anderen slawischen Stämmen, vor allem in Mähren und Böhmen, filigranverzierte Kugelknöpfe aus Edelmetall. Aus dem Gebiet der hier behandelten Stämme sind sie noch nicht bekannt geworden.

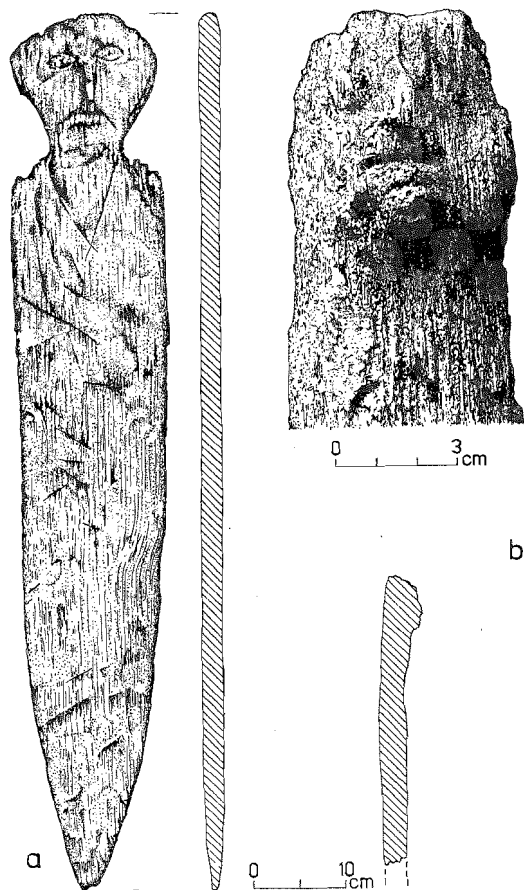


Abb. 149 Figürliche Darstellungen auf Holzbohlen: a) Ralswiek, Kr. Rügen; b) Scharstorf, Kr. Plön (BRD). 9. Jh.

Im Vergleich zur Schmuckherstellung spielte die hohe Kunst, die Herstellung von Plastiken und Großreliefs, nur eine bescheidene Rolle. Wo sie sich beobachten läßt, stand sie ganz im Dienste der Religion und des Kults. Schon in der Einwanderungszeit schnitzte man Holzfiguren, wie etwa die mannshohe Figur von Altfriesack (Taf. 65).⁷⁴ Ein Holzstab mit Gesichtsdarstellung fand sich zwischen Palisadenresten der altslawischen Befestigung von Scharstorf.⁷⁵ Im 9. Jh. hatte man in Ralswiek auf Rügen eine Bohle mit Gesichtsdarstellung versehen (Taf. 65; Abb. 149). Die Bohle stand an der Schiffsanlegestelle oder war in einem Boot befestigt.⁷⁶ Aus der Siedlung des 11./12. Jh. auf der Fischerinsel im Tollensesee sind während der Ausgrabungen 1969

zwei Figuren aus Eichenholz (Taf. 72) bekannt geworden, die möglicherweise ursprünglich in einem Haus aufgestellt waren. Die männliche, 178 cm hohe Figur ist aus einem Eichenstamm herausgearbeitet und hat einen Doppelkopf. Der untere Teil von 110 cm Länge hat die Form einer unregelmäßig vielkantigen Säule; diese trug die doppelköpfige männliche Figur; die Arme hängen herab, die Köpfe sind auf der gemeinsamen Schulter nebeneinander angeordnet. Besondere Kennzeichen eines jeden der beiden Köpfe ist der herabhängende Knebelbart. Die Darstellung der Augen findet eine auffallende Übereinstimmung mit der an wesentlich älteren kultischen Plastiken erkennbaren Gestaltungsweise. Die Figur ist dort, wo der Körper in die Säule überging, bedauerlicherweise soweit verwittert, daß sie nicht mehr insgesamt geborgen werden konnte. Eine zweite Figur aus Eichenholz, die sich mehr am Rande der Siedlung fand, war 157 cm hoch. Sie stellte eine weibliche Figur dar, die gröber als das männliche Doppelkopfbildnis gestaltet war. Während Kopf und Gesicht nur andeutungsweise bearbeitet sind, gibt eine grobe Schnitzarbeit die Brust- und Schamgegend des Körpers charakteristisch wieder. Auf die Körperproportionen legte man dabei geringen Wert. Die Figur ist unter dem Gesichtspunkt, daß sie schräg von vorn betrachtet wird, angelegt. Es darf deshalb vermutet werden, daß das Bildnis ursprünglich in der Ecke eines Gebäudes stand, also wohl keine zentrale Figur in einem Heiligtum darstellte, sondern eine Nebenfigur oder eine Hausgöttin, vielleicht die Familienmutter.⁷⁷

Mit der Doppelkopffigur ist zum ersten Mal eines jener hölzernen Kultbilder mit mehreren Köpfen nachgewiesen worden, die mittelalterliche Chronisten überliefern. Im 11. und 12. Jh. berichteten Thietmar, Adam, Helmold, Saxo sowie die Biographen Ottos von Bamberg über Kultbilder in Riedegost (Rethra), Arkona, Garz und den Frühstädten an der Odermündung. Die Gewährsleute des Saxo Grammaticus standen dem Bild des Svantevit in Arkona gegenüber, und Saxo beschreibt es:

„Im Tempel stand ein gewaltiges Götterbild, den menschlichen Körper an Größe weit übertreffend, wunderlich anzusehen durch seine vier Köpfe und ebensoviel Hälse. Zwei der Köpfe schienen nach der Brust und ebenso viele nach dem Rücken zu sehen. Im übrigen schien von den vorderen wie von den hinteren der eine nach rechts, der andere nach links zu blicken. Die Bärte waren rasiert dargestellt, die Haare geschnitten, so daß es schien, der Fleiß des Künstlers hätte der Art der Rugianer in der Pflege der Haare nachgeahmt. In der Rechten hielt (die Figur) ein Trinkhorn, aus verschiedenen Metallen gebildet, das der Priester jährlich neu zu füllen gewohnt war, um aus der Beschaffenheit der Flüssigkeit die Ernte des kommenden Jahres zu weissagen. Der linke Arm bildete, in die Seite gestemmt, einen Bogen. Der Rock war so beschaffen, daß er an die Schenkel reichte, die aus verschiedenem Holz geformt waren und so mit dem Kniegelenk verbunden waren, daß man den Ort der Verbindung nur bei genauem Hinsehen erkennen konnte. Die Füße berührten den Boden, ihre Basis war in der Erde verborgen. Nicht weit davon hingen Zaum und Sattel und andere Herrschaftszeichen der Gottheit; seine Bewunderungswürdigkeit vermehrte ein Schwert von ungeheurer Größe, dessen Scheide und Griff, abgesehen von dem sehr schönen Treibwerk, das silberne Äußere auszeichnete.“⁷⁸

Aufgrund dieser Angaben und – nachdem von der Fischerinsel bei Neubrandenburg eine Figur mit zwei Köpfen und zwei Hälse bekannt geworden ist – unter Berücksichtigung weiterer Figuren, wie der von Schwedt (Taf. 60) oder der kleinen viergesichtigen Figur von Wolin (Taf. 62c), die als „Svantevit“-Figur veröffentlicht

worden ist⁷⁹, läßt sich das Aussehen der großen Svantevit-Figur von Arkona in den Grundzügen rekonstruieren (Abb. 150).⁸⁰ Am Sitz des wagrischen Stammesfürsten in der Oldenburg in Holstein trafen nach Widukind im Jahre 967 die deutschen Eroberer auf ein Götterbild, das aus Metall hergestellt war. Die Einzelheiten dieser Nachrichten sind umstritten. Mit Sicherheit darf ihnen nur entnommen werden, daß es größere Standbilder aus Holz, manche vielleicht mit Edelmetall umkleidet, gegeben hat.



Abb. 150 Rekonstruktionszeichnung des Svantevitstandbildes von Arkona auf Rügen.

Noch in die vorchristliche Zeit oder in die Zeit unmittelbar danach gehören auch die grabsteinartigen Halbreiefs von Altenkirchen und Bergen. Beide Reliefs stellen bärtige männliche Figuren dar. Die Figur von Altenkirchen (Taf. 78), die liegend im Unterteil der östlichen Wand des romanischen Kirchenschiffes zweckentfremdet eingemauert ist, hält ein Füllhorn, das Fruchtbarkeitssymbol des Svantevit, in der Hand. Aufgrund dieser Analogie wird sie auch als „Svantevitstein“ bezeichnet. Auch der „Mönch“ von Bergen, an der Westwand des spätgotischen Turmaufbaues der Marienkirche angebracht, scheint ursprünglich ein Füllhorn gehalten zu haben, das später jedoch wegemeißelt und durch ein Kreuz ersetzt wurde.

Im Unterschied zu den Reliefsteinen von Rügen sind auf zwei Steinen in Wol-

gast Figuren in Linientechnik dargestellt. Ein Stein ist liegend in das Fundament der Petrikirche vermauert, ein zweiter im Innern der Kirche angebracht. Dieser stellt eine Figur dar, die in der rechten Hand eine Lanze hält.⁸¹ Die Lanze aber war – nach den Ottobiographen – um 1128 das Attribut des Stadtgottes Jarovit in Wolgast (Taf. 73). Der Stein ist durch ein im Oberteil nachträglich und in anderer Technik angebrachtes Kreuz geheiligt worden. Ähnliche Steine finden sich östlich der Oder mehrfach. Auch in Sachsen, etwa in Zadel, Kr. Meißen, einer alten Burgwardkirche, ist ein solcher Stein verbaut worden. Dagegen sind die vielfach den Slawen zugeschriebenen Steinfiguren von Bamberg nunmehr mit Sicherheit als älter, wahrscheinlich völkerwanderungszeitlich, erwiesen.⁸²

4. Religion und Kult

Seit der Mensch während der Altsteinzeit das zusammenhängende Denken erworben hatte, trat neben die tätige Auseinandersetzung mit seiner Umwelt durch Arbeit auch das Bemühen um eine geistige Bewältigung der Erscheinungen und Ereignisse seiner Umgebung. Zur Deutung des vom damaligen Wissensstand Unerklärlichen entstanden kultische und religiöse Vorstellungen und Anschauungen. Das geschah bei allen Völkern und in allen Kulturen. Auch in Inhalt und Aufgabe lag weitgehende Übereinstimmung vor. Die aus den religiösen und parareligiösen Vorstellungen erwachsenen Kulte standen trotz aller scheinbaren Transzendenz mit dem unmittelbaren Leben in Zusammenhang. Sie sollten es dem Menschen erleichtern, im täglichen Leben zu bestehen. Ihnen fiel die Aufgabe zu, das gesellschaftliche Zusammenleben zu regulieren und auf die Einhaltung gesellschaftlicher Normen hinzuwirken. Die Kulte und Magie der Urgesellschaft waren auf das Diesseits gerichtet! Die Annahme eines erstrebenswerten Jenseits zum Ausgleich für das miserable Diesseits war erst der Religion der Klassengesellschaft vorbehalten.

Ganz in jenem Rahmen bewegten sich auch Kult, Magie, Aberglaube und Religion der slawischen Stämme.

Als die slawischen Stämme in das Gebiet westlich der Oder einwanderten, blickten sie auf eine lange Tradition der geistig-kultischen und religiösen Entwicklung zurück. In ihren neuen Wohnsitzen vollzogen sich das Finale dieser Entwicklung und ihr Höhepunkt zugleich.⁸³

Die Vorstellungswelt der Stammesangehörigen war fest umrissen und bezog sich auf die verschiedensten Ebenen und Bereiche des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und individuellen Daseins. Eine ganze jenseitige Scheinwelt stand dem Menschen und jedem Stamm zu Diensten, eine Welt, der Furcht und Verehrung, Zweifel und Hoffnung entgegengebracht wurden, eine Welt, die dem Menschen seine Existenz überhaupt erst zu ermöglichen schien.

Diese jenseitige Welt wurde durchaus nicht von allen Stämmen gleichartig gedacht und die Auffassung von ihr änderte sich wohl im Laufe der Jahrhunderte. Da die religiösen und kultischen Vorstellungen aus urgesellschaftlichen Verhältnissen erwachsen waren, setzten sie die sozial nicht oder wenig differenzierte Stammesgesellschaft voraus. Daher boten die religiösen Vorstellungen auch keinen Raum für Verhältnisse der Herrschaft und Unterordnung im Innern der Stammesgesellschaft, bestenfalls rechtfertigten sie die Unterwerfung ganzer Stämme unter Tributverpflichtungen.

Die entstehende herrschende Klasse begriff oder fühlte zumindest diesen Widerspruch und wandte sich dem Christentum zu. Im gleichen Maße hielten die unteren Volksschichten und Teile des Stammesadels an den heidnischen Vorstellungen fest und verteidigten sie in erbitterten Kämpfen. Auf diese Weise wurden die Auseinandersetzungen zwischen Christenlehre und heidnischer Religion zur Auseinandersetzung um die Herausbildung der Klassengesellschaft.

a) Die Götter der Stämme und Stammesverbände. Tempel und heilige Haine

Jeder Stamm scheint zunächst seinen eigenen Gott inthronisiert und verehrt zu haben. Überliefert sind die Namen derartiger Götter von den Obodriten, Wilzen, Pomoranen und Spree-Havel-Stämmen, dagegen nicht von den Stämmen der Lausitz und den Sorben.⁸⁴ Die Götter wurden in Tempeln oder heiligen Hainen verehrt. Der Merseburger Chronist Thietmar drückt das sehr schlicht aus: „Jeder Gau dieses Landes hat seinen Tempel und sein besonderes, von den Ungläubigen verehrtes Götzenbild.“⁸⁵ Die Wagrier in Oldenburg verehrten den Gott Prove, die um Plön die Gottheit Podaga, die Polaben die Gottheit Siwa und die Obodriten um Mecklenburg den Gott Radigost. 967 wurde bereits, so berichtet Widukind, mit dem Sturz der Statue des Gottes am Hauptort der Wagrier (wahrscheinlich Oldenburg) von deutschen Eroberern „dem Volke ein großes Schauspiel“ bereitet.⁸⁶

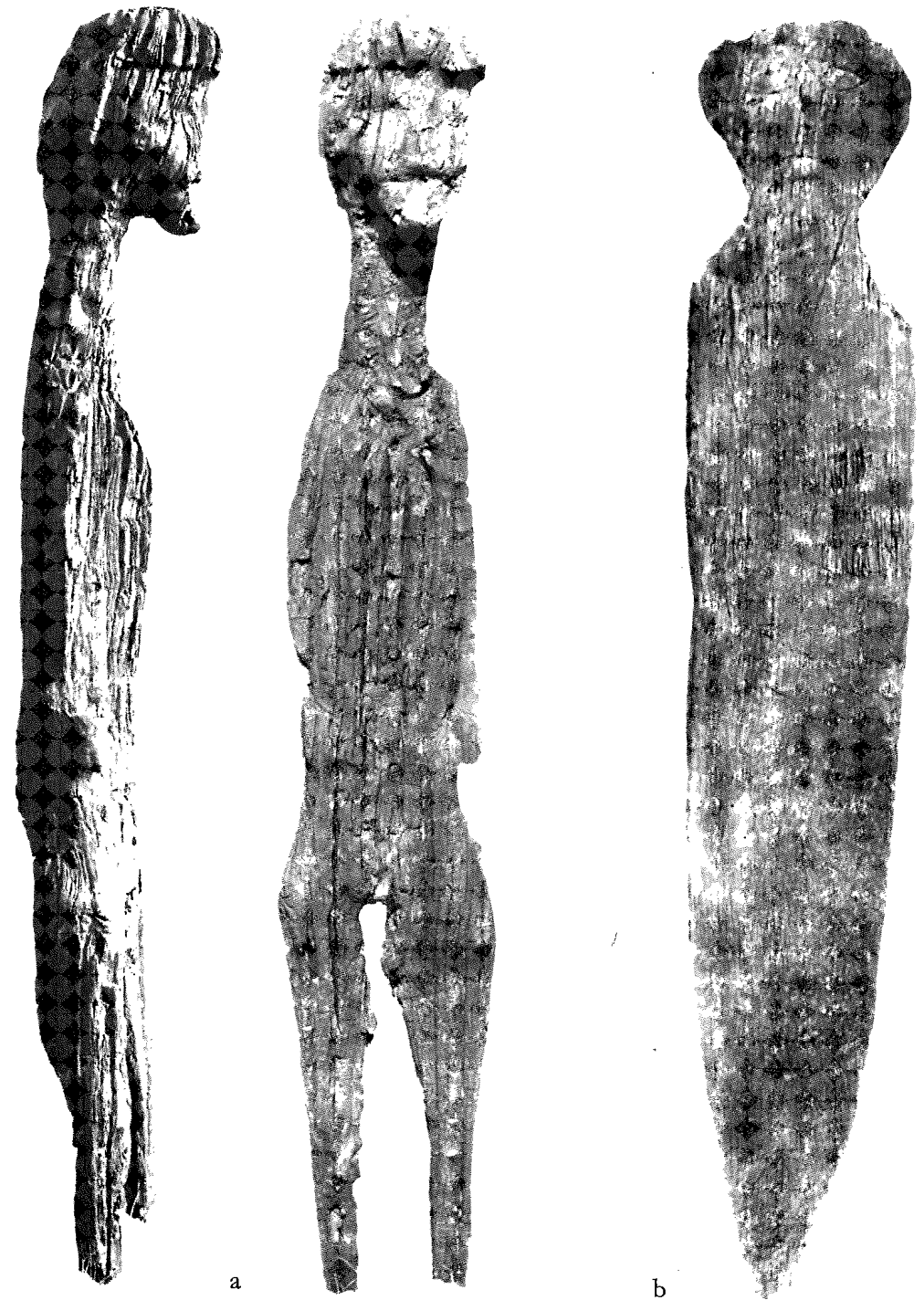
Bei den Wilzen gab es ebenfalls eine Reihe von Lokalgöttern. Über allen stand jedoch der Gott Svarozić, der in Riedegost (Rethra) vor allen anderen in einer Tempelburg verehrt wurde. Aufgrund ihm zugetragener Berichte schreibt der Chronist Thietmar: „Außen schmücken seine (des Tempels – J. H.) Wände, soviel man sehen kann, verschiedene, prächtig geschnittene Bilder von Göttern und Göttinnen. Innen aber stehen von Menschenhänden gemachte Götter, jeder mit eingeschnitztem Namen; furchterregend sind sie mit Helmen und Panzern bekleidet; der höchste heißt Svarozić, und alle Heiden achten und verehren ihn besonders. Auch dürfen ihre Feldzeichen nur im Falle eines Krieges, und zwar durch Krieger zu Fuß, von dort weggenommen werden.“⁸⁷

In Gützkow traf Otto von Bamberg, so berichtet sein Biograph Ebo, im Jahre 1128 auf Tempel „von großer Zierde und bewundernswerter Kunstfertigkeit . . ., die die Bewohner jenes Ortes für 300 Talente errichtet hatten.“⁸⁸

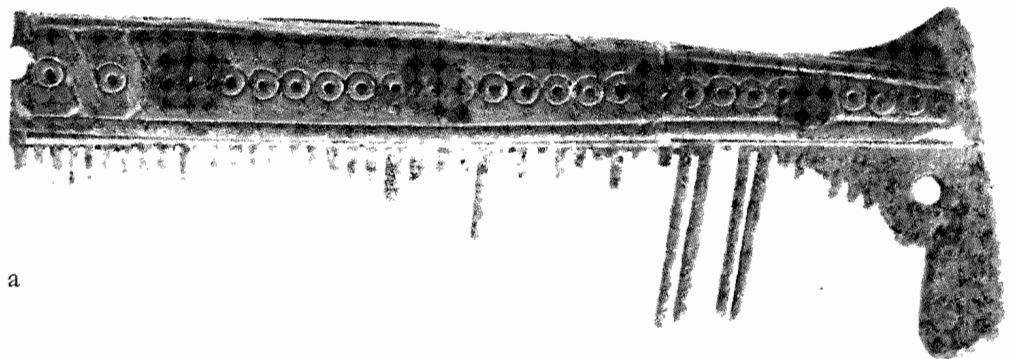
Die Heveller kannten den Triglav, der in der ersten Hälfte des 12. Jh. auf dem Harlungerberg von Brandenburg stand.⁸⁹ In Havelberg gab es einen Lokalgott Jarovit; ein Gott gleichen Namens galt als Stadtgott und Kriegsgott in Wolgast.⁹⁰

Besonders ausführliche Nachrichten sind über die Götter der Ranen des 11. und 12. Jh. erhalten. In Garz standen deren drei: Porevit, Pernut und Rugiaevit; der mächtigste jedoch, Svantevit, hatte seinen Sitz in der Tempelburg Arkona an der äußersten Nordspitze Rügens. In einer Reihe anderer Orte wie Rostock, Kessin, Gützkow und Malchow wurden Lokalgötter verehrt, deren Namen nicht überliefert sind.⁹¹

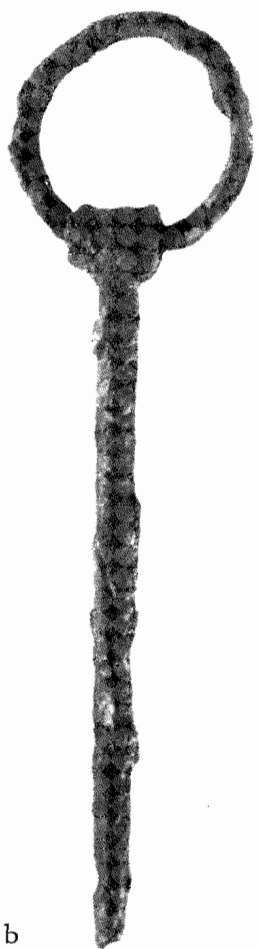
Präsenz der Gottheit suchte man auf verschiedene Weise zu erwirken: Die ältere und einfachere Art war die Einrichtung von heiligen Hainen. Um die Jahrtausendwende bestand ein „Zutibure“ (poln.: *święty bór* oder „Heiliger Hain“) im sorbischen Gebiet östlich von Lützen (daraus entstand der Ortsname Schkeitbar).⁹²



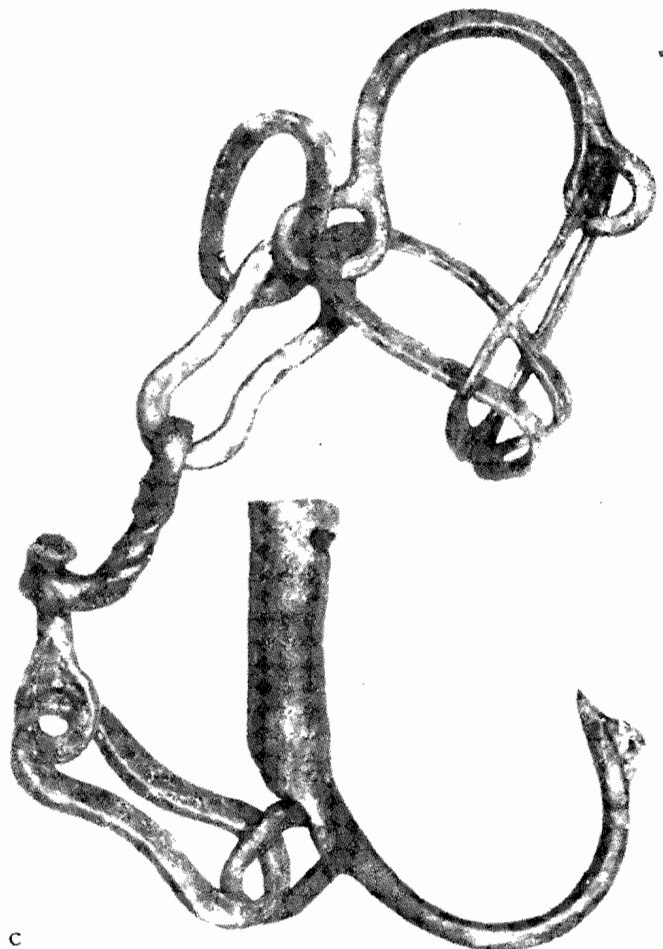
TAFEL 65. a) Altslawische hölzerne Kultfigur, beim Burgwall Altfriesack, Kr. Neuruppin, gefunden. Höhe 1,58 m; b) hölzerne Skulptur von Ralswiek, Kr. Rügen, Länge 93 cm. 9. Jh.



a



b



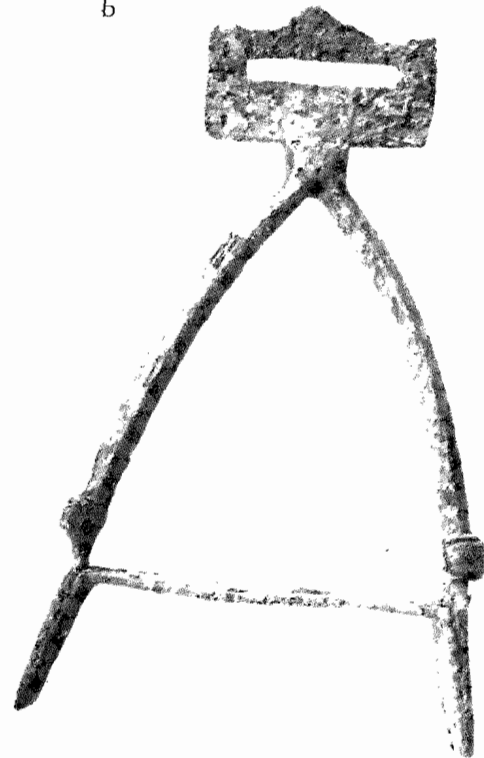
c

TAFEL 66. a) Verzierter Dreilagenkamm mit stilisiertem Pferdeköpfe aus der Brandenburg, erhaltene Länge 8,4 cm. 11. Jh.; b) eiserner Griffel mit Ring aus dem jungslawischen Gräberfeld von Sanzkow, Kr. Demmin; c) eiserne Fessel mit Schloß aus der jungslawischen Siedlungsschicht des Burgwalls von Neu Nieköhr, Kr. Teterow.

a

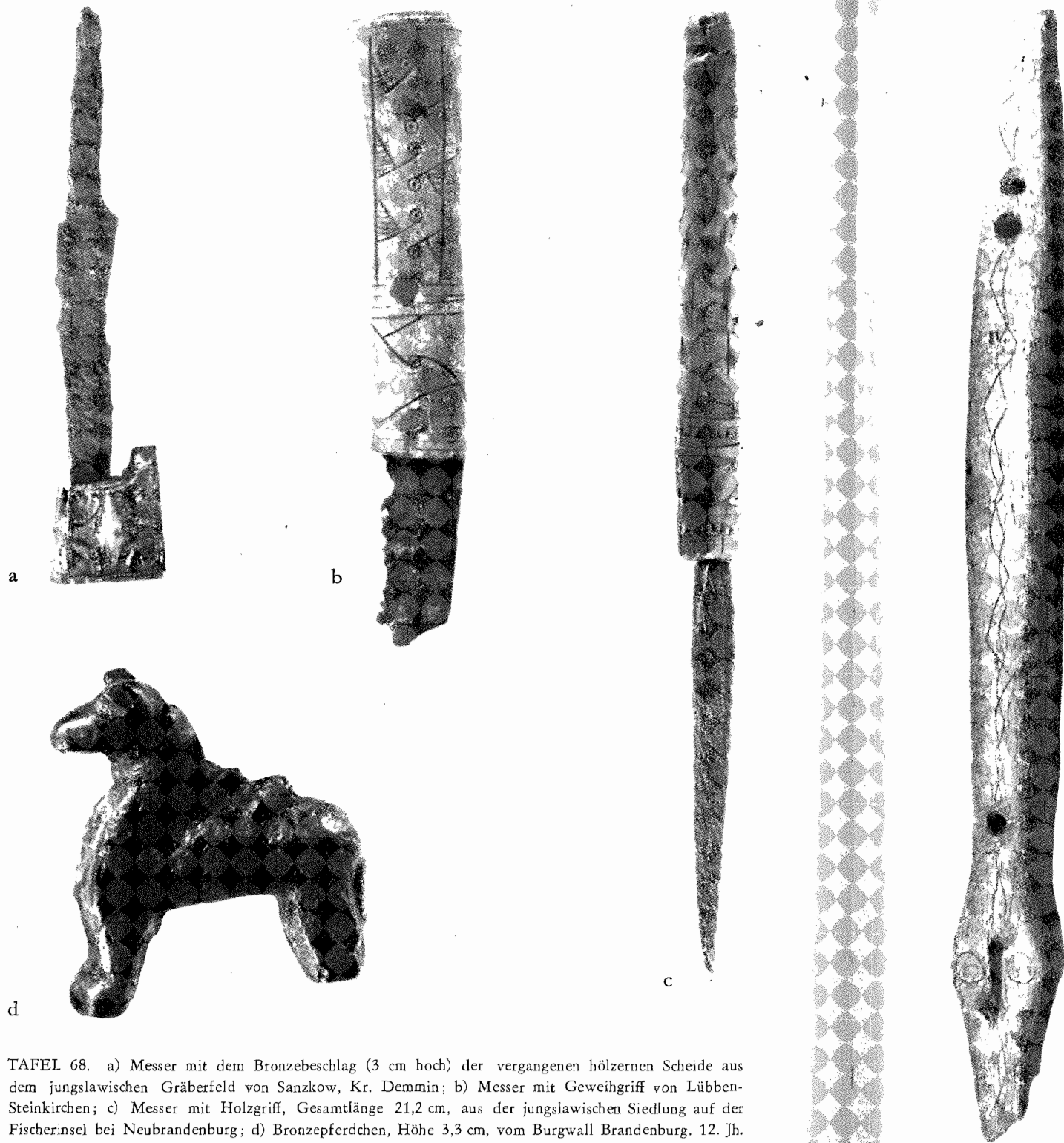


b



c

TAFEL 67. a) Eiserner Steigbügel mit Kupfertauschierung von unbekanntem Fundort, wohl Mark Brandenburg; b) eiserner Steigbügel von Ralswiek, Kr. Rügen; c) bronzenes Schwertortband aus einer slawischen Siedlung von Nimschütz, Kr. Bautzen.

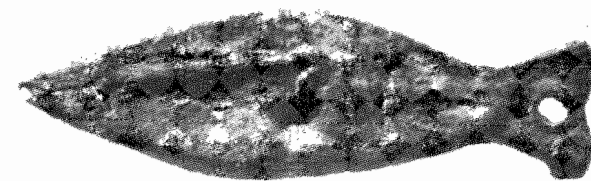


TAFEL 68. a) Messer mit dem Bronzebeschlag (3 cm hoch) der vergangenen hölzernen Scheide aus dem jungslawischen Gräberfeld von Sanzkow, Kr. Demmin; b) Messer mit Geweihgriff von Lübben-Steinkirchen; c) Messer mit Holzgriff, Gesamtlänge 21,2 cm, aus der jungslawischen Siedlung auf der Fischerinsel bei Neubrandenburg; d) Bronzeperdchen, Höhe 3,3 cm, vom Burgwall Brandenburg. 12. Jh.

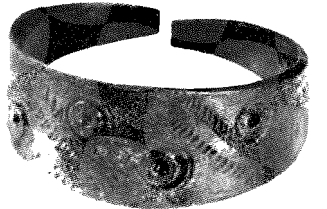
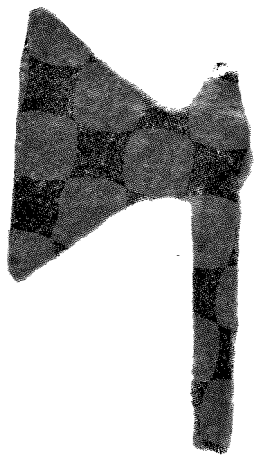
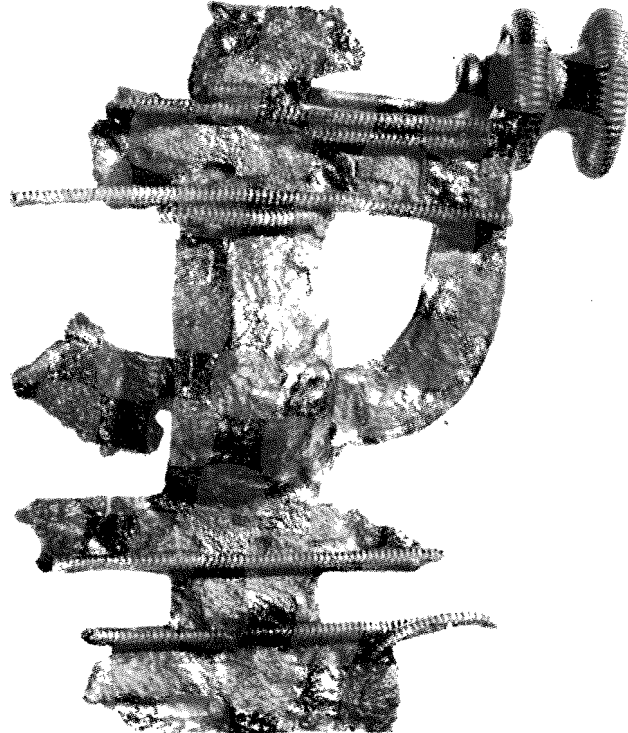
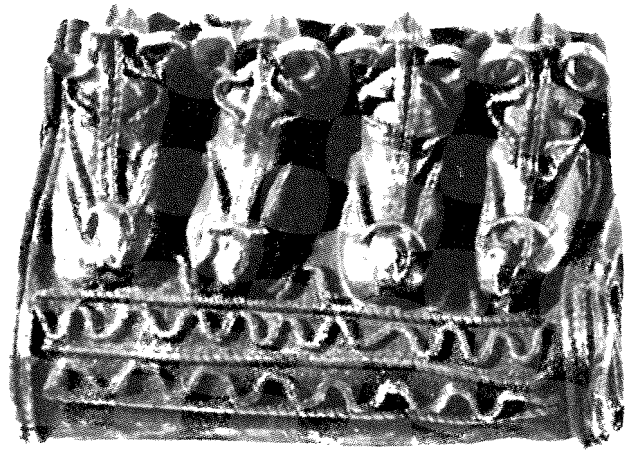
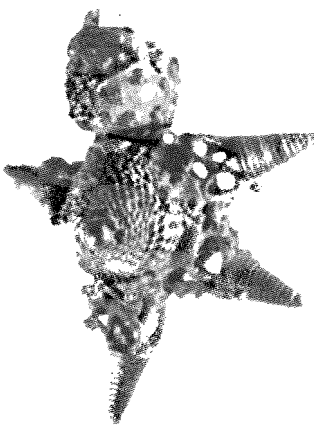
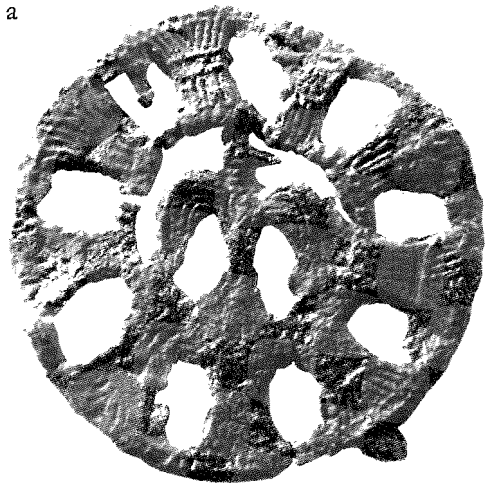
a) Geweihbeschlag in Form einer Schlange, 29 cm lang, Baggerfund von Anklam-Görke.



b) Hölzerner Möbelaufsatz in Form eines Drachenkopfes vom Burgwall Behren-Lübchin, Kr. Teterow. Mitte 11. Jh.



c, d) Fischamulette aus Blei von Neubrandenburg, Fischerinsel, und Fergitz, Kr. Templin.



a

b

c

d

e

f

g

TAFEL 71

a) Silberne Kaptorge von Marlow, Kr. Ribnitz-Damgarten. 11. Jh.

b) Bronzeamulett in Form einer Axt (Schneidenlänge 2,6 cm), sogenannter Thorshammer, Oberflächenfund aus der Siedlung des 8. bis 10. Jh. von Menzlin, Kr. Anklam.

c) Verzierter bronzenener Finger-ring, Bandbreite 0,9 cm, aus dem jungslawischen Gräberfeld von Sanzkow, Kr. Demmin.

d) Bronzene Armbrustsprossen-fibel mit Silberperldraht verziert, aus dem Urnengräberfeld des 7./8. Jh. von Prützke, Kr. Brandenburg.

TAFEL 70. a) Bleischmuckscheibe von 6,4 cm Durchmesser aus dem jungslawischen Gräberfeld Sanzkow, Kr. Demmin; b) Silberohrering vom Typ Tempelhof aus dem Gräberfeld Erfurt-Bischleben. 10. Jh.; c) bronzene Schläfenringe mit S-förmigem Ende aus einem Grab von Leubingen, Kr. Sömmerda. Erhalten ist ein Stück des Lederbandes, an dem sie ursprünglich befestigt waren. 10./11. Jh.; d-g) Sternchenohrringe und Berlocken vom Gräberfeld Erfurt-Neuschmidtstedt. 10./11. Jh.



a) Doppelköpfige Holzfigur aus der jungslawischen Siedlung auf der Fischerinsel im Tollensesee bei Neubrandenburg, Gesamtlänge 1,78 m, Länge des Oberteils 0,69 m.



b) Weibliche Holzfigur, nur grob ausgeführt aus der jungslawischen Siedlung auf der Fischerinsel bei Neubrandenburg. Länge 1,57 m.

Bei den Daleminzern waren eine Quelle und ein See bei Glomuzi (Lommatzsch, Kr. Meißen) Mittelpunkte kultischer Verehrung.⁹³ Nahe Oldenburg in Wagrien gab es bis 1156 den Hain des Prove. Dem Gott waren sehr alte heilige Eichen geweiht. Ein freier Hof umgab die Bäume, und ein sorgfältig gearbeiteter Holzzaun grenzte den heiligen Bezirk ab. Zwei prächtig verzierte Tore führten in das Heiligtum. Ein Priester, Mike mit Namen, betreute es. Nur diejenigen, die zu opfern beabsichtigten, hatten Zutritt. Gleichzeitig gewährte dieser Hain den Verfolgten Aufenthalt und Frieden.⁹⁴ Einen ähnlichen Hain, Boku, gab es an der Südküste Rügens.

Derartige heilige Haine konnten zu Tempelstätten und Tempelburgen gehören oder sie umgaben einfachere Kultplätze, wie wohl z.T. in den erwähnten Orten. Die archäologische Forschung hat einige dieser einfachen Kultstätten nachgewiesen, die aus einem kreisförmigen Platz bestanden, der von einem Graben umgrenzt wurde. Die bekannteste ist die des Perun bei Nowgorod.⁹⁵ Vergleichbare Kultstellen fanden sich auch im westslawischen Gebiet, so in Trzebiatów in Pommern. Auf einer Halbinsel im Parsteiner See bei Angermünde, dicht neben der Ruine des Marienklosters aus dem 13. Jh., ist auf der höchsten Stelle ein Rondell herausgearbeitet, das ein flacher Graben umgibt. Es entspricht in der Anlage der Kultstätte von Trzebiatów in Pommern oder der des Perun bei Nowgorod. Inmitten des Rondells stand vielleicht ein hölzernes Kultbild, wie es aus einigen anderen Orten überliefert ist.⁹⁶

Diese Form der Kultstätten geht weit in die Geschichte der indoeuropäischen Stämme zurück. Sie war seit der Jungsteinzeit in Teilen Europas verbreitet. Im nordwestslawischen Gebiet, genauer bei Wilzen und deren unmittelbaren Nachbarn, bei Rügenlawen und in den Frühstädten der Pomoranen an der Odermündung, bildete sich die spezifische Form des Tempelkultes heraus. Das Tempelgebäude, in dem die Standbilder von Gottheiten aufgestellt wurden, gab diesem Kult den eindrucksvollen Rahmen. An den Tempelorten lebten Priester, die vielfach weit über den unmittelbaren Bereich der Kulthandlungen hinaus gesellschaftliche Funktionen ausübten.

Am ausführlichsten berichtet der dänische Chronist Saxo Grammaticus über die Kultbilder und Tempel auf Rügen.⁹⁷ Der Gott Svantevit in Arkona wurde durch ein vierköpfiges, mehrere Meter hohes Standbild aus Holz dargestellt. Im Arm hielt er als Symbol der Fruchtbarkeit das Füllhorn. Vier Pfosten, zwischen denen Vorhänge gespannt waren, umgaben im Quadrat das Standbild. Ein hölzernes Bauwerk, dessen Dach purpurfarben glänzte, hielt die Witterungsunbilden ab (Abb. 150; 152).

In der Burg Garz im Süden Rügens standen drei ähnlich gebaute Tempel. In einem davon soll u. a. der siebenköpfige Rugiaevit verehrt worden sein. Sieben Schwerter soll er am Gürtel getragen und ein achtetes in der Hand gehalten haben. Zu den vielköpfig dargestellten Kultfiguren gehörten auch der Triglav in Brandenburg und in Szczecin. Die Vielköpfigkeit sollte offenbar die Zuständigkeit des Gottes für verschiedene Bereiche symbolisieren. Diese Tradition ist uralte und bei verschiedenen indoeuropäischen Völkern, wie bei Kelten und Römern, verbreitet gewesen.

Die Tempelbauten waren sorgfältig und kunstfertig gestaltet. Außer den Standbildern der Götter wurden in den Tempeln auch die Symbole und Zeichen des Gottes aufbewahrt – in Arkona das Füllhorn, in Wolgast der goldene Schild, in Szczecin Speere, Lanzen, Fahnen, Schwerter. Diese Symbole wurden nur zu besonderen Festlichkeiten, die Kriegszeichen bei Feldzügen, entnommen. In Arkona pflanzte man 1168 auf dem Wall das Feldzeichen des Svantevit, die Staniza, gegen die dänischen

Belagerer auf. Außerdem befand sich in den Tempeln die Schatzkammer des Stammes oder des Gemeinwesens. Der Schatz der Ranen hatte seinen Aufbewahrungsort am Tempel von Arkona. Die Lutizen häuften ihre Schätze in Rethra; in Szczecin und vielleicht auch in Gützkow, Kr. Greifswald, stand jeweils neben dem Tempel ein Schatzhaus. Dort „häuften sie nach Vätersitte nach dem Gesetz der Zehntung die gewonnenen Reichtümer und Waffen ihrer Feinde auf und was von Schiffsbeute oder auch im Landkampf erworben war. Auch stellten sie dort die goldenen oder silbernen Becher auf, aus denen die Edlen und Machthaber zu weissagen, zu schmausen und zu zechen pfl egten, damit sie an dem Tage der Festlichkeiten wie aus einem Heiligtum herausgetragen wurden...“⁹⁸

Die Tempel waren von einem geweihten Bezirk umgeben, der nicht von jedem und nur unter bestimmten Bedingungen zu betreten war. Um Rethra wuchs ein heiliger Wald; in Arkona war der Tempelbezirk vielleicht von einem flachen Graben begrenzt. In das Innere des Tempels durften nur die Priester eintreten, mit angehaltenem Atem, wie der Chronist berichtet. Derartige Banngräben und Begrenzungen sind offenbar ein Zubehör jeder Kultstätte gewesen, sowohl im Regional- als auch im Lokalkult.

Neben diesen regional oder von ganzen Stämmen oder Stammesverbänden verehrten Göttern, die in den Aufzeichnungen der Chronisten erwähnt werden, hatten viele Orte und Burgorte eigene Götter und stellten sie offenbar auch bildlich dar. Eine derartige Figur aus Eichenholz ist aus Altfriesack bei Neuruppin bekannt. Sie wurde unmittelbar vor der slawischen Burg und Siedlung gefunden (Taf. 65). Eine ähnliche, wenn auch weniger deutlich gestaltete Figur fand sich vor der Burg von Behren-Lübchin nördlich von Teterow.

Von der Siedlung des 11./12. Jh. auf der Fischerinsel im Tollensesee bei Neubrandenburg kommen eine wenig sorgfältig gestaltete weibliche Figur und der ebenfalls bereits erwähnte Doppelkopf (vgl. Kap. V.3).

Aus zwei Burgen des 8. und 9. Jh. sind bisher durch archäologische Forschungen die Kultgebäude bzw. Tempel selbst bekannt: vom Schloßberg in Feldberg, Kr. Neustrelitz, und von Groß Raden, Kr. Sternberg. Von der berühmten Tempelburg Arkona sind lediglich noch Reste erhalten; es zeigte sich jedoch, daß auch Arkona bereits im 8./9. Jh. als Kultplatz diente, die Svantevit-Verehrung also auch in Arkona lange vor dem Berichtszeitraum der Chronisten üblich war.⁹⁹ Das Schema des Tempels läßt sich aufgrund der genauen Angaben von Saxo rekonstruieren (Abb. 152).

In Feldberg, Kr. Neustrelitz, konnten auf einem Geländesporn, der gen Osten in den Breiten Lüzin hineinreichte, Spuren einer Kultstätte festgestellt werden (S. 168). Ein flacher Graben trennte sie vom Burggelände ab. Den Mittelpunkt dieser Kultstätte bildete ein Gebäude, wohl ein Tempel (Abb. 71). Die Lage entspricht – in kleinerem Maßstab – ganz der von Arkona.

Verhältnismäßig eindeutige Spuren eines solchen Tempels des 9. Jh., auch im Hinblick auf Einzelheiten der Konstruktion, erbrachten die Ausgrabungen von Groß Raden, Kr. Sternberg (Taf. 74; 75; Abb. 152). Nachgewiesen wurde ein Hallenbau von 11 m Länge und 7 m Breite. Die Wand bestand aus einer komplizierten Bohlenkonstruktion, deren äußere Fassade mit stilisierten männlichen bzw. weiblichen Symbolfiguren geschmückt war. Ein Umgang führte um das Gebäude herum (Taf. 74a). In seinem Innern fanden sich einige Pferdeschädel, davor ein schöngeformter Kelch aus Ton (Taf. 74b).¹⁰⁰ Dieses detailgetreue Bild des Tempels von Groß Raden

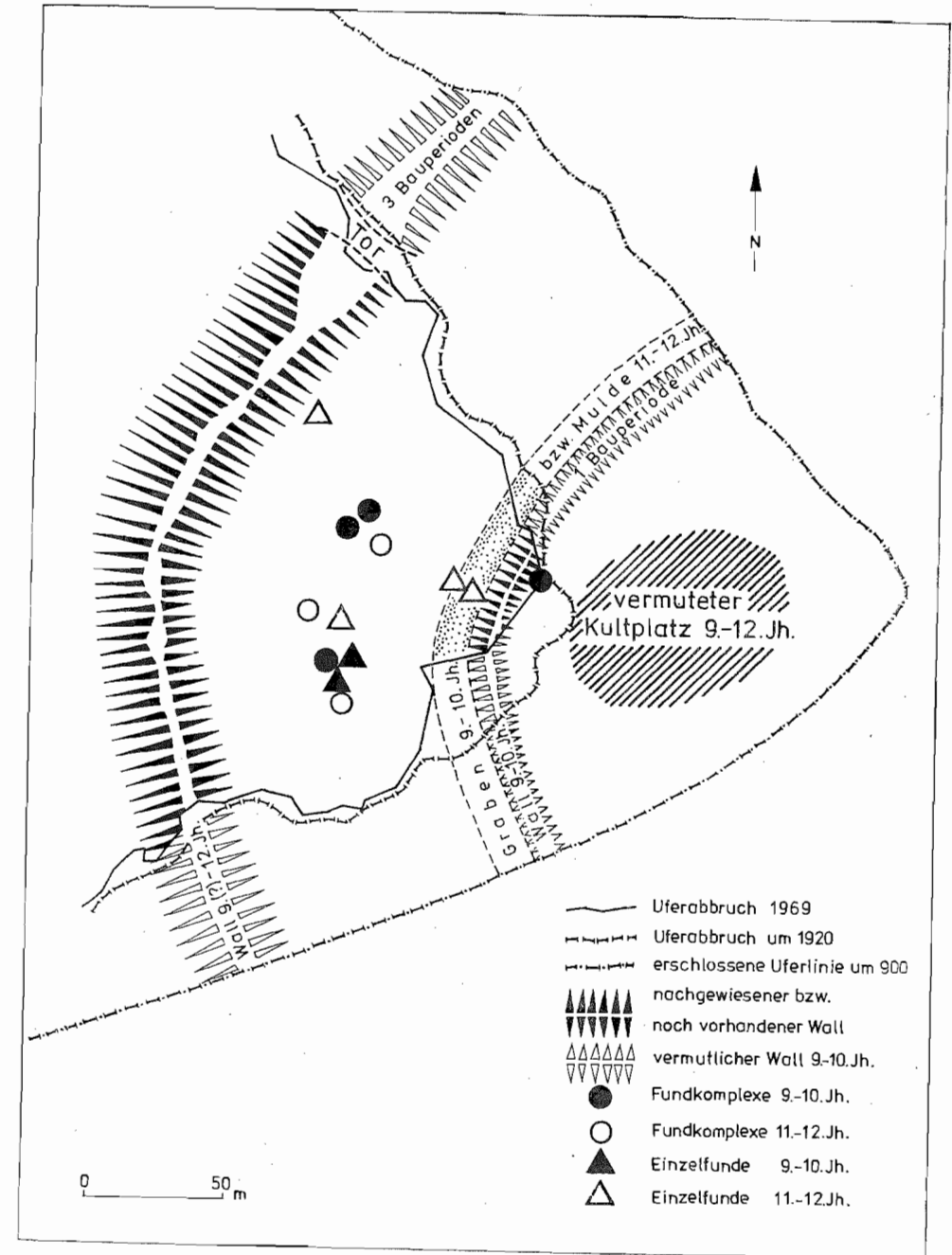


Abb. 151 Grundriß der Tempelburg Arkona auf Rügen.

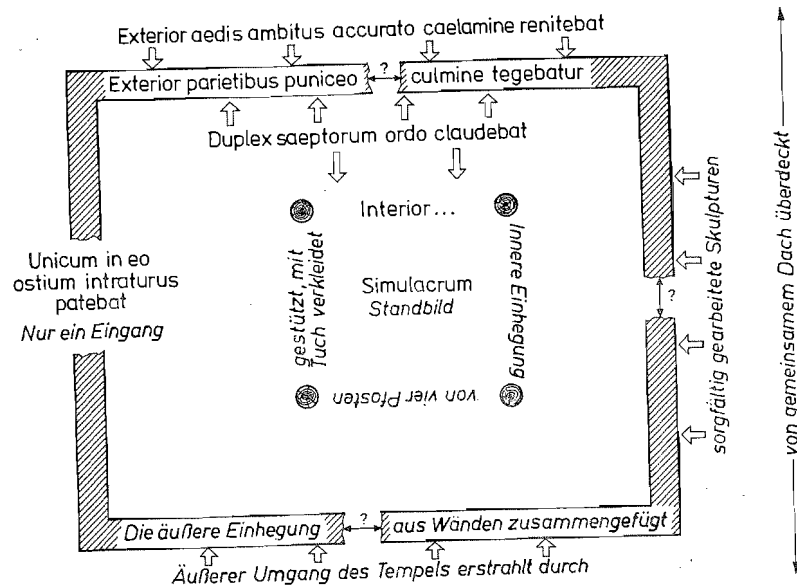
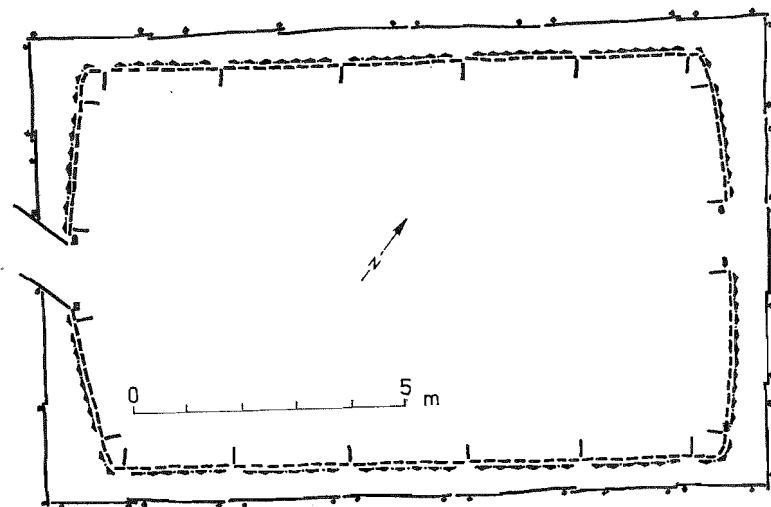


Abb. 152 Grundriß des Tempels von Groß Raden, Kr. Sternberg, und Rekonstruktion des Tempelgrundrisses von Arkona (unten).

erleichtert das Verständnis der Schilderung Saxos vom Tempel in Arkona und die Rekonstruktion des Grundrisses dieses Tempels. Im Prinzip haben sich beide Bauwerke dem Wesen nach nicht unterschieden. Arkona war vielleicht etwas größer und prachtvoller (Abb. 153).

Hinweise auf eine Kultstätte, zu der wohl ein Gebäude gehörte, liegen nunmehr auch aus dem Seehandelsplatz Ralswiek vor. Unmittelbar auf dem flachen Ausläufer des Strandwall es an der Einmündung des Jägerbaches in den Jasmunder Boden wurde im 9./10. Jh. eine wurtenartige Aufschüttung aus Plaggen angelegt. Dar-

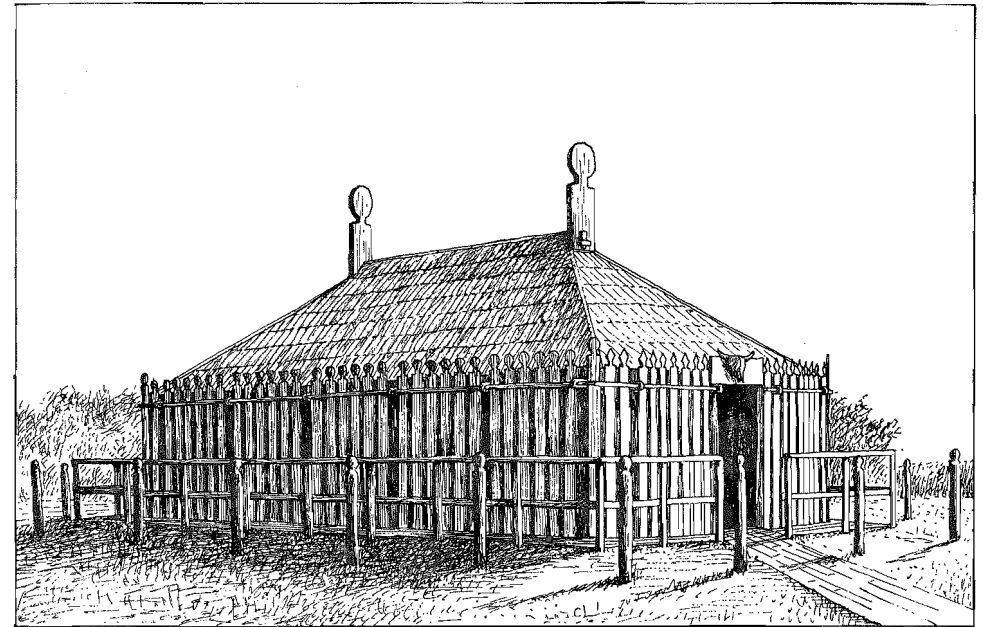


Abb. 153 Rekonstruktionszeichnung des Tempels von Groß Raden, Kr. Sternberg. 9./10. Jh.

auf stand, nach mächtigen Schwellsteinen zu urteilen, ein großes Bauwerk von wenigstens 8×12 m Ausdehnung. Gegenüber der Siedlung wurde es durch eine Mulde bzw. künstlich angelegten Graben abgegrenzt. Die bisherigen Grabungen haben zwei Bauperioden nachgewiesen. Im Umfeld des Platzes fanden sich Skelettreste, darunter Schädel von Menschen mit Spuren artifizierlicher Einwirkung sowie zahlreiche Skelettreste von Pferden (vgl. Kap. I.9c). Eine größere Einhegung aus Spaltbohlen, um die ein Umgang herumführte, wurde unlängst auch in der Zollstätte am Eldeübergang bei Parchim angetroffen. Die Bohlen der Einhegung wiesen möglicherweise Köpfe auf, wie die des Tempels von Groß Raden. Eine sekundär in die Brückenkonstruktion verbaute Bohle deutet darauf hin.¹⁰¹

Die Entdeckungen in Feldberg und Groß Raden zeigen, daß bereits vor der Wirksamkeit christlichen Einflusses die Verehrung der Stammesgottheiten in Tempeln vor sich ging, sich mithin ein Tempelkult eigenständig und nicht unter christlichem Einfluß ausgeprägt hatte, wie hin und wieder angenommen wurde.¹⁰² Zugleich aber ist die Verbreitung dieses Tempelkultes auf die Gebiete begrenzt, in denen wilzische Stämme ansässig waren bzw. die diese beeinflusst haben. Traditionen der wilzischen Stämme jedoch sind offenbar in einem Gebiet entstanden, in dem zeitweise keltischer Einfluß wirksam war. Bei den Kelten aber war der Tempelkult hoch entwickelt (Abb. 154). So läßt sich letztlich die spezifische Prägung des nordwestslawischen Tempelkultes auf ältere Wurzeln zurückführen, die nach der slawischen Landnahme in neuer Umgebung und unter besonderen historischen Bedingungen erneut zur Blüte gelangten.¹⁰³

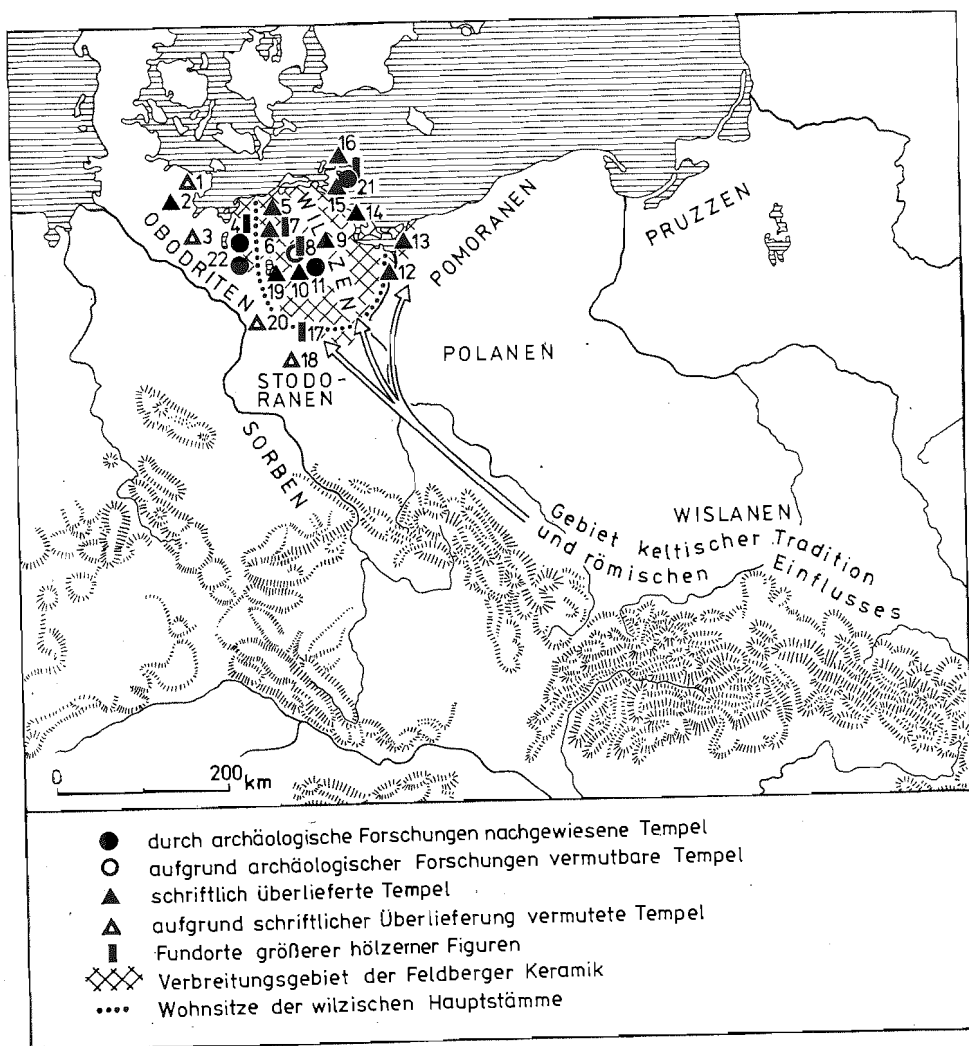


Abb. 154 Verbreitung von Tempeln, Kultstätten und Kultbildern im westslawischen Gebiet: 1 Oldenburg; 2 Plön; 3 Ratzeburg; 4 Groß Raden; 5 Rostock; 6 Kessin; 7 Behren-Lübchin; 8 Neubrandenburg, Fischerinsel; 9 Gützkōw; 10 Rethra (nicht genau lokalisierbar); 11 Feldberg; 12 Szczecin; 13 Wolin; 14 Wolgast; 15 Garz; 16 Arkona; 17 Altfriesack; 18 Brandenburg; 19 Mälchow; 20 Havelberg; 21 Ralswiek; 22 Parchim.

b) Die Priester und ihre Rolle in der Gesellschaft

Die Kultstätten wurden von Priestern gepflegt und die Kulthandlungen von ihnen vorgenommen oder geleitet. An den großen Tempeln gab es mehrere Priester, an den kleinen oder in den heiligen Häinen vielleicht nur jeweils einen.

Die Verehrung eines Gottes und die entsprechenden Kulthandlungen waren in der Regel auf ein Stammesgebiet, auf eine abgeschlossene Gemeinschaft begrenzt. Nur die Mitglieder dieser Gesellschaft gehörten der betreffenden Kultgemeinschaft an. Mit

dem Beginn der Klassendifferenzierung und der Staatsbildung führte das zu erheblichen Komplikationen und Wandlungen in Kult und Religion. Zunächst verband sich die Oberschicht der Stämme offenbar enger mit der Religionsausübung, sie umgab sich mit dem heiligen Mantel der Stammesreligion. Der oben zitierte Chronistentext über die Verhältnisse in Szczecin zeigt das recht deutlich.

Bei der Eroberung und Unterwerfung benachbarter Stämme wurde auch der Machtbereich des Stammesgottes ausgedehnt. Die Völker, die den Ranen tributpflichtig waren, zahlten den Tribut und lieferten Geschenke an Svantevit in Arkona. Selbst der dänische König schickte dem Svantevit gelegentlich einen goldenen Becher zum Zeichen seiner Verehrung. Einen ähnlich weiten Einfluß mag Svarozīc in Rethra ausgeübt haben.

Diese Entwicklung führte jedoch über Ansätze nicht hinaus. Die Obodriten, von denen als einzigen eine bedeutendere Staatsbildung ausging, hatten christliche Fürsten. Der erste Obodritenfürst soll bereits 821 getauft worden sein. Und diese Fürsten, insbesondere Gottschalk, waren um die Durchsetzung des Christentums in ihrem Machtbereich bemüht. Gerade im Obodritenreich blieb es daher bei der Verehrung von Lokalgöttern der Stämme oder Burgbezirke.

Religion und Kult verkörperten wesentliche Teile der Stammesideologie, den Priestern der Tempel oblag es, diese zu wahren und zu fördern. Krieg und Frieden, alle Fragen des Rechts, der inneren und äußeren Beziehungen waren von den religiösen Vorstellungen beeinflusst und in diese eingebettet. Daher fielen alle Entscheidungen in diesen Fragen in engster Verbindung mit Religion und Tempelstätten.

Zwangsläufig ergab sich aus dieser für die Urgemeinschaft und frühe Klassengesellschaft typischen Verflechtung von gesellschaftlichem Leben und Religion die teilweise überragende Stellung der Priester im gesellschaftlichen Leben. Als Mittler zwischen Gott und gläubigem Volk lagen bei ihnen viele Möglichkeiten zur Beeinflussung und Herbeiführung von Entscheidungen. Da die Priester mit großer Wahrscheinlichkeit der Oberschicht angehörten, erhielt somit die sich herausbildende herrschende Klasse ein wichtiges Machtmittel.

In welcher Weise nahmen die Priester diese Rolle wahr? Eine bedeutende Machtstellung hatten sie als Hüter des Schatzes, als Einnehmer von Geschenken und Abgaben inne. Die Kaufleute, die nach Arkona kamen, mußten z. B. Abgaben an den Tempel leisten, bevor sie zum Markt zugelassen wurden. Über einen großen Teil des Reichtums des Landes konnte nur mit Zustimmung der Priester verfügt werden. Der Tempelschatz von Arkona diente beispielsweise zum Loskauf der Ranen gelegentlich der obodritischen Invasion im Jahre 1123/24.¹⁰⁴ Mehrfach ist die Frage erörtert worden, ob die Priester von Arkona unmittelbaren Landbesitz mit entsprechenden Wirtschaften hatten. Pollenanalytische Untersuchungen in der Umgebung von Arkona haben einen im Vergleich zu anderen Burgen und Siedlungen dieser Zeit extrem hohen Anbau von Hafer nachgewiesen (vgl. S. 74). Daher darf auf eine besondere Tempelwirtschaft geschlossen werden. Gestützt wird dieser Schluß durch Nachrichten über Pferdekuhl und eine berittene Tempelgarde in Arkona sowie durch die auf Pferdehaltung und Gestüt hinweisenden Ortsnamen.¹⁰⁵

Eine große Rolle spielten die Priester bei der Rechtsfindung. Im Provehain bei Oldenburg pflegte jeden Dienstag das Volk mit Fürst und Priester zum Gericht zusammenzukommen. Der Priester hatte das Recht, die Volksversammlung einzuberufen. Als der Geistliche Gottschalks, der sächsische Kaufleute auf ihrer Handelsreise be-

gleitete, in Arkona das Christentum predigte, holte der Svantevitpriester „König und Volk herbei und erklärte ihnen, die Götter seien heftig erzürnt und könnten nicht anders beruhigt werden, als durch das Blut des Priesters...“¹⁰⁶ Ebenso wie die Kultplätze in Arkona und Oldenburg Versammlungsplätze waren, tagte auch die Volksversammlung der Lutizen an der Tempelburg dieses Stammesverbandes in Rethra. Die Priester erschienen als Mittler des göttlichen Willens, den sie in Rethra durch Loswurf und Roßorakel zu ergründen vorgaben. „Ergibt sich beidemale das gleiche Vorzeichen, dann setzt man es (das geplante oder erörterte Vorhaben) in die Tat um. Andernfalls läßt das Volk niedergeschlagen davon ab.“¹⁰⁷

Es darf als sicher gelten, daß ohne Initiative oder Billigung der Priester kein Krieg des Stammesverbandes zustande kam. Der große Lutizenaufstand 983 ist offensichtlich von Rethra geführt und organisiert worden. Auch im Jahre 1066 wurde der Aufstand gegen den Obodritenfürsten Gottschalk von Rethra unterstützt oder sogar vorbereitet. In Rethra fand auch die Siegesfeier statt.

Neben den heiligen Feldzeichen schickte man von Rethra auch das Pferd des Gottes Svarozīc, einen Schimmel, in den Krieg. Gesattelt sollte es den Krieger die Vorstellung vermitteln, daß der Gott selbst unsichtbar an ihrem Kampf teilnähme. Der Priester trat wohl teilweise selbst an die Spitze des Heeresaufgebotes. Eine ähnliche Rolle kam dem weißen Roß des Svantevit in Arkona und dem Kriegspferd des Triglav in Szczecin zu. 1068 wurde bei einem Überfall des Bischofs Burchard von Halberstadt das weiße Roß von Rethra erbeutet und vom Bischof nach Halberstadt geritten. Zu erwägen, wenn auch nicht zu beweisen ist, ob die Priesterschaft von Rethra sich eine kleine berittene Streitmacht, eine Tempelgarde hielt. Von Saxo wird geschildert, wie in Arkona „Entscheidungen“ über Krieg und Frieden zustandekamen: „War nämlich beschlossen, gegen irgendein Gebiet Krieg zu führen, so pflegte man mit Hilfe der Tempeldiener eine dreifache Reihe von Lanzen vor dem Tempel anzuordnen, in jeder wurden je zwei mit den Spitzen in die Erde gesteckt und gegeneinander verschränkt. Die Reihen waren durch gleiche Entfernung voneinander getrennt. Während das geschah, wurde nach einem feierlichen Gebet das Roß vom Priester aus der Vorhalle gezäumt herausgeführt. Falls es die vorgesezte Reihe eher mit dem rechten als mit dem linken Fuß überschritt, wurde das als günstiges Vorzeichen des zu führenden Krieges angenommen; wenn es aber auch nur einmal den linken dem rechten vorsetzte, so wurde die Absicht über das anzugreifende Gebiet geändert und nicht eher wurde ein Schiffsunternehmen als sicher vorbestimmt, als bis hintereinander drei Spuren des besseren Auftritts gesehen waren“.¹⁰⁸

Der Pferdefuß war es also, über den die Priesterschaft von Arkona ihren Einfluß auszuüben vermochte. Weitere Vorhersagen beruhten auf Losen, dem Wahrsagen aus der Asche, der Beschaffenheit der Wasseroberfläche, dem Harnorakel oder dem Kuchenorakel. Die sicherste Art, auf die Entscheidung Einfluß zu nehmen, bestand für den Priester darin, daß er aus dem Geschmack des Opferblutes den Willen des Gottes erkundete.¹⁰⁹

Die Priester waren nicht nur mittelbar an politischen Entscheidungen beteiligt, sondern trafen diese wohl auch unmittelbar, als Vertreter ihres Stammes. Ein Priester der Ranen verhandelte 1123/24 mit Heinrich von Alt Lübeck über das Lösegeld und traf eine entsprechende Vereinbarung. Die Gesandten des Dänenkönigs kamen 1134 zum Priester von Arkona wegen Flottenhilfe. Das Orakel, das danach wohl befragt wurde, fiel günstig aus. Die Flotte lief aus. Und so konnte der Chronist Helmold

(I/36) über die Ranen die Worte schreiben: „Der Oberpriester genießt bei ihnen größere Verehrung als der König. Wohin das Los weist, senden sie ihr Heer. Siegen sie, so bringen sie Gold und Silber in den Schatz ihres Gottes ein und teilen das übrige untereinander.“

Die Priester von Arkona und Rethra waren also nicht nur Diener des Gottes, sondern Diplomaten, Menschen, die die politischen Verhältnisse in ihrer Umwelt überschauten und sie in ihre Berechnungen einbezogen. Geschickt nutzten die Priester des Lutizenbundes in Rethra die Auseinandersetzungen zwischen polnischem und deutschem Feudalstaat aus, kämpften im Bündnis mit den deutschen Königen Heinrich II. und Konrad II. zwischen 1003 und 1033 gegen Polen und griffen im 11. Jh. entscheidend in den Prozeß der Staatsbildung bei den Obodriten ein. Da Staatsbildung und deutsche oder polnische Eroberung für die Mehrheit ihres Volkes gleichbedeutend mit Christianisierung und diese wiederum mit Zins und Abgaben war, wurde, wie in keinem anderen slawischen Gebiet, die heidnische Religion, die Verehrung der heidnischen Götter, entwickelt und im Tempelkult institutionalisiert.

c) Hausgötter, Geister und Dämonen

Die hochreligiösen Vorstellungen, die das geistig-kulturelle Leben ganzer Stämme oder Stammesverbände beherrschten, wurden ergänzt durch die Kultvorstellungen im Bereich der Großfamilie oder Familie, durch Animismus, Dämonen- und Geisterglauben. In den Großfamilien und Familien spielten Hausgötter, Penaten, eine große Rolle. Hervorragende oder sagenhafte Familienväter galten als Schirm der Familie und genossen daher den nötigen Respekt, der sich in kultischen Handlungen, Trankopfern und anderen Zeremonien ausdrückte. Thietmar berichtet z. B. über die Merseburger Gegend: „Sie verehren ihre eigenen Hausgötter, hoffen fest auf ihre Hilfe und opfern ihnen. Ich habe sogar von einem Stabe gehört, an dessen Ende eine Hand angebracht war, die einen eisernen Ring hielt; er wurde vom Hirten des Dorfes, in dem er sich befand, von Haus zu Haus herumgetragen...“¹¹⁰ Möglicherweise ist der Stab von Scharstorf (Abb. 149) ebenfalls in diesen Zusammenhang zu stellen. Kleine Figuren aus Bronze, Holz oder Bein, wie sie aus Merseburg oder Schwedt (Taf. 60) bekannt geworden sind, finden ihre Entsprechungen in den skandinavischen Taschen-göttern, den in der Reisetasche oder in Nischen verwahrten kleinen Abbildern von Gottheiten oder Ahnen.

Hausgötter und Ahnen wurden vor allem im Zusammenhang mit dem persönlichen Leben der Menschen, bei Geburt, Hochzeit und Tod bemüht. Dabei bildeten sich spezielle Riten, wie bei der Bestattung der Toten, heraus.¹¹¹ In den Grabsitten, die die archäologische Forschung unterscheiden kann, drücken sich solche Riten aus. Jede Großfamilie hatte zunächst wohl ihren eigenen Bestattungsplatz. Lebten mehrere Großfamilien in einem Dorf zusammen, so bestatteten sie auch auf dem gemeinsamen Dorffriedhof ihre Toten in besonderen Gruppen. Bis zum 9./10. Jh. wurden Verstorbene vorwiegend auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Bei der Einäscherung wurden Klagelieder gesungen, vielleicht auch Trauertänze aufgeführt und Totenmahle abgehalten. Die Slawen im Mittelbegebiet und vereinzelt im Havelgebiet sammelten die Asche in Urnen und andere Behältnisse und vergruben sie in der Erde (Taf. 77). Andere Stämme bevorzugten Hügelgräber. Sie

häuften manchmal Hügel über den Resten des Scheiterhaufens auf. Eine andere Sitte, wie z. B. auf Rügen, bestand darin, den Leichenbrand des Toten mitsamt den Resten der Beigaben und des kultischen Mahles in den Hügel einzustreuen. In der Lausitz pflegte man die Urnen mit der Asche des Toten auf der Kuppe eines flachen Hügels aufzustellen (Abb. 10).¹¹² Die Grabsitten waren also durchaus mannigfaltig und hatten von Stamm zu Stamm Besonderheiten.

Allem Anschein nach glaubte man jedoch durchweg an ein Fortleben nach dem Tode und stattete den Toten mit den nötigen Ausrüstungen, mit seiner Kleidung und seinem Schmuck aus.

In Pausnitz bei Riesa fanden sich in einer Urne Gerste und verbrannte Knochen eines Pferdes.¹¹³ Auf die besondere Rolle, die das Pferd in der Religion spielte, weisen die oben angeführten Berichte über die slawischen Tempelstätten hin. Besonders interessant ist der Fund der Gerste. Das Ausstreuen von Gerste in Verbindung mit Schlachtopfern ist wohl uralter indoeuropäischer Brauch. Bereits eineinhalb Jahrtausend vor dieser Bestattung in Pausnitz beschrieb Homer in der Odyssee den Brauch, Gerste über das geschlachtete Opfertier auszustreuen. Bedeutenden Personen, den Stammesfürsten und Stammesführern, hatten die Witwe oder eine Sklavin mit in den Tod zu folgen. Ein solches Grab wurde bei Prützke, Kr. Brandenburg, entdeckt. Mit einem Krieger in mittlerem Alter, der offensichtlich einer von einem Geschoß oder von einem Dolch erlittenen Wirbelsäulenverletzung erlegen war, wurde auf seinem Scheiterhaufen eine jüngere Frau mitverbrannt.¹¹⁴

An der Küste, wo die Schifffahrt eine Rolle spielte – ganz sicher angeregt durch die Verbindung mit den Skandinaviern –, herrschte die Vorstellung vom Totenschiff. In Menzlin, Kr. Anklam, waren im 8./9. Jh. die Grabstellen daher aus großen Steinen in Schiffsform gebaut (Taf. 77). Darin befanden sich Leichenbrandreste. Im Hügelgräberfeld von Ralswiek wurde ein Grabhügel untersucht, in dem der Leichenbrand des Toten mit den Planken eines Schiffes bedeckt worden war. Auch der Scheiterhaufen hatte Schiffsteile enthalten. Ein Hügel überdeckte die Bestattung.¹¹⁵

Mit der Vorstellung von der besonderen Rolle des Schiffes als Mittler zum Jenseits standen wohl auch die Zeremonien und Opfer in Verbindung, die an einigen Schiffen von Ralswiek beobachtet wurden. Neben den bereits nicht mehr seetüchtigen Booten fanden sich Spuren von Tier- und Menschenopfern. Menschliche Schädelreste und Schenkelknochen, von denen das Fleisch abgetrennt war, lagen neben denen der Pferde.¹¹⁶ Diese Opferreste fanden sich im Umkreis der nunmehr entdeckten Kultstelle.

Diese barbarischen Bräuche und Zeremonien bildeten Höhepunkte im gesellschaftlichen Leben der damaligen Zeit. Die Menschen knüpften daran die Hoffnung, auf diese Weise Leben und Fruchtbarkeit der Natur zu fördern und die Gunst der Götter zu gewinnen.

Seit dem 10./11. Jh. begann sich, wohl unter dem Einfluß des Christentums, allmählich die Körperbestattung der Toten durchzusetzen (Taf. 76). Man hüllte die Verstorbenen in Tücher oder legte sie in Holzsärge oder Steinkisten, samt Kleidung und Schmuck. Am Kopf, zu Füßen, am Arm, je nach der Familiensitte, legte man Nahrung nieder oder stellte Getränke hin. Nachdem der Geld-Warenumlauf im 11. Jh. zunahm, gab man dem Toten häufig auch eine Silbermünze oder ein Stück Silber in die Hand, steckte es in den Mund oder in einen kleinen Geldbeutel. Der Charonspennig spielte wie bei den Griechen also auch bei den Slawen eine Rolle.¹¹⁷

Dem gleichen Zweck wie die Silberbeigabe sollten vielleicht auch in das Grab gelegte Perlen aus Halbedelsteinen, Bernstein usw. dienen.

Eine besondere Bedeutung wurde dem menschlichen Kopf als Sitz des Geistes und Initiator des Handelns zugewiesen; er repräsentierte vor allem die Individualität. Im Verhalten gegenüber Feinden führte das zur Kopftrophäe. Der Kopf des überwundenen Gegners wurde häufig am Burgtor oder auf dem Kultplatz der Siedlung aufgerichtet. Vor dem Tempel des Svarožić in Rethra stellte man 1066 den Kopf des Bischofs Johann von Mecklenburg auf.¹¹⁸

Als Symbol der Fruchtbarkeit spielte das Vogelei, in frühgeschichtlicher Zeit das Hühnerei, eine besondere Rolle. Als Osterei hat es sich im Volksbrauch bis heute behauptet. Mehrfach wurden den Toten Eier mit ins Grab gegeben. In Kiew blühte im 11./12. Jh. ein spezielles Handwerk, daß sich mit der Herstellung von Toneiern beschäftigte. Diese waren mit Glasur und Bemalung überzogen und klapperten, da sich im Innern Steinchen befanden. Andere Eier blieben unglasiert und unverziert. Solche Eier wurden weithin, bis nach Skandinavien, verhandelt. Auch in einem Grab von Brandenburg-Neuendorf lag ein glasiertes Tonei. Andere sind aus Brandenburg, Lebus, Weisdin, Kr. Neustrelitz, und Görke bei Anklam bekannt (Abb. 139).¹¹⁹ Dem Toten versuchte man also auf jede Weise den Weg ins Jenseits zu ebnen. Wie man sich dies ausmalte, ist unbekannt. Auf alle Fälle aber hatte man Furcht davor, daß ein Toter dort nicht Eingang fand oder zurückkehrte. Bei besonders mächtigen, schon zu Lebzeiten furchteinflößenden Personen oder auch bei geisteskranken Außenseitern traf man daher entsprechende Vorsorge. Man hob ihre Gräber bis zu 2 m Tiefe aus, wälzte Steine über die Leiche, bestattete sie mit dem Gesicht nach unten, nagelte oder band sie wohl auch am Totenbrett fest. In den Mund gelegte Gegenstände, wie Steine oder auch Metallteile, vielleicht auch die Charonspennige, sollten das Schmatzen der Toten und Auszehren der Hinterbliebenen verhindern. In ganz besonders schwierigen Fällen zerstückelte man auch den Leichnam oder drehte ihm das Genick um.¹²⁰ Das Ausscheiden des Toten aus der Gemeinschaft war also mit vielfältigen Riten und Zeremonien verbunden, die heute nicht mehr vollständig zu erfassen sind.

Die Natur dachte man sich mit Geistern und Dämonen bevölkert. Die schriftliche Überlieferung darüber ist sehr gering, jedoch darf nach volkskundlichen Quellen mit einer großen Vielfalt gerechnet werden. Sie wohnten in Bäumen und Quellen, in Seen und Flüssen, man hörte sie im Rauschen des Windes oder im Knacken des Holunderholzes im Ofen, und man fürchtete das Irrlicht. Die Geister griffen in das Leben der Menschen regulierend ein. Die Pripodniza in der Lausitz verteilte den Hitzschlag an die, die unvorsichtig in der heißen Mittagszeit auf dem Felde arbeiteten. Der Korndämon im Getreidefeld oder im Speicher wachte über den sorgsamsten Umgang mit diesem kostbaren Nahrungsgut. Der Dämon der Dämmerung strafte die Kinder, die sich in dieser Zeit noch in Feld und Flur und nicht zu Hause aufhielten. Auch das Leben in der Spinnstube der Mädchen wurde von einem Dämon geregelt. So hatte sich der Mensch über viele Jahrtausende für Erscheinungen und Lebensvorgänge ein Abbild im religiösen mystischen Bereich naiven Denkens gesetzt. Wie Griechen und Römer, Kelten und Germanen machten auch die Slawen hierin keine Ausnahme.

d) Religiöse Feste und Feierlichkeiten

Aus dieser jenseitigen und doch so nahen und vertrauten Welt waren auch die Götter hervorgegangen. Sie vertraten die ganz besonderen und von den Menschen als entscheidend bewerteten Erscheinungen der Natur. Svarożić von Rethra leitet sich von der Sonne und dem Sonnengott her. Svantevit verkörperte die Fruchtbarkeit und die Kräfte des Wachsens und Werdens, er war der „Kräftige“. Auch der Name des Jarovit von Havelberg oder Wolgast enthält diesen Kern. (jaro – kräftig).

Die großen Festlichkeiten standen daher ganz im Zeichen dieser mächtigen Götter.¹²¹ In Wolin wurde der Sommeranfang im Rahmen des Kults des Stadtgottes gefeiert. Ein Frühlings- oder Sommerfest wird für 1128 auch von Havelberg überliefert. Das große Fest des Svantevit in Arkona war das Erntefest. „Einmal jährlich nach Einbringung der Ernte beging die ganze Inselmenge ohne Unterschied vor dem Tempel des Gottes nach Darbringung von Viehopfern eine festliche Schmauserei im Namen der Religion.“ Der Priester nahm dem Gott das Füllhorn aus dem Arm und weissagte aus der noch darin enthaltenen Flüssigkeit über gute oder schlechte zukünftige Ernte. „Und er ließ die gegenwärtigen Früchte für die kommende Zeit aufbewahren.“ Dann wurde das Horn für das nächste Jahr mit Met gefüllt. Mit der Zerteilung eines großen Kuchens begann der Festschmaus. „Bei diesem Schmaus galt als ehrfürchtig, die Nüchternheit hintanzusetzen. Sie zu wahren galt als Unrecht.“¹²² Neben Tieren wurden bei solchen Festen offenbar auch Menschen geopfert.¹²³

Ähnliches gab es wohl auch in Rethra und an den anderen Tempelorten. Dem Gott wurde selbstverständlich auch Einfluß auf die menschliche Fruchtbarkeit zugeschrieben; daraus leiteten sich weitere Riten, Gebote und Verbote her.

e) Heidnische Religion und christliche Kirche

Die Kenntnisse über die slawische Religion, die Tempel und Götter sind ausschließlich in den Chroniken von christlichen Geistlichen überliefert. Für diese Chronisten war die heidnische Religion eine zutiefst feindliche Ideologie und ihre Vertreter und Anhänger die ärgsten Widersacher, die man zu überwinden trachtete. Ihre Erzählungen und Berichte stehen daher ganz in diesem Anliegen, d. h., sie geben ein Bild der heidnischen Religion, das der christlichen Interpretation unterliegt.

Die christliche Kirche und ihre Fürsten und Priester unternahmen seit dem 8. Jh. – oft in enger Verbindung mit der staatlichen Macht – ausgedehnte Anstrengungen, die Slawen zu „bekehren“, sie zu missionieren. Zwei Formen kamen dabei zur Anwendung. Die erste war die selbständige kirchliche Mission. Von dieser Absicht ließ sich Bischof Ansgar leiten, als er nach Dänemark und Schweden reiste und dabei auch dänische und slawische Knaben kaufte, um sie zu christlichen Geistlichen zu erziehen. Vereinzelt scheinen auf diese Weise Missionare aus dem Frankenreich, dem deutschen Feudalstaat oder aus Böhmen in die slawischen Länder gekommen zu sein. Zur Zeit Karls des Großen ist nach einer Corveyer Überlieferung eine Mission dieses bedeutenden fränkischen Klosters auf Rügen tätig gewesen.¹²⁴

Seit dem Ende des 10. Jh. rückten die Lutizen in die Interessensphäre des polnischen Feudalstaates. So wird berichtet, daß Bischof Adalbert von Prag die Absicht hatte, von Meseritz (Międzyrzecz) in Großpolen aus die Lutizen zu missionie-

ren. Den drängenden polnischen Interessen folgend, ging er jedoch zunächst zu den Pruzzen und wurde dort 997 erschlagen. Auch fünf Eremiten aus der Nähe Poznańs sollen in dieser Zeit eine Lutizenmission geplant haben, sie wurden jedoch, bevor sie diese ausführen konnten, von Räufern umgebracht.

Im Jahre 1017 brach der Missionar Gunter von Magdeburg auf, um die Lutizen zu bekehren. Zwei böhmische Mönche, die Anfang des 11. Jh. in das Lutizenland kamen, wurden gefangen und in Rethra geopfert.¹²⁵ Die nahezu vollständige Erfolglosigkeit dieser Art der Mission führte wohl dazu, daß die katholische Kirche ihr Hauptaugenmerk darauf richtete, die Kriegszüge der feudalen Staaten auszunutzen, auch solche Kriegszüge, 1147 sogar als „Kreuzzug“, zu inspirieren (vgl. Kap. VI und VII).

In enger Gemeinschaft mit der weltlichen Feudalität bediente sich die katholische Kirche des Feuers, des Schwertes und der Diplomatie, des politischen Drucks und der Bestechung, um ihre Lehre in die heidnischen Slawenländer zu tragen. „Seit Karls des Großen Zeit waren die Apostel der Religion und der Liebe unseren Slawen nur als Vorposten der feindlichen Heere erschienen, und für sie war das Christentum in der Tat gleichbedeutend mit Sklaverei.“ So beurteilte ein Historiker des 19. Jh. die Christianisierung der Länder östlich der Elbe und Saale.¹²⁶ Die Widersprüchlichkeit, in die damit der humanistische Gehalt der christlichen Lehre zu den Handlungen der Kirchenfürsten und ihrer Organisationen geriet, wurde offenbar der unmittelbar beteiligten unteren Geistlichkeit durchaus bewußt. So verurteilt der Landpfarrer Hel mold von Bosau in Holstein in seinem Werk mehrfach die Ausplünderung der slawischen Bevölkerung unter dem Mantel des Christentums.

Die christliche Kirche konzentrierte sich bei ihren Bemühungen um Bekehrung zunächst auf die Oberschicht. Der Gegensatz zum übrigen Volk, in den diese Oberschicht seit dem 9. Jh. teilweise geriet, verbunden mit dem politischen Druck der benachbarten Gewalten, machte sie empfänglich für die christliche Lehre. Sie versprach sich dadurch eine Stützung ihrer Macht. Auf dem Sterbebett wurde 821 der erste Obodritenfürst, Slavomir, in Sachsen getauft.¹²⁷ Die Geiseln, die bei fränkischen Kriegszügen seit dem 8. Jh. immer wieder von Obodriten und Wilzen, Sorben und anderen in das Frankenreich mitgenommen wurden, sind ebenfalls christlich erzogen worden. Die große Zeit der christlichen Kirche begann jedoch mit der deutschen Ostexpansion im 10. Jh. unter Heinrich I., vor allem aber unter Otto I. (vgl. Kap. VI.2b). Seit 937 erhielt das Magdeburger Moritzkloster überragende Bedeutung und große Einnahmen aus den unterworfenen Slawenländern. Schon 948 entstanden die Bistümer Havelberg und Brandenburg. 968 folgten Meißen, Zeitz und wohl Oldenburg. Der einzige archäologisch bestimmbare Rest der Kirchenbauten des 10. Jh. ist bisher ein eiserner Glockenklöppel aus der Oldenburg.¹²⁸ Nichtsdestoweniger war das Land bis zur Oder und zum Bóbr ein großes Missionsfeld und zur Quelle kirchlichen Reichtums geworden.

Die Mission jedoch ging nur spärlich voran. Im großen Aufstand 983 brach die Kirchenorganisation bei den Hevellern, Lutizen und Obodriten zusammen. Erst nach 1043, dem Sieg Gottschalks und dem Beginn seiner Herrschaft, bemühte sich zugleich die christliche Kirche um den Neuaufbau ihrer Organisation durch Schaffung der Bistümer Mecklenburg, Oldenburg, Ratzeburg, die Gründung von Klöstern in Mecklenburg, Lenzen und anderen Orten sowie durch den Aufbau eines Steuer- und Zehntsystems. Die Erfolge waren auch hier nur von kurzer Dauer. Im Jahre 1066

endete diese Periode mit dem großen Aufstand gegen Gottschalk. Geistig war das Christentum nicht eingedrungen – nicht einmal in den überwiegenden Teil der obodritischen Oberschicht. Heinrich von Alt Lübeck (1092–1127) war zwar selbst Christ – in Alt Lübeck ließ er eine Burgkapelle erbauen und in der Kaufmannskolonie stand eine Kaufmannskirche –, aber das Land blieb heidnisch. Der Widerstand gegen das Christentum hatte sich ganz offensichtlich in breiteren Kreisen der obodritischen Gesellschaft verstärkt.

Von dem Oldenburger Fürsten Pribislaw werden auch die Gründe ausgesprochen: drückende Steuern und härteste Knechtschaft. „Sieh, in diesem Jahr haben wir Bewohner dieses kleinen Winkels dem Herzog volle 1 000 Mark gezahlt, ferner dem Grafen hundert gleicher Münze, und noch immer kommen wir nicht davon, sondern werden täglich gepreßt und bedrängt bis aufs Äußerste. Wie sollen wir uns denn diesem neuen Glauben öffnen, daß wir Kirchen bauen und die Taufe empfangen, wenn uns täglich Vertreibung droht?“¹²⁹

Nicht viel anders verhielt es sich in Brandenburg. Auch hier konnte Fürst Pribislaw (1127–1150) nur eine Kapelle in der Burg erbauen lassen, trotz der Unterstützung durch Albrecht den Bären und das Magdeburger Erzbisum.¹³⁰ Das äußerste, was er erreichte, war die Ansetzung einiger Mönche im Suburbium Parduin, wohl auf seinem fürstlichen Hof, vielleicht in Zusammenhang mit der Gründung einer Kaufmannskolonie. In Parduin entstand die Godehardkirche. Hoch über Brandenburg auf dem Harlungerberg aber lag nach wie vor der Tempel des Triglav. Auch in Brandenburg standen sich christlicher Fürst und heidnisches Volk bis 1150 gegenüber.

An der Oder war um 1123 das Bistum Lebus als Suffragan von Poznań gegründet worden. Es reichte wohl bis vor die Tore Berlins, und dort – in Köpenick – herrschte zu dieser Zeit der zweifellos getaufte Teilfürst Jaxa. In Pommern bemühte sich Boleslaw Schiefmund von Polen um die Herstellung einer christlichen Kirchenorganisation, nachdem er das Gebiet um 1120/21 erobert hatte. Otto von Bamberg folgte seinem Ruf und taufte in Wolin, Szczecin, Kołobrzeg, Pyrzyce und an anderen Orten Notabeln und Volk. Die polnischen Waffen und der Druck des Pommernherzogs hatten die Städter gefügig gemacht. 1128 beschloß der westpommersche Adel auf einem Landtag in Usedom, das Christentum anzunehmen. Etwa in dieser Zeit, wohl um 1125, erfolgte die endgültige Zerstörung Rethras, die Lutizen wurden in den Pommern- und Obodritenstaat einbezogen. Bis 1168 jedoch behauptete Svantevit in Arkona seine Macht – dann fiel auch sein Standbild unter den Beilhiebes dänischer Krieger.

Inmitten einer christlichen Umwelt hatten Lutizen und Ranen Ansätze einer eigenen, vom Christentum unabhängigen Ideologie geschaffen, die ihrer Selbständigkeit dienen und gleichzeitig ihren Weg zur staatlichen Organisation begleiten sollte.

Diese Entwicklung mußte bei dem Kräfteübergewicht des deutschen, polnischen und dänischen Feudalstaates und bei der gründlichen und weitverzweigten, wohl-erfahrenen Organisation der katholischen Kirche scheitern. Unter den Bedingungen, daß die christliche Ideologie in unmittelbarer Nachbarschaft sich als Ideologie der Feudalgesellschaft bereits bewährt und gefestigt hatte, fußend auf den breiten Erfahrungen der Antike und einer 500jährigen Tradition als geistige Verfassung der Feudalgesellschaft, bestanden keine wirklichen Möglichkeiten für eine besondere geistig-kulturelle Entwicklung auf der Grundlage urgesellschaftlicher Religions- und Kultvorstellungen. Sie erschwerten die staatliche Konzentration und vermochten der

frühklassengesellschaftlichen Entwicklung nicht den förderlichen Rahmen zu geben. So brachen sie am Übergang vom Früh- zum Hochfeudalismus während des 12. Jh. vollständig zusammen. Das Christentum vermochte nun mit aller Gewalt einzudringen und die geistig-kulturellen Traditionen dieser Stämme so weit auszulöschen, daß nicht einmal der Brennpunkt jener interessanten Geschichtsperiode – Rethra – im Gedächtnis haften geblieben ist.¹³¹

Die slawische Religion war zerbrochen, die Götter waren gestürzt und die heiligen Haine verwüstet, verfeimt und verrufen. Nicht der christliche Geist hatte sie besiegt, sondern die schärferen Waffen, die bessere Organisation der Kirche und die übermächtigen Kräfte der deutschen, polnischen, dänischen und pommerschen Feudalheere. Die Götter wechselten ihre Namen, an ihre Stelle traten die Heiligen der Kirche.

Die ganze Last der Dämonen und Geister, die Enge des Denkens und die Beschränktheit der Weltanschauung wurden den Menschen – den Bauern und Handwerkern – nicht genommen. Im Gegenteil, sie wurden noch stärker dieser Gewalt unterworfen, und mit ihr nicht nur den Göttern, sondern der Herrschaft des Adels und der Fürsten, der Einheit von Macht und Religion. Das Christentum als geistige Grundlage der Feudalgesellschaft, das diese Gesellschaft festigte und ihre Entwicklung über einige Jahrhunderte zu fördern vermochte, herrschte seit der zweiten Hälfte des 12. Jh. auch in allen Ländern östlich der Elbe.

3. Quellen- und Literaturverzeichnis

Nachstehend werden die benutzten und gekürzt zitierten Quellen sowie eine Auswahl der Literatur, die ein Einarbeiten in die in diesem Buch behandelten Fragen erlaubt, aufgeführt. Die umfangreiche weitere, in den Anmerkungen zitierte Literatur ist über das Autorenregister bzw. über den Sachzusammenhang, in dem sie zitiert wird, zu ersehen.

Quellen

- Adam von Bremen, Hamburgische Kirchengeschichte.
MG SS rer. Germ. in us. schol., 3. Aufl., Hg. B. Schmeidler, Hannover 1917. Dt. Übersetzung in: Quellen des 9. und 11. Jh. zur Geschichte der hamburgischen Kirche und des Reiches, Berlin 1961, S. 160–499 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 11)
- Alpertus, De diversitate temporum.
In: MG SS IV, Hg. G. H. Pertz, Hannover 1841, Neudruck Leipzig 1925, S. 700 ff.
- Ann. Altahenses maiores.
MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. E. von Oefele, Hannover 1891
- Ann. Augienses.
In: Monumenta Monguntina, Hg. Ph. Jaffé, Berlin 1866, S. 700 ff. (Bibl. rer. Germ., Bd. 3)
- Ann. Augustani.
In: MG SS III, Hg. G. H. Pertz, Hannover 1829, S. 123 ff.
- Ann. Bertiniani.
Annales de Saint-Bertin, Hg. F. Grat, J. Vielliard, S. Clémencet, Paris 1964.
- Ann. qui dicuntur Einhardi.
In: Ann. regni Francorum, MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. F. Kurze, Hannover 1895. S. 3–115
- Ann. Fuldenses.
MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. F. Kurze, Hannover 1891
- Ann. Hildesheimenses.
MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. G. Waitz, Hannover 1878
- Ann. Laureshamenses.
MG SS I, Hg. G. H. Pertz, Hannover 1826, S. 22 ff.
- Ann. Magdeburgenses.
In: MG SS XVI, Hg. G. H. Pertz, Hannover 1859, S. 107 ff.
- Ann. Mettenses priores.
MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. B. von Simson, Hannover–Leipzig 1905
- Ann. Patherbrunnenses.
Hg. P. Scheffer-Boichorst, Innsbruck 1870
- Ann. Quedlinburgenses.
In: MG SS III, Hg. G. H. Pertz, Hannover 1839, Neudruck Leipzig 1925, S. 22 ff.
- Ann. regni Francorum.
MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. F. Kurze, Hannover 1895. Dt. Übersetzung in: Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte, Bd. 1, Berlin o. J., S. 11–155 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 5)
- Ann. Wratislavienses antiqui et Ann. Magistratus Wratislaviensis.
In: MG SS XIX, Hg. G. H. Pertz, Hannover 1866, Neudruck Leipzig 1925, S. 526 ff.
- Böhmer, J. F., Mühlbacher, E. (Hg.).
Regesta imperii I (Die Regesten des Kaiserreiches unter den Karolingern), 2. Aufl., Innsbruck 1908, Neubearbeitung von Th. Graff, Wien–Köln–Graz 1971

- Die Briefe des heiligen Bonifatius und Lullus.
MG Epp. sel. I, Hg. M. Tangl, Berlin 1916, Neudruck Berlin 1955. Dt. Übersetzung: Briefe des Bonifatius, Darmstadt 1968 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 4b)
- Bruno, Buch vom Sachsenkrieg.
MG Dt. Mittelalter II, Hg. H.-E. Lohmann, Leipzig 1937. Dt. Übersetzung: in Quellen zur Geschichte Kaiser Heinrichs IV., Berlin 1963, S. 192–405 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 12)
- Bruno, Vita s. Adalberti.
In: MG SS IV, Hg. G. H. Pertz, Hannover 1841, Neudruck Leipzig 1925, S. 577 ff. Neuausg.: Monumenta Poloniae Historica N. S. IV, 2, Hg. J. Karwasińska, Warszawa 1969
- Chronicarum quae dicuntur Fredegarii scholastici libri IV cum continuationibus.
In: MG SS rer. Merov. II, Hg. B. Krusch, Hannover 1888, S. 1 ff. Dt. Übersetzung in: Quellen zur Geschichte des 7. und 8. Jh., Darmstadt 1982, S. 45–325 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 4a)
- Chronicon Moissiacense.
In: MG SS II, Hg. G. H. Pertz, Hannover 1829, Neudruck Leipzig 1925, S. 257 ff.
- Chronographus Corbeiensis.
In: Monumenta Corbeiensia, Hg. Ph. Jaffé, Berlin 1864, S. 43 ff. (Bibl. rer. Germ., Bd. 1)
- Codex diplomaticus Anhaltinus.
Hg. O. von Heinemann, Dessau 1867 ff.
- Codex diplomaticus Brandenburgensis.
Hg. A. F. Riedel, Abt. A, Berlin 1838 ff.
- Codex diplomaticus Lusatiae superioris.
Hg. G. Köhler, Görlitz 1856 ff.
- Codex Pomeraniae diplomaticus I.
Hg. K. F. W. Hasselbach, J. G. L. Kosegarten, Greifswald 1862
- Codex diplomaticus Saxoniae regiae.
Hauptteil I Hg. O. Posse, H. Ermisch, Leipzig 1882 ff., Hauptteil II Hg. E. G. Gersdorf, Leipzig 1864 ff.
- Codex diplomaticus nec non epistolaris Silesiae I.
Hg. K. Maleczyński, Wrocław 1956
- Continuatio Reginonis (Adalbert).
In: Reginonis abbatis Prumiensis chronicon cum continuatione Treverensi, MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. F. Kurze, Hannover 1890, S. 154 ff. Dt. Übersetzung in: Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit, 2. Aufl. Darmstadt 1977, S. 191–231 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 8)
- Dobenecker, O.
Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae, I–IV, Jena 1896 ff.
- Ebo, Vita S. Ottonis episcopi Babenbergensis.
Monumenta Poloniae Historica, N. S. VII, 2, Hg. J. Wikarjak, K. Liman, Warszawa 1969
- Einhard, Vita Karoli Magni.
MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. O. Holder-Egger, Hannover 1911. Dt. Übersetzung in: Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte, Bd. 1, Berlin o. J., S. 163–211 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 5)
- Fredegar siehe Chronicarum ...
- Helmold, Cronica Slavorum.
MG SS rer. Germ. in us. schol., 3. Aufl., Hg. B. Schmeidler, Hannover 1937, Dt. Übersetzung: Helmold von Bosau, Slawenchronik, Berlin 1963, 41983 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 19)
- Ex Henrici Huntingdoniensis archidiaconi historia Anglorum.
In: MG SS XIII, Hg. G. Waitz, Hannover 1881, Neudruck Leipzig 1943, S. 148 ff.

- Herbord, *Dialogus de vita Ottonis episcopi Babenbergensis*.
MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. G. H. Pertz, Hannover 1868; *Monumenta Poloniae Historica*, N. S. VII, 3, Hg. J. Wikarjak, Warszawa 1974
- Historia monasterii Rastedensis*.
In: MG SS XXV, Hg. G. Waitz, Hannover 1880, S. 495 ff.
- Ibn Khordādhbeh, *Kitāb al-masālik wa'l-mamālik*.
Hg. M. J. de Goeje, Leiden 1889 (*Bibliotheca geographorum Arabicorum*, Bd. 6), Photomechanischer Nachdruck Leiden 1967. Poln. Übersetzung in: T. Lewicki, *Zródła arabskie do dziejów Słowiańszczyzny*, Bd. 1, Wrocław-Kraków 1956, S. 43 ff.
- Lampert von Hersfeld, *Werke*.
MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. O. Holder-Egger, Hannover-Leipzig 1894. Dt. Übersetzung: Lampert von Hersfeld, *Annalen*. Berlin 1958 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 13)
- Monumenta Germaniae historica*.
Capitularia regum Francorum, I Hg. A. Boretius, Hannover 1883; II Hg. A. Boretius, V. Krause, Hannover 1897
Diplomata Karolinorum (Die Urkunden der Karolinger), I.: Die Urkunden Pippins, Karlmanns und Karls des Großen, Hg. E. Mühlbacher, Hannover 1906
Diplomata regum Germaniae ex stirpe Karolinorum (Die Urkunden der dt. Karolinger) I: Die Urkunden Ludwigs des Deutschen, Karlmanns und Ludwig des Jüngeren, Hg. P. Kehr, Berlin 1934; III: Die Urkunden Arnolfs, Hg. P. Kehr, Berlin 1940
Diplomatum regum et imperatorum Germaniae (Die Urkunden der dt. Könige und Kaiser) I: Die Urkunden Konrad I., Heinrichs I. und Otto I., Hg. Th. Sickel, Hannover 1879-1884; II, 1: Die Urkunden Otto II., Hg. Th. Sickel, Hannover 1888; VIII: Die Urkunden Lothars III. und der Kaiserin Richenza, Hg. E. von Otenthal, H. Hirsch, Berlin 1927; IX: Die Urkunden Konrad III. und seines Sohnes Heinrich, Hg. F. Hausmann, Wien-Köln-Graz 1969
Die Urkunden Heinrichs des Löwen, Herzog von Sachsen und Bayern, Hg. K. Jordan, Weimar 1949
Formulae Merovingici et Karolini aevi, Hg. K. Zeumer, Hannover 1886
- Otto von Freising, *Chronik*.
In: MG SS rer. Germ. in us. schol., 2. Aufl., Hg. A. Hofmeister, Hannover-Leipzig 1912. Dt. Übersetzung: Otto Bischof von Freising, *Chronik oder Die Geschichte der zwei Staaten*, Berlin 1960 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 16)
- Otto von Freising und Rahewin, *Gesta Friderici I. imperatoris*.
MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. B. von Simson, Hannover-Leipzig 1912. Dt. Übersetzung: Bischof Otto von Freising und Rahewin, *Die Taten Friedrichs oder richtiger Cronica*, Berlin 1965 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 17)
- S. Ottonis episcopi Babenbergensis vita Prieflingensis.
Monumenta Poloniae Historica, N. S. VII, 1, Hg. J. Wikarjak, K. Liman, Warszawa 1966; *Die Prüfeninger Vita des Bischofs Otto von Bamberg*, Hg. A. Hofmeister, Greifswald 1924 (Denkmäler der pommerschen Geschichte, Bd. 1). Dt. Übersetzung: *Das Leben des Bischofs Otto von Bamberg von einem Prüfeninger Mönch*, Hg. A. Hofmeister, Leipzig 1928 (Geschichtschreiber der dt. Vorzeit, Bd. 96)
- Regesta imperii siehe Böhmer/Mühlbacher
- Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus askanischem Haus.
Hg. H. Krabbo, G. Winter, Berlin-Dahlem 1955
- Rimbart, *Vita Anskarii*.
MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. G. Waitz, Hannover 1884. Dt. Übersetzung in: *Quellen des 9. und 11. Jh. zur Geschichte der hamburgischen Kirche und des Reiches*, Berlin 1961, S. 3-133 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 11)

- Saxo, *Gesta Danorum*.
Hg. J. Olrik, H. Raeder, Kopenhagen 1931
- Sido, *Epistola*.
In: Helmold, *Cronica Slavorum*. MG SS rer. Germ. in us. schol., 3. Aufl., Hg. B. Schmeidler, Hannover 1937, S. 236 ff.
- Theophylactus Simocattes, *Historiae*.
Hg. C. de Boor, Leipzig 1887, Neudruck Stuttgart 1972
- Thietmar von Merseburg, *Chronik*.
MG SS rer. Germ. N. S. 9, Hg. R. Holtzmann, Berlin 1935, 2. Aufl. Berlin 1955; *Kronika Thietmara*, Hg. M. Z. Jedlicki, Poznań 1953 (*Biblioteka tekstów historycznych*, Bd. 3). Dt. Übersetzung: Thietmar von Merseburg, *Chronik*, Berlin o. J. (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 9)
- Urkunden und erzählende Quellen zur dt. Ostsiedlung im Mittelalter.
Hg. H. Helbig, L. Weinrich, Teil 1 2., verbesserte Aufl. Darmstadt 1975, Teil 2 Darmstadt 1970 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 26a, b)
- UB des Hochstifts Halberstadt und seiner Bischöfe I.
Hg. G. Schmidt, Leipzig 1883
- Hamburgisches UB I.
Hg. J. M. Lappenberg, Hamburg 1907 (Reproduktion der Ausgabe 1842)
- UB des Hochstifts Hildesheim und seiner Bischöfe II.
Hg. H. Hoogeweg, Hannover 1901
- UB des Landes ob der Enns II.
Wien 1856.
- UB der Stadt Lübeck I.
Lübeck 1843 (*Codex diplomaticus Lubecensis*, Abteilung 1)
- UB des Erzstifts Magdeburg I.
Hg. F. Israel, W. Möllenberg, Magdeburg 1937
- Mecklenburgisches UB.
Schwerin 1863 ff.
- UB des Hochstifts Naumburg I.
Hg. F. Rosenfeld, Magdeburg 1925
- Pommersches UB I.
Hg. R. Klempin, Stettin 1868 ff., neu bearb. K. Conrad, 2. Aufl. Köln-Wien 1970
- Versus de vita Vicelini.
In: Helmold, *Cronica Slavorum*, MG SS rer. Germ. in us. schol., 3. Aufl., Hg. B. Schmeidler, Hannover 1937, S. 224 ff.
- Vincentius Pragensis, *Annales*.
In: MG SS XVII, Hg. W. Wattenbach, Hannover 1861, Neudruck Leipzig 1925, S. 658 ff.
- Widukind von Korvei, *Sachsengeschichte*.
MG SS rer. Germ. in us. schol., 5. Aufl., Hg. P. Hirsch, H.-E. Lohmann, Hannover 1935. Dt. Übersetzung in: *Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit*, 2. Aufl. Darmstadt 1977, S. 13-183 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 8)
- Wipo, *Gesta Chuonradi II. imperatoris*.
MG SS rer. Germ. in us. schol., Hg. H. Bresslau, 3. Aufl. Hannover-Leipzig 1915. Dt. Übersetzung in: *Quellen des 9. und 11. Jh. zur Geschichte der hamburgischen Kirche und des Reiches*, Berlin 1961, S. 523-613 (Ausgewählte Quellen zur dt. Geschichte des Mittelalters, Bd. 11)

Literatur

- Atlas zur Geschichte, Bd. 1: Von den Anfängen der menschlichen Gesellschaft bis zum Vorabend der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution 1917. Gotha-Leipzig 1973
- Bach, H., Dušek, S. 1971: Slawen in Thüringen. Geschichte, Kultur und Anthropologie im 10. bis 12. Jh. Nach den Ausgrabungen bei Espenfeld. Weimar 1971
- Baiern und Slawen 1980: Baiern und Slawen in Oberösterreich. Linz 1980
- Bentzien, U. 1969: Haken und Pflug. Eine volkskundliche Untersuchung zur Geschichte der Produktionsinstrumente im Gebiet zwischen unterer Elbe und Oder. Berlin 1969
- Beranová, M. 1980: Zemědělství starých Slovanů. Praha 1980
- Berichte IKSA Berlin, Bd. 1-3: Berichte über den II. Internationalen Kongreß für Slawische Archäologie Berlin 1970. Bd. 1 Berlin 1970, Bd. 2, 3 Berlin 1973
- Biefeldt, H. H. 1965: Die Entlehnungen aus den verschiedenen slavischen Sprachen im Wortschatz der neuhochdt. Schriftsprache. Sitzungsberichte der Dt. Akad. der Wiss. zu Berlin, Kl. für Sprachen, Literatur und Kunst, 1965, Nr. 1
- 1982: Die slawischen Wörter im Deutschen. Leipzig 1982
- Bohm, E. 1978: Teltow und Barnim. Untersuchungen zur Verfassungsgeschichte und Landesgliederung brandenburgischer Landschaften im Mittelalter. Köln-Wien 1978
- Bosau Bd. 1-6: Bosau. Untersuchung einer Siedlungskammer in Ostholstein. Unter Leitung von H. Hinz. Bd. 1 von H. Hinz u. a. Neumünster 1974; Bd. 2: W. Gebers u. a., Die Ausgrabungen und Untersuchungen im Dorf 1971-1975. Neumünster 1977; Bd. 3: H.-M. Kieffmann, Historisch-geographische Untersuchungen zur älteren Kulturlandschaftsentwicklung. Neumünster 1978; Bd. 4: H. Reichstein u. a., Naturwiss. Untersuchungen. Beiträge zur Zoologie, Palynologie, Dendrochronologie und Radiokohlenstoff-Datierung. Neumünster 1980; Bd. 5: W. Gebers, Der slawische Burgwall auf dem Bischofswarder, Teil 1 - Katalog. Neumünster 1981; Bd. 6: H. Hinz, Die Grabungen auf dem Möhlenkamp von 1974-1979. Neumünster 1983
- Brachmann, H. 1978: Slawische Stämme an Elbe und Saale. Zu ihrer Geschichte und Kultur im 6. bis 10. Jh. - auf Grund archäologischer Quellen. Berlin 1978
- Brankack, J. 1964: Studien zur Wirtschaft und Sozialstruktur der Westslawen zwischen Elbe-Saale und Oder aus der Zeit vom 9. bis zum 12. Jh. Bautzen 1964
- 1968: Betrachtungen zur politischen Geschichte der elbslawischen Stammesverbände im 9. Jh. In: L'Europe aux IX^e-XI^e siècles. Aux origines des Etats nationaux, Varsovie 1968, S. 391-419
- Brankack, J., Měšck, F. 1977: Geschichte der Sorben. Bd. 1: Von den Anfängen bis 1789. Bautzen 1977
- Bräuer, H. 1961: Slavische Sprachwissenschaft. Bd. 1: Einleitung. Lautlehre. Berlin 1961
- Brüske, W. 1955: Untersuchungen zur Geschichte des Lutizenbundes. Dt.-wendische Beziehungen des 10.-12. Jh. Münster-Köln 1955
- Bulín, H. 1963: Polský přínos k dejinám polabských Slovanů (Der polnische Beitrag zur Geschichte der Elbslawen. Dt. Zusammenfassung). In: Vznik a počátky Slovanů 4, 1963, S. 17-58
- Coblenz, W. 1960: Zur Situation der archäologischen Slawenforschung in Sachsen. In: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder, Hg. H. Ludat, Gießen 1960, S. 1-14
- 1970: Zum Wechsel der Befestigungsfunktion vom IX. bis zum XI. Jh. im ostsaaalischen Gebiet (am Beispiel des Meißner Landes). In: SlA 18/1, 1970, S. 137-152
- 1971: Bemerkungen zur Chronologie in den slawischen Gauen Daleminzien und Nisan. In: Archeologia Polski 16, 1971, S. 401-417
- Comşa, M. 1968: L'influence romaine provinciale sur la civilisation slave à l'époque de la formation des Etats. In: Romanoslavica 16, 1968, S. 447-460
- Corpus Bd. 1-5: Corpus archäologischer Quellen zur Frühgeschichte auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik (7. bis 12. Jh.). Hg. J. Herrmann, P. Donat, Berlin 1. Lieferung 1973, 2., 3. Lieferung 1979, 4. Lieferung im Druck, 5. Lieferung in Vorbereitung
- Curschmann, F. 1906: Die Diözese Brandenburg. Untersuchungen zur historischen Geographie und Verfassungsgeschichte eines ostdt. Kolonialbistums. Leipzig 1906
- Deutsche Geschichte, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Ausbildung des Feudalismus Mitte des 11. Jh. Berlin-Köln 1982; Bd. 2: Die entfaltete Feudalgesellschaft von der Mitte des 11. bis zu den siebziger Jahren des 15. Jh. Berlin 1983
- Donat, P. 1980: Haus, Hof und Dorf in Mitteleuropa vom 7. bis 12. Jh. Berlin 1980
- 1982: Zur Gliederung der altslawischen Keramik im westlichen Mecklenburg. In: ZfA 16, 1982, S. 253-274
- 1984: Die Mecklenburg - eine Hauptburg der Obodriten. Berlin 1984
- Donnert, E. 1964: Studien zur Slawenkunde des dt. Frühmittelalters vom 7. bis zum beginnenden 11. Jh. In: Jb. für Geschichte der UdSSR und der volkdemokratischen Länder Europas 8, 1964, S. 289-358
- Dowiat, J. 1959: Ekspansja Pomorza zachodniego na ziemie wielecko-obodrzyckie w drugiej połowie XII wieku. In: Przegląd historyczny 50, 1959, S. 698-719
- Eggert, W. 1973: Das ostfränkisch-dt. Reich in der Auffassung seiner Zeitgenossen. Berlin 1973
- Eichler, E. 1965: Studien zur Frühgeschichte slawischer Mundarten zwischen Saale und Neisse. Berlin 1965
- 1968: Grundsätzliche Bemerkungen zur Erforschung des vorslawischen Substrats in der alt-sorbischen Onomastik. In: ZfA 2, 1968, S. 117-125
- 1982: Ergebnisse der Namenforschung im dt.-slawischen Berührungsbereich. Berlin 1982
- Eisner, J. 1966: Rukovět' slovanské archeologie. Praha 1966
- Engels, F. 1962: Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. In: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Bd. 21, Berlin 1962, S. 27-173
- Epperlein, S. 1960: Bauernbedrückung und Bauernwiderstand im hohen Mittelalter. Zur Erforschung der Ursachen bäuerlicher Abwanderung nach Osten im 12. und 13. Jh., vorwiegend nach den Urkunden geistlicher Grundherrschaften. Berlin 1960
- 1975a: Volksbewegungen im frühmittelalterlichen Europa - eine Skizze. In: Die Rolle der Volksmassen in der Geschichte der vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen, Hg. J. Herrmann, I. Sellnow, Berlin 1975, S. 211-227
- 1975b: Der Bauer im Bild des Mittelalters. Leipzig-Jena-Berlin 1975
- Ericsson, I. 1981; 1983: Futterkamp. Untersuchungen mittelalterlicher befestigter Siedlungen im Kreis Plön, Holstein. Bd. 1; 2. Neumünster 1981, 1983
- Ernst, R. 1976: Die Nordwestslawen und das fränkische Reich. Beobachtungen zur Geschichte ihrer Nachbarschaft und zur Elbe als nordöstlicher Reichsgrenze bis in die Zeit Karl des Großen. Berlin (W) 1976
- Fehring, G. P. 1983: Alt Lübeck und Lübeck, zur Topographie und Besiedlung zweier Seehandelszentren im Wandel vom 12. zum 13. Jh. In: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 7, 1983, S. 11-18
- Fischer, R. 1955: Slawisch-dt. Zusammenleben im Lichte der Ortsnamen. Heidelberg 1955
- Fischer, R. E., Witkowski, T. 1967: Zur Geographie altpolabischer Namentypen (I). In: ZfSl 12, 1967, S. 670-694
- Friesinger, H. 1971-1974: Studien zur Archäologie der Slawen in Niederösterreich. Wien 1971-1974 (Mitteilungen der prähistorischen Kommission der österreichischen Akad. der Wiss. 15/16)
- Fritze, W. H. 1958: Beobachtungen zu Entstehung und Wesen des Lutizenbundes. In: Jb. für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 7, 1958, S. 1-38
- 1960: Probleme der abodritischen Stammes- und Reichsverfassung und ihrer Entwicklung vom Stammesstaat zum Herrschaftsstaat. In: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder, Hg. H. Ludat, Gießen 1960, S. 141-219
- Gabriel, I. 1975: Burg, Siedlung und Gräberfeld im frühmittelalterlichen „Starigard“ (Oldenburg in Holstein). In: Archäologisches Korrespondenzbl. 5, 1975, S. 225-230
- Giesebrecht, L. 1843: Wendische Geschichten aus den Jahren 780-1182, Bd. 1-3. Berlin 1843

- Grebe, K. 1976: Zur frühslawischen Besiedlung des Havelgebietes. In: VMP 10, 1976, S. 167–189
- Grenz, R. 1961: Die slawischen Funde aus dem hannoverschen Wendland. Neumünster 1961
- Grimm, H. 1982: Paläopathologische Befunde an slawenzeitlichen Skelettresten aus der DDR als Hinweis auf Lebenslauf und Krankheitsbelastung. In: AuF 27, 1982, S. 276–285
- Grimm, P. 1958: Die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle der Bezirke Halle und Magdeburg. Berlin 1958 (Handbuch vor- und frühgeschichtlicher Wall- und Wehranlagen, Teil 1)
- 1968: Tilleda. Eine Königspfalz am Kyffhäuser. Teil 1: Die Hauptburg. Berlin 1968
- Gringmuth-Dallmer, E. 1983: Die Entwicklung der frühgeschichtlichen Kulturlandschaft auf dem Territorium der DDR unter besonderer Berücksichtigung der Siedlungsgebiete. Berlin 1983
- Haupt, W., Huth, J. 1957: Das Zinsregister des Klosters Marienstern. Bautzen 1957
- Havlík, L. 1964: Slované v anglosaské chorografii Alfréda Velikého. In: Vznik a počátky Slovanů 5, 1964, S. 53–85
- Hensel, W. 1965a: Die Slawen im frühen Mittelalter. Ihre materielle Kultur. Berlin 1965
- 1965b: Słowiańszczyzna wczesnośredniowieczna, 3., ergänzte Aufl. Warszawa 1965
- 1966: La naissance de la Pologne. Wrocław u. a. 1966
- 1967: Anfänge der Städte bei den Ost- und Westslawen. Bautzen 1967
- Herfert, P. 1973: Ralswiek – ein frühgeschichtlicher Seehandelsplatz auf der Insel Rügen. In: Greifswald-Stralsunder Jb. 10, 1972/73, S. 7–33
- Herrmann, E. 1965: Slawisch-germanische Beziehungen im südostdeutschen Raum von der Spätantike bis zum Ungarnsturm. Ein Quellenbuch mit Erläuterungen. München 1965
- 1979: Zur mittelalterlichen Siedlungsgeschichte Oberfrankens. In: Jb. für Fränkische Landesforschung 39, 1979, S. 1–21
- Herrmann, J. 1960: Die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle Groß-Berlins und des Bezirkes Potsdam. Berlin 1960 (Handbuch vor- und frühgeschichtlicher Wall- und Wehranlagen, Teil 2)
- 1965: Kultur und Kunst der Slawen in Deutschland vom 7. bis 13. Jh. Berlin 1965
- 1966: Tornow und Vorberg. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Lausitz. Berlin 1966
- 1967: Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Burgenbau der slawischen Stämme westlich der Oder. In: ZfA 1, 1967, S. 206–258
- 1968: Siedlung, Wirtschaft und gesellschaftliche Verhältnisse der slawischen Stämme zwischen Oder/Neiße und Elbe. Studien auf der Grundlage archäologischer Materials. Berlin 1968
- 1973a: Die germanischen und slawischen Siedlungen und das mittelalterliche Dorf von Tornow, Kr. Calau. Berlin 1973
- 1973b: Die Nordwestslawen und ihr Anteil an der Geschichte des dt. Volkes. Sitzungsberichte des Plenums und der Klassen der Akad. der Wiss. der DDR 5, 1972. Berlin 1973
- 1976: Archäologische Forschungen zur frühen Stadtentwicklung. In: AuF 21, 1976, S. 168–177
- 1978: Ralswiek auf Rügen – ein Handelsplatz des 9. Jh. und die Fernhandelsbeziehungen im Ostseegebiet. In: ZfA 12, 1978, S. 163–180
- 1981: Staatsbildung in Südosteuropa und in Mitteleuropa. Zum Problem von Kontinuität und Diskontinuität bei der Überwindung der antiken Sklavereigesellschaft und der Herausbildung der Feudalgesellschaft. In: Jb. für Geschichte des Feudalismus 5, 1981, S. 9–48
- Heßler, W. 1957: Mitteldt. Gaue des frühen und hohen Mittelalters. Berlin 1957
- Historia Pomorza: Historia Pomorza. Opracowanie zbiorowe pod redakcją G. Labudy, I. 1/2. Poznań 1969
- Holtzmann, R. 1955: Geschichte der sächsischen Kaiserzeit (900–1024). Berlin o. J. (1955).
- Horák, B., Trávníček, D. 1956: Descriptio civitatum ad septentrionalem plagam Danubii. Rozprawy Československé akad. věd 66, 2, 1956
- Jacob, G. 1927: Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jh. Berlin–Leipzig 1927
- Jankuhn, H. 1972: Haithabu. Ein Handelsplatz der Wikingerzeit. Neumünster 1972
- Kahl, H.-D. 1964: Slawen und Deutsche in der brandenburgischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts. Die letzten Jahrzehnte des Landes Stodor. Köln–Graz 1964

- Kiersnowscy, T. und R. 1959: Wczesnośredniowieczne skarby srebrne z Pomorza. Materiały. Warszawa–Wrocław 1959
- Kiersnowski, R. 1964: Wczesnośredniowieczne skarby srebrne z Połabia. Materiały. Wrocław u. a. 1964
- Kindscher, F. 1861: Das Nienburger Bruchstück zur Geschichte der Lausitz. In: Neues Lausitzisches Magazin 38, 1861, S. 148–155
- Knorr, H. A. 1937: Die slawische Keramik zwischen Elbe und Oder. Leipzig 1937
- Koroljuk, V. D. 1964: Zapadnye slavjane i Kievskaja Rus' v X–XI vv. Moskva 1964
- Krüger, B. 1962: Die Kietziedlungen im nördlichen Mitteleuropa. Beiträge der Archäologie zu ihrer Altersbestimmung und Wesensdeutung. Berlin 1962
- 1967: Dessau–Mosigkau. Ein frühslawischer Siedlungsplatz im mittleren Elbegebiet. Berlin 1967
- Kudrnáč, J. 1966: Die slawischen eingetieften Wohnstätten. In: Vznik a počátky Slovanů 6, 1966, S. 197–221
- Labuda, G. 1947: Powstania Słowian połabskich u schyłku X wieku. In: Slavia occidentalis 18, 1939–1947, S. 153–200
- 1960: Fragmenty dziejów słowiańszczyzny zachodniej, Bd. 1. Poznań 1960
- 1962: Organizacje państwowe Słowian zachodnich w okresie kształtowania się państwa polskiego (od VI do połowy X wieku). In: Początki państwa polskiego, Bd. 1, Poznań 1962, S. 43–71
- 1963: Wschodnia ekspansja Niemiec w Europie środkowej. Poznań 1963
- Lange, E. 1971: Botanische Beiträge zur mitteleuropäischen Siedlungsgeschichte. Berlin 1971
- 1973: Pollenanalytische Untersuchungen in Tornow und Presenchen. In: J. Herrmann 1973a, S. 203–241
- Leciejewicz, L. 1962: Początki nadmorskich miast na Pomorzu Zachodnim. Wrocław u. a. 1962
- 1968: Miasta Słowian północnopołabskich. Wrocław u. a. 1968
- 1976: Słowiańszczyzna zachodnia. Wrocław u. a. 1976
- Łosiński, W. 1982: Osadnictwo plemienne Pomorza (VI–X wiek). Wrocław u. a. 1982
- Łowmiański, H. 1953: Podstawy gospodarcze formowania się państw słowiańskich. Warszawa 1953
- Ludat, H. 1971: An Elbe und Oder um das Jahr 1000. Skizzen zur Politik des Ottonenreiches und der slawischen Mächte in Mitteleuropa. Köln–Wien 1971
- Marciniak, R. 1966: Ustrój polityczny związku obodryckiego do połowy XI wieku. In: Materiały zachodniopomorskie 12, 1966, S. 481–546
- Marx, K. 1961: Zur Kritik der Politischen Ökonomie. In: K. Marx, F. Engels, Werke, Bd. 13, Berlin 1961, S. 3–160
- 1962: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Bd. 1. In: K. Marx, F. Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962.
- Mětsk, F. 1968: Die Stellung der Sorben in der territorialen Verwaltungsgliederung des dt. Feudalismus. Ein Beitrag zur Rechts- und Verfassungsgeschichte des dt. Feudalismus im Sorbenland. Bautzen 1968
- Müller, A. von 1973: Slawen und Deutsche im Lichte der Archäologie Berlins. In: Mitteilungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 4/2, 1971–1973, S. 125–135
- Müller, A. von, Müller-Mučí, K. von 1983: Die Ausgrabungen auf dem Burgwall in Berlin-Spandau. Berlin (W) 1983
- Müller, H.-H. 1980: Zur Kenntnis der frühgeschichtlichen Pferde bei den Slawen zwischen Elbe/Saale und Oder. In: Przegląd archeologiczny 28, 1980 (1981), S. 91–122
- Müller-Mertens, E. 1955: Das Zeitalter der Ottonen. Berlin 1955
- 1956: Untersuchungen zur Geschichte der brandenburgischen Städte im Mittelalter, Teil 1. In: Wiss. Z. der Humboldt-Universität Berlin, Gesellschafts- u. sprachwiss. Reihe 5, 1955/56, S. 191–221
- 1963: Karl der Große, Ludwig der Fromme und die Freien. Berlin 1963
- 1980: Die Reichsstruktur im Spiegel der Herrschaftspraxis Ottos des Großen. Berlin 1980

- Musianowicz, K. 1949: Kabłaczki skroniowe – próba typologii i chronologii. In: Światowit 20, 1948/49, S. 115–232
- Nadolski, A. 1954: Studia nad uzbrojeniem polskim w X, XI i XII wieku. Łódź 1954
- Neugebauer, W. 1965: Der Burgwall Alt-Lübeck. Geschichte, Stand und Aufgaben der Forschung. In: Offa 21/22, 1964/1965, S. 127–257
- 1968: Übersicht über die Ergebnisse der Ausgrabungen in Alt Lübeck. In: ZfA 2, 1968, S. 75–97
- Nový, R. 1969: Die Anfänge des böhmischen Staates, Teil 1. Prag 1969
- Osten, G. 1978: Slawische Siedlungsspuren im Raum um Uelzen, Bad Bevensen und Lüneburg. Uelzen 1978
- Petersohn, J. 1979: Der südliche Ostseeraum im kirchlich-politischen Kräftespiel des Reiches, Polens und Dänemarks vom 10. bis 13. Jh. Köln–Wien 1979
- Pošváb, J. 1958: Počátky mince u polabských a pobaltských Slovanů. In: Vznik a počátky Slovanů 2, 1958, S. 121–144
- Procházka, V. 1969: Die Stammesverfassung der Elbslawen. In: ZfA 3, 1969, S. 36–47
- Radig, W. 1955: Die Siedlungstypen in Deutschland und ihre frühgeschichtlichen Wurzeln. Berlin 1955
- Rapports Bratislava 1979, 1980: Rapports du III^e Congrès International d'Archéologie Slave Bratislava 1975, Bd. 1 und 2. Bratislava 1979, 1980
- Rempel, H. 1959: Die sorbische Keramik in Thüringen. In: PZ 37, 1959, S. 175–186
- 1966: Reihengräberfriedhöfe des 8. bis 11. Jh. aus Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen. Berlin 1966
- Rörig, F. 1952: Magdeburgs Entstehung und die ältere Handelsgeschichte. Berlin 1952
- Rusanova, I. P. 1976: Slavjanskije drevnosti VI–VII vv. meždu Dneprom i Zapadnym Bugom. Moskva 1976 (Archeologija SSSR. Svod archeologičeskich istočnikov E I–55)
- Schich, W. 1977: Zum Verhältnis von slawischer und hochmittelalterlicher Siedlung in den brandenburgischen Landschaften Zauche und Teltow. In: Jb. für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 26, 1977, S. 53–85
- 1980: Stadterwerb im Raum zwischen Elbe und Oder im Übergang von der slawischen zur deutschen Periode. In: Germania Slavica Bd. 1, Hg. W. H. Fritze, Berlin (W) 1980, S. 191–238
- Schlegel, G. 1980: Das Zisterzienserkloster Dargun 1172–1552. Leipzig 1980
- Schlimpert, G. 1972: Die Ortsnamen des Teltow. Weimar 1972 (BNB, Teil 3)
- Schmidt, B. 1961, 1970, 1976: Die späte Völkerwanderungszeit in Mitteldeutschland. Textteil Halle 1961; Katalog Südtel Berlin 1970; Katalog Nordostteil Berlin 1976
- Schmidt, E. 1973: Die Mark Brandenburg unter den Askaniern (1134–1320). Köln–Wien 1973
- Schmidt, V. 1984: Lieps. Eine slawische Siedlungskammer am Südende des Tollensesees. Berlin 1984
- Schoknecht, U. 1975: Rettungsgrabungen in der kaiserzeitlichen und slawischen Siedlung von Neu-brandenburg–Fritscheshof. In: JBM 1975 (1976), S. 159–267
- 1977: Menzlin. Ein frühgeschichtlicher Handelsplatz an der Peene. Berlin 1977
- Schott, L. 1960: Zur Anthropologie des slawischen Gräberfeldes von Gustävel, Kr. Sternberg. In: JBM 1960 (1962), S. 169–200
- Schuchhardt, C. 1926: Arkona, Rethra, Vineta. Berlin 1926
- Schuldt, E. 1956: Die slawische Keramik in Mecklenburg. Berlin 1956
- 1963: Die Ausgrabungen im Gebiet der „Alten Burg“ von Sukow, Kr. Teterow. In: JBM 1963 (1964), S. 217–238
- 1964: Slawische Töpferei in Mecklenburg. Schwerin 1964
- 1965: Behren–Lübchin. Eine spätslawische Burganlage in Mecklenburg. Berlin 1965
- 1985: Groß Raden. Ein slawischer Tempelort des 9./10. Jh. in Mecklenburg. Berlin 1985
- Schuster-Šewc, H. 1964: Zur Bezeichnung des Bauern im Slawischen: *cholъrъ, *kъmetъ, *smъdъ. In: ZfSI 9, 1964, S. 241–255
- Sedov, V. V. 1979: Proischoždenie i rannaja istorija slavjan. Moskva 1979
- Slaski, K. 1960: Podziały terytorialne Pomorza w XII–XIII wieku. Poznań 1960

- Słowiańszczyzna połabska 1981: Słowiańszczyzna połabska między Niemcami a Polską. Poznań 1981
- Słownik Bd. 1–6: Słownik starożytności słowiańskich. Wrocław u. a. Bd. 1 1961, Bd. 2 1964, Bd. 3 1967, Bd. 4 1970, Bd. 5 1975, Bd. 6 1977
- Stern, L., Bartmuß, H.-J. 1970: Deutschland in der Feudalepoche von der Wende des 5./6. Jh. bis zur Mitte des 11. Jh. Berlin ²1970 (insbesondere die Beiträge von J. Brankačk zu den Slawen) (Lehrbuch der dt. Geschichte, Beiträge 2/1)
- Stern, L., Gericke, H. 1978: Deutschland in der Feudalepoche von der Mitte des 11. Jh. bis zur Mitte des 13. Jh. Berlin ²1978 (Lehrbuch der dt. Geschichte, Beiträge 2/2)
- Stern, L., Voigt, E., Schildhauer, J. 1976: Deutschland in der Epoche des vollentfalteten Feudalismus von der Mitte des 13. bis zum ausgehenden 15. Jh. 2., veränderte Aufl. Berlin 1976 (Lehrbuch der dt. Geschichte, Beiträge 2/3)
- Stloukál, M., Vyhnaněk, L. 1976: Slované z velkomoravských Mikulcic. Praha 1976
- Struve, K. W. 1961: Die slawischen Burgen in Wagrien. In: Offa 17/18, 1959/61, S. 57–108
- 1981: Die Burgen in Schleswig-Holstein. Bd. 1: Die slawischen Burgen. Neumünster 1981
- Strzelczyk, J. 1980: Der slawische Faktor im Lichte schriftlicher Quellen der Geschichte Mitteldeutschlands vom 6. bis 8. Jh. In: Lëtopsis (Bautzen) B 27/2, 1980, S. 135–148
- Timpel, W. 1979: Neue archäologische Untersuchungen im westsaalischen Thüringen zum Umfang und zur Grenze der slawischen Besiedlung im mittelalterlichen dt. Feudalstaat. In: Rapports Bratislava 1979, S. 833–840
- Tokarew, S. A. 1976: Die Religion in der Geschichte der Völker. Berlin ²1976
- Trautmann, R. 1948: Die slavischen Völker und ihre Sprachen. Leipzig 1948
- 1948/49: Die elb- und ostseeslawischen Ortsnamen, Teil 1, 2. Berlin 1948, 1949; Register bearbeitet von H. Schall, Berlin 1956
- 1950: Die slavischen Ortsnamen Mecklenburgs und Holsteins. Berlin ²1950
- Tymieniecki, K. 1958: Uwagi o smerdach (smardach, smurdach) słowiańskich. In: Studia Historica. W 35-lecie pracy naukowej H. Łowmiańskiego, Warszawa 1958, S. 105–136
- Ullrich, H. 1969: Interpretation morphologisch-metrischer Ähnlichkeiten an ur- und frühgeschichtlichen Skeletten in verwandtschaftlicher Hinsicht. In: ZfA 3, 1969, S. 48–88
- 1973: Behandlungen von Krankheiten in frühgeschichtlicher Zeit. In: Berichte IKSA Berlin, Bd. 3, S. 475–481
- Unverzagt, W., Schuldt, E. 1963: Teterow. Ein slawischer Burgwall in Mecklenburg. Berlin 1963
- Uslar, R. von 1964: Studien zu frühgeschichtlichen Befestigungen zwischen Nordsee und Alpen. Köln–Graz 1964
- Váňa, Z. 1960: Die Keramik der slawischen Stämme in Ostdeutschland. In: Vznik a počátky Slovanů 3, 1960, S. 123–164
- Vogel, W. 1972: Slawische Funde in Wagrien. Neumünster 1972
- Vogt, H.-J. 1968: Zur Kenntnis der materiellen Kultur der Sorben im Elster-Pleiß-Gebiet. In: ZfA 2, 1968, S. 1–15
- 1985: Die Ausgrabungen auf der Wiprechtsburg in Groitzsch, Kr. Borna. Ein Beitrag zur Frühgeschichtsforschung aufgrund archäologischer Quellen in Sachsen. Berlin (im Druck)
- Wachowski, K. 1950: Słowiańszczyzna zachodnia. Wstępem poprzedził G. Labuda. Poznań ²1950
- Walther, H. 1956: Siedlungsentwicklung und Ortsnamengebung östlich der Saale im Zuge der dt. Ostexpansion und Ostsiedlung. In: Vom Mittelalter zur Neuzeit. Sproemberg-Festschr., Berlin 1956, S. 77–89
- 1963: Dt. und slawische Siedlung im oberen Maingebiet. In: Slawische Namenforschung, Berlin 1963, S. 95–109
- 1965: Bedeutung und Methodik namenkundlich-siedlungsgeschichtlicher Forschungen. In: ZfG 13, 1965, S. 770–784
- 1971: Namenkundliche Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Saale- und Mittelalbgebietes bis zum Ende des 9. Jh. Berlin 1971

- Warnke, D. 1977: *Wicken an der südlichen Ostseeküste*. Berlin 1977
- Wędzki, A. 1974: *Początki reformy miejskiej w Środkowej Europie do połowy XIII wieku (Słowiańszczyzna zachodnia)*. Warszawa-Poznań 1974
- Wikinger und Slawen 1982: *Wikinger und Slawen. Zur Frühgeschichte der Ostseevölker*. J. Herrmann u. a. Berlin 1982; desgleichen Neumünster 1982
- Witkowski, T. 1968: *Der Namen der Redarier und ihres zentralen Heiligtums*. In: *Symbolae philologicae in honorem Vitoldi Taszycki*, Wrocław u. a. 1968, S. 405-415
- Witte, H. 1905: *Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg*. Stuttgart 1905
- Żak, J. 1967: *Die Beziehungen zwischen Skandinaviern und den slawischen Stämmen westlich der Oder im Lichte der Bodenfunde des 9.-11. Jh.* In: *ZfA* 1, 1967, S. 305-328
- Zernack, K. 1967: *Die burgstädtischen Volksversammlungen bei den Ost- und Westslawen. Studien zur verfassungsgeschichtlichen Bedeutung des Věče*. Wiesbaden 1967
- Zientara, B. 1976: *Przemiany społeczno-gospodarcze i przestrzenne miast w dobie lokacji*. In: *Miasta doby feudalnej w Europie środkowo-wschodniej. Przemiany społeczne a układy przestrzenne*, Hg. A. Gieysztor, T. Rosławski, Warszawa u. a. 1976, S. 67-97
- Zoll-Adamikowa, H. 1975, 1979: *Wczesnośredniowieczne cmentarzyska ciałopalne Słowian na terenie Polski*. Wrocław u. a. Bd. 1: *Zródła* 1975, Bd. 2: *Analiza, wnioski* 1979

4. Abbildungsnachweis

Folgende Museen und Institutionen stellten dankenswerterweise z. T. unveröffentlichte Funde und Archivmaterial für den Abbildungsteil dieses Bandes zur Verfügung:

Angermuseum Erfurt; Deutsche Bücherei. Deutsches Buch- und Schriftmuseum Leipzig; Domstift Brandenburg; Friedrich-Schiller-Universität Jena, Universitätsbibliothek; Heimatmuseum Angermünde; Heimat- und Schloßmuseum Sondershausen; Historisches Bezirksmuseum Neubrandenburg; Institut für sorbische Volksforschung der Akad. der Wiss. der DDR Bautzen; Kreisheimatmuseum Neuruppin; Kulturhistorisches Museum Prenzlau; Kulturhistorisches Museum Stralsund; Landesmuseum für Vorgeschichte Dresden; Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Saale); Märkisches Museum Berlin; Museen der Stadt Gotha; Museum Brandenburg; Museum der Stadt Rostock; Museum für Ur- und Frühgeschichte Potsdam; Museum für Ur- und Frühgeschichte Schwerin; Museum für Ur- und Frühgeschichte Thüringens Weimar; Müritzmuseum Waren; Prignitzmuseum Havelberg; Spreewald Freiland Museum Lübbenau-Lehde; Staatliche Museen Berlin; Staatliche Museen. Preußischer Kulturbesitz, Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin (W); Staatsarchiv Dresden; Staatsarchiv Schwerin; Stadtarchiv Frankfurt (Oder); Stadtarchiv Leipzig; Stadtarchiv Stralsund; Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie der Akad. d. Wiss. der DDR Berlin (abgekürzt ZIAGA).

Nachweis für Textabbildungen

Zeichnungen: A. Dallmer 10, 11, 13, 15, 19, 21-23, 36, 42, 43, 47-49, 52, 59, 63-70, 73, 78, 82, 83, 93, 94, 106, 107, 114, 119, 120, 123, 127, 136, 140, 141, 148, 150, 161, 164 sowie Vorsatzkarte und Taf. 1; G. Eitner 1, 3, 5, 8, 9, 53-55, 62, 71, 72, 74, 75, 98, 100, 102, 104, 113, 115, 117, 121, 126, 151, 155, 157, 162, 163, 165, 168; S. Faust 2, 6, 7, 17, 18, 20, 24, 25, 27, 28, 30-35, 37-41, 44-46, 51, 56-58, 60, 61, 76, 77, 79-81, 84, 87-92, 95-97, 99, 101, 103, 108-112, 116, 118, 122, 124, 128-135, 137-139, 142-147, 149, 152, 153, 156, 158-160, 166; A. Köstner 4, 12, 14, 16, 26, 29, 85, 86, 105, 125, 167, 169; I. Säuberlich 45, 50, 154, 170-172.

Vorsatzkarte Entwurf J. Herrmann.

Abb. 1 Entwurf E. Lange.

- Abb. 2 V. Schmidt 1984, ergänzt nach Corpus Bd. 2 und Kartei A. Leube.
- Abb. 3 Entwurf I. Heindel nach Corpus Bd. 2.
- Abb. 4, 5 Entwurf J. Herrmann, vgl. auch *Settimane di studio del centro italiano di studi sull'alto medioevo* 30, 1983, Abb. 10, 11.
- Abb. 6, 7 J. Herrmann 1968, Abb. 5; H. Brachmann 1978; P. Donat 1982.
- Abb. 8 Entwurf J. Herrmann.
- Abb. 9 Entwurf J. Herrmann (1968, Beil. Abb. 11) überarbeitet nach E. Gringmuth-Dallmer 1983, Karte 1; H.-U. Voß, *Die german. Funde der Völkerwanderungszeit im Raum zwischen Elbe/Mulde und Oder/Neiße*. Ungedruckte Diplomarbeit, Berlin 1982; K. Godłowski, Karte 2, in: *Studien zur Sachsenforschung* 2, 1980; D. Hellfaier, (M. Last), *Gräberfelder der Merowinger- und Karolingerzeit in Niedersachsen*, 1976, Karte; P. Donat, E. Lange, in: *ZfA* 17/2, 1983, S. 223 ff.
- Abb. 10 G. Wetzel, in: *VMP* 12, 1979, S. 150, Abb. 24.
- Abb. 11 Entwurf E. Gringmuth-Dallmer nach H. Walther; Z. Váňa, in: *Vznik a počatky Slovanů* 2, 1958, S. 183 ff., H. Jakob, in: *FuF* 32, 1958, S. 304 ff.; derselbe, in: *ZfA* 16, 1982, S. 95 ff.
- Abb. 12 Entwurf E. Gringmuth-Dallmer nach Karte W. Timpel; Corpus Bd. 5 (Kartei I. Heindel); H. Brachmann 1978; H. Walther 1971; G. Hänse, *Die Flurnamen des Stadt- und Landkreises Weimar*, 1970.
- Abb. 13 Entwurf J. Herrmann nach P. Korošec, *Zgodnjesrednjeveška arheološka slika karantanskih Slovanov*, 1979, Beil. 4; H. Friesinger, in: *Germanen, Awaren, Slawen in Niederösterreich* 1977, S. 126; M. Pertlwieser, in: *Baiern und Slawen* 1980, S. 75; J. Poulik, *Mikulčice*, 1975, S. 23.
- Abb. 14 Entwurf T. Witkowski nach M. Bathe, R. E. Fischer, G. Schlimpert, in: *Beiträge zum slaw.-onomastischen Atlas* 3, 1970, S. 43 ff.
- Abb. 15 Entwurf H. Ullrich.
- Abb. 16 Entwurf E. Gringmuth-Dallmer, B. Müller nach Corpus Bd. 1-5; JBM 1970-1981; H. Brachmann 1978; P. Donat 1984; H.-J. Vogt, in: *VMP* 1985 (im Druck); V. Schmidt, in: *AuF* 28, 1983, S. 127; K. W. Struve 1981; V. Vogel 1972; R. Grenz 1961; W. Neugebauer 1965; W. Filipowiak, *Wolinianie*, 1962; derselbe, *Kamień wczesnodziejowy*, 1959; M. Klichowska, in: *Materiały zachodniopomorskie* 7, 1961, S. 457 ff.; W. Garczyński, in: ebenda, 8, 1962, S. 85 ff.; H. J. Eggers, *Funde der wendisch-wikingischen Zeit in Pommern*, 1978; W. Śmigielski, in: *Fontes archaeologici Posnanienses* 12, 1961, S. 281-325.
E. Lange 1971; u. a.
Kartei R. E. Fischer, F. Hintze, G. Schlimpert, H. Walther, T. Witkowski.
- Abb. 17 Entwurf nach J. Herrmann 1978, überarbeitet nach Corpus Bd. 2; E. Lange, L. Jeschke, H. D. Knapp, *Landschaftsgeschichte der Insel Rügen seit dem Spätglazial*, Berlin (im Druck).
- Abb. 18 U. Schoknecht, in: *AuF* 22, 1977, S. 129 - Abb. 5 (H. Bolz).
- Abb. 19 Mus. Neuruppin.
- Abb. 20 E. Schuldt, *Handwerk und Gewerbe des 8. bis 12. Jh. in Mecklenburg*, 1980, Abb. 37 (K.-J. Seiffert).
- Abb. 21 J. Herrmann, in: *ZfA* 15, 1981, S. 7 - Abb. 2.
- Abb. 22 R. Breddin, in: *AuF* 4, 1959, S. 87 - Abb. 1.
- Abb. 23 W. Szafranski, in: *Archeologia Polski* 1, 1957, S. 159 - Abb. 13.
- Abb. 24 B. Gediga, in: *Sprawozdanie archeologiczne* 19, 1968, S. 283 - Abb. 16; E. Schuldt, *Burg und Siedlungen von Groß Raden*, 1978, S. 51 - Abb. 43 (K.-J. Seiffert).
- Abb. 25 E. Schuldt (wie in Abb. 24), S. 51 - Abb. 44 (K.-J. Seiffert).
- Abb. 26 Entwurf E. Lange, H.-H. Müller.
- Abb. 27, 28 Entwurf H.-H. Müller.